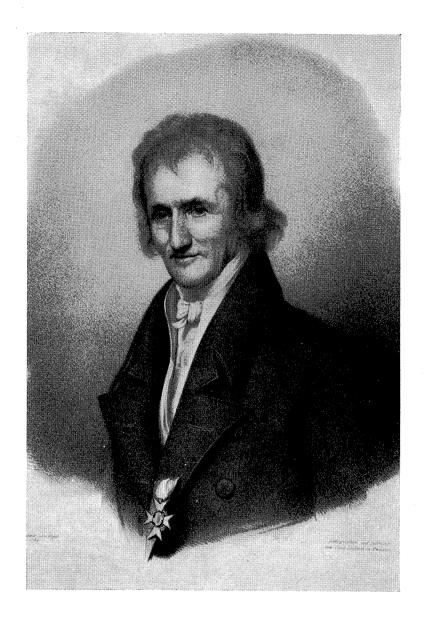
# INHALT

Chronik der Stadt Burg Stargard und ihrer Gemarkung im Rahmen der Landesgeschichte VIII b  Staatsarchivrat a.D. Dr. Paul Steinmann	\- 3
Ein mecklenburgischer Pfarrer wurde Wissenschaftler! / Martin Breest	17
Die patagonischen Buchenurwälder in der Südkordillere Argentiniens DiplForstwirt H. N. F. Tesdorff, Argentinien	23
Henriette Sontag und Neustrelitz Staatsarchivdirektor a.D. Dr. Kurt Forstreuter, Göttingen	24
Ludwig Giesebrecht als Geschichtsschreiber des Mirower Fürstenhofes Professor Dr. Friedrich Scheven	34
Aphorismen / Ilse Siemers	49
Der Unteroffizier im Regiment Colberg Sophie Dorothea Friederike Krüger, genannt August Lübeck, aus Friedland in Meckl. / Annalise Wagner	50
Heinrich Arminius Riemann. Der Lebensweg eines Ratzeburger Domschülers (1793—1872) / Landessuperintendent Domprobst Hans Henning Schreiber, Ratzeburg	53
Die Antwort / G. H	57
Von Komödianten und Bühnen im alten Güstrow / Dr. Wilhelm Gernentz	58
Der Mecklenburger Otto Piper. Begründer der deutschen Burgenforschung Dr. Gerhard Böhmer	66
Über die Gelehrtenschule in Neubrandenburg. IV. Die Schule von Neubrandenburg um 1804 / Irmgard Unger-Brückner	68
Abschied / G.H	72
Wilhelm Unger 1775—1855, Neffe von Wilhelm Tischbein, Hofmaler und Professor in Neustrelitz, Anhang IV, Werke Professor Dr. Eckhard Unger	73
Ein Märchen / W. Cordua	84
Zwei Wossidlo-Briefe / Oberstudiendirektor Dr. Rudolf Lüth	86
Der letzte Beethoven / Hermann Rössler, Canada	92
Festrede vom 14. Dezember 1962 / GD. Dr. jur. Hermann Stech, Hannover	95
Zu unsern Texten und Bildern	98
Ein Brief aus Kalifornien / Dr. med. Friedrich Rosenthal	100
Zum neuen Jahr / Karl Nahmmacher	103
Das Malchiner Realgymnasium / Studienrat i. R. Erich Reincke	104
Neudrusedom, 2. Folge. Erinnerungen von Niklas Nothnagel *	115
Ein Brief aus Südafrika / Hans Lösch	123
Bücher und Buchbesprechungen	125
Uns' plattdütsch Eck	131
Vermischte Beiträge	136
Verschiedenes	seite



 ${\it Johann~Gottfried~Seume}$  (1763 Poserna — 1810 Teplitz) Stahlstich von Friedrich Müller

Aus: Gedenktage des mitteldeutschen Raumes, gesamtdeutsches Kalendarum für 1963, Verlag Wolfgang Weidlich, Frankfurt am Main.



Heinrich von Cotta

(1763 Zillbach — 1814 Tharandt.) Litographie von E. Zöller nach einer Zeichnung von C. Vogel von Vogelstein aus dem Jahre 1832.

Aus: Gedenktage des mitteldeutschen Raumes, gesamtdeutsches Kalendarum für 1963, Verlag Wolfgang Weidlich, Frankfurt am Main.

# Das Carolinum

Blätter für Kultur und Heimat



#### Alle Rechte vorbehalten

Die Bezugsgebühren sind im Beitrag enthalten

Im Auftrage der Carolinerschaft herausgegeben

vor

Oberstudiendirektor a. D. Gustav H. Piehler Göttingen, Guldenhagen 19

Druck: Buchdruckerei und Graphische Werkstätten Gebrüder Wurm KG, Göttingen

# Chronik der Stadt Burg Stargard und ihrer Gemarkung im Rahmen der Landesgeschichte

von Paul Steinmann

VIII.

Mecklenburg-Strelitz und die nationale Erhebung. Die Errichtung des "Vaterländischen Husarenregiments" und dessen Anteil an den Freiheitskriegen (1813-15).

b) Vom Abmarsch des Husarenregiments am 30. Juni 1813 zur Schlesischen Armee bis zur großen Revue vom 11. August am Fuße des Zobten



Herzog Carl zur Zeit der Freiheitskriege

Aufbruch des Regiments aus der Heimat und Marsch zur Schlesischen Armee des Generals der Kavallerie von Blücher nach Ohlau.

Der Aufbruch des "Vaterländischen Husarenregiments" zur Teilnahme am Freiheitskrieg erfolgte, wie der ehemalige freiwillige Jäger Richter in seinen Erinnerungen vermerkt $^1$ ), unter "trüben Auspicien".

In den Schlachten von Groß Görschen bzw. Lützen (2. Mai) und Bautzen (20./21. Mai) hatte es sich gezeigt, daß die verbündeten Preußen und Russen trotz aller Tapferkeit dem Feldherrngenie Napoleons und seinen zwar nicht an Geist, wohl aber an Zahl überlegenen Streitkräften noch nicht gewachsen waren.

<sup>&</sup>lt;sup>1)</sup> F. Richter [aus Buchholz bei Fürstenberg]: Erinnerungen aus dem vom ehemaligen Mecklenburg-Strelitzschen Husarenregimente glorreich beendigten Feldzuge im Jahre 1813. In besonderer Berücksichtigung auf das freiwillige Jäger-Corps, 1838, S. 14.

Jedoch waren es Schlachten, "in denen die besiegten Preußen zur frohen Gewißheit ihrer verjüngten Kraft und Leistungsfähigkeit kamen".2) Napoleon aber hatte erkennen müssen, daß er es nicht mehr mit den gedrillten Söldnern der alten friedrizianischen Armee von Iena und Auerstädt zu tun hatte. Vielmehr waren seine Gegner die Soldaten, Freiwilligen und Landwehrmänner des von begeisterter Vaterlandsliebe und von einem großen Draufgängertum erfüllten Aufgebots des neuen Volksheeres der preußisch-deutschen Nation. – Erhebliche Verluste des preußischen Heeres und starker Druck Napoleons hatten die verbündeten Preußen und Russen genötigt, sich aus Sachsen nach Schlesien zurückzuziehen. Doch war die Armee "ohnerachtet ihres steten Rückzuges geschlossen und ungebrochen in ihrem Mute" (Gneisenau).2) Sie mußte sich aber von ihren Rückschlägen erholen, ihre Mannschaftsbestände und Rüstungen ergänzen. Dazu wurde den Verbündeten durch den unvermutet von Napoleons Bevollmächtigten am 4. Juni bis zum 30. Juli – samt 6 Tagen darüber zur Aufkündigung – zu Poischwitz (in Schlesien) unter Festlegung zweier Demarkationslinien mit einer neutralen Zone, abgeschlossenen Waffenstillstand3) die Gelegenheit geboten. Später verlängert, erstreckte er sich bis zum 16. August. - Der Waffenstillstand kettete die bislang wenig einsatzbereiten Russen, für die der Krieg nicht mehr ein Freiheitskrieg, sondern ein politischer Krieg alten Stils war, stärker an die Preußen. Seine entscheidende Bedeutung erhielt aber der Waffenstillstand dadurch, daß Österreich sich für die Sache der Verbündeten entschied.

Stark beeindruckt waren die Husaren auch durch die Ende Mai erfolgte "Wiederbesetzung der unglücklichen Stadt Hamburg durch die Franzosen" und durch "die Hiobspost von der Gefangennehmung und Niedermetzelung des Lützowschen Corps durch den verrätherischen Feind während des bereits feierlich abgeschlossenen Waffenstillstandes.<sup>4</sup>) Diese Nachricht ward in Mecklenburg mit

<sup>&</sup>lt;sup>2</sup>) F. Meinecke: Das Zeitalter der deutschen Erhebung, 1906 und 1924, S. 123/24. 3) Bereits seit dem 18. Mai hatte Napoleon sich um Waffenruhe bemüht. Er war bestrebt, seinen "empfindlichen Mangel" an Kavallerie zu beseitigen und seine Artillerie zu verstärken. Außerdem wollte er Österreich auf seine Seite ziehen. - Die preußisch-deutschen Patrioten, vor allem Blücher und Gneisenau, waren empört über den Abschluß des Waffenstillstandes. Sie fürchteten, daß er zu einem faulen Frieden führen und die Wiederherstellung der Macht Preußens verhindern würde. Aber es sollte sich bald zeigen, daß die Waffenruhe günstige Auswirkungen für die Sache der Verbündeten hatte: Er hielt die Russen bei der Stange, die geneigt gewesen waren, sich nach Polen zurückzuziehen, die Preußen und Russen konnten ihre Streitkräfte erheblich verstärken und Österreich schloß sich am 27. Juni den Verbündeten an. Metternich hatte erkannt, daß sich für sein Land die Gelegenheit bot, eine bedeutsame Machtposition zu erringen. — Bekanntlich war der Abschluß des Waffenstillstands — abgesehen von Smolensk, wo Napoleon 1812 "nicht anhielt" — der größte Fehler Napoleons, weil er jetzt "anhielt", statt sogleich vorzurücken. Das hat er noch auf St. Helena offen zugegeben. J. Scherr: Blücher. Seine Zeit und sein Leben, 8. Aufl., III, [1914], S. 130 ff. M. Graf Yorck von Wartenburg: Napoleon als Feldherr, 2. Aufl., I, 1887, S. 225/26, 228, 242, 245. Yorck von Wartenburg sieht (S. 246) in dem Abschluß des Waffenstillstands ein Nachlassen von Napoleons Genie, "ein Nachgeben gegen die Umstände, während es früher das Kennzeichen seines Genius gewesen war, die Umstände zu meistern". Allgemeine Deutsche Biographie, II, (Blücher), S. 729 ff. H. Delbrück: Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neidhardt von Gneisenau, I, 3. Aufl., 1908, S. 311 ff.

<sup>4)</sup> Die Reiterschar des Lützowschen Freikorps wurde am 17. Juni 1813 bei Kitzen (ca. 20 km südwestlich Leipzig) auf Napoleons Befehl unter Verletzung des Waffenstillstands in niederträchtiger Weise überfallen. Napoleon wollte die Freikorps vernich-

um so größerer Wehmuth vernommen, da viele unsrer Landsleute in dieser tapferen Schaar dienten: auch für uns war sie Wermuth in dem Becher der Freude", schreibt Richter (S. 14).

Die Stimmung der Husaren war - wenigstens zunächst - auch dadurch beeinträchtigt, daß ihr Einsatz nicht zusammen mit den Schweriner Truppen auf dem Kampfplatz an der Unterelbe erfolgte, sondern diametral entgegengesetzt auf dem schlesischen Kriegsschauplatz. Milarch schreibt darüber in seinen Denkwürdigkeiten 5): "Man hatte sich beim Regimente der Hoffnung hingegeben, zu dem Heerestheil verwendet zu werden, welcher unter dem General Wallmoden gegen Marschall Davoust in Hamburg aufgestellt wurde. So schmeichelte man sich, dem Vaterlande und seinen Angehörigen näher zu bleiben und öfter Nachricht und Zuschub jeglicher Art aus der Heimath zu erhalten . . ." - Hierbei war aber lediglich der Wunsch der Vater des Gedankens! Dieser war vermutlich dadurch genährt worden, daß Wallmoden dem Strelitzer Husarenregiment Säbel und Pistolen überwiesen hatte. Es war jedoch, wie wir sahen (s. Kap. VIIIa, unter 1813 Januar 5. und 20.) von vorneherein von der Neustrelitzer Regierung beschlossen, daß die Husaren im Verbande der preußischen Truppen eingesetzt werden sollten.

Der "Abmarsch des vaterländischen Husaren-Regiments . . . nach Schlesien zur alliirten Armee" 6) erfolgte am 30. Juni, und zwar, was die beiden Neustrelitzer Schwadronen betraf, bereits um 4 Uhr. Mit ihnen trafen etwa eine halbe 30. Stunde später die beiden in Altstrelitz untergebrachten Schwadronen außerhalb der Stadt "bei den Buchen" zusammen. Das Regiment marschierte nun geschlossen in Richtung auf Fürstenberg. - Trotz der frühen Morgenstunde hatten sich zahlreiche Verwandte und Freunde eingefunden, die dem Regiment auf Wagen, zu Pferde und zu Fuß das Geleit gaben. "Die Fußgänger blieben bald zurück, und einige freundliche Worte an manche Reitende und Fahrende, sich

ten, weil sie seinen rückwärtigen Verbindungen und seinem Nachschub empfindlichen Schaden zugefügt hatten. — Der Waffenstillstand war dem Major von Lützow "nicht angezeigt, ja geflissentlich verschwiegen worden", wobei der Major von Schütz, der die Korps des Majors von Lützow und des Rittmeisters von Colomb aufsuchen sollte, um sie von dem Waffenstillstand zu benachrichtigen, von Marschall Berthier belogen und hingehalten wurde! - Der Überfall war ein Akt roher Gewalt, der unter Anwendung von Hinterlist, Täuschung und Wortbruch gegenüber dem allzu sorglosen und vertrauensseligen Lützow durchgeführt wurde. Hierbei schoben die Generale Arrighi und Fournier in raffinierter Weise die Ausführung dieses schändlichen Handelns in erster Linie württembergischen Regimentern zu! Die Lützower hatten einige Tote und mehrere Verwundete, 9 Offiziere und etwa 320 - 330 Mann gerieten in Gefangenschaft, etwa 100 Mann, unter ihnen Lützow und der "Volontär" Theodor Körner und ca. 60 Kosaken entkamen über die Elbe. — Das Freikorps war Blücher unterstellt. Dieser forderte daher in einem Bericht an den König "über das unerhörte Betragen des Feindes gegen das Lützowsche Korps" die sofortige Wiedereröffnung der Feindseligkeiten. Dazu kam es zwar noch nicht, aber auf Gneisenaus Vorschlag wurde die vertragsmäßig festgesetzte Verproviantierung der von den Franzosen besetzten Festungen Stettin, Küstrin, Danzig usw. eingestellt, und Blücher überschritt noch vor Ablauf des Waffenstillstands die Demarkationslinie und rückte in die neutrale Zone ein. A. Brecher: Napoleon I. und der Überfall des Lützowschen Freikorps bei Kitzen am 17. Juni 1813, 1897. Scherr, II, S. 83/84, 139/40. K. von Priesdorff: Soldatisches Führertum, Bd. IV, [1937], S. 445/46.

<sup>&</sup>lt;sup>5</sup>) S. 26; s. Anm. <sup>6</sup>).

<sup>6)</sup> Mecklbg.-Strel. Staatskalender "auf das Jahr 1814", Annalen. — Damit das Land Stargard nicht von Truppen entblößt wurde, war zwei Tage zuvor das "Corps des

und uns nicht den Abschied durch ihre Begleitung schwerer zu machen, bewog diese nach und nach umzukehren und uns den ernsten Gedanken an das, was wir verlassen und was uns bevorstand, zu überlassen. Die vorherrschende Stimmung im Regimente war ernste Stille ... Dieser Stimmung entsprach das Äußere des Regiments auf dem Marsche": Die Offiziere und die Jäger in grauen Überröcken mit schwarzem Kragen, die Unteroffiziere und Mannschaften in grauen Stalljacken. "Zu diesem trüben Grau kam das Schwarz des Lederzeugs an Kartusch und Bandelier und der schwarze Überzug über die Tschakos. So hatte auch das Außere nichts Ermunterndes, die jugendlichen Gemüther Erheiterndes. Wer uns so auf dem Marsche sah, hatte mehr Gefallen an den Pferden,7) als an der Mannschaft ..." Jedoch wurde diese ernste und trübe Stimmung, von der in der Hauptsache wohl nur die Verheirateten ergriffen waren, schnell überwunden. Das Gefühl von der weltgeschichtlichen Bedeutung dieses Tages, an dem es den Strelitzer Husaren und Jägern vergönnt war, in den Freiheitskrieg zu ziehen, dominierte. Es kam wieder die glühende Begeisterung der Jugend für die heilige Sache des deutschen Vaterlandes zum Durchbruch, von der die Freiwilligen erfüllt waren, als sie sich zum Eintritt in das Regiment gemeldet hatten. Und so stimmte das ganze Regiment<sup>8</sup>) Schillers mitreißendes, für diese Stunden wie geschaffene Reiterlied an:

Generals und Ritters von Czernichef [Tschernitschew], bestehend in 3 Regimentern Kosaken, 2 Regimentern Dragonern und einem Regiment Issumscher Husaren zum Cantonnement in die hiesigen Lande" eingerückt. — Quellen für das Folgende: [A. A. F. Milarch]: Denkwürdigkeiten des Mecklenburg-Strelitzschen Husarenregiments in den Jahren des Befreiungskampfes 1813 bis 1815, nach dem Tagebuche eines alten Husaren und authentischen Quellen niedergeschrieben, 1854, S. 26 ff. J. F. Saefkow: Erinnerungen an meine Erlebnisse in dem Freiheitskrieg der Jahre 1813 — 1814 im damaligen vaterländischen Husaren-Regimente, 1866, S. 14 ff. Richter, S. 14 ff. — Oberstleutnant von Warburg hatte wohlweislich "solche frühe Stunde gewählt, theils um vor dem Eintreten der größeren Tageshitze in den Quartieren zu sein, theils einem zu großen Geleite von Freunden und Verwandten der Abziehenden möglichst zu entgehen" (Milarch). Die Dolmans waren (ebenso wie die hellblauen Paradehosen) in den Mantelsäcken verpackt, um sie zu schonen. Die Husaren trafen ja auch "gegen 11 Uhr bei glühender Sommerhitze und furchtbarem Staube in Fürstenberg ein" (Saefkow).

- <sup>7)</sup> Das Regiment war mit hervorragendem Pferdematerial ausgerüstet. Die mecklenburgische Pferdezucht florierte damals. Offensichtlich hatten alle Pferdebesitzer sich bemüht, möglichst gute Pferde herzugeben. Diese raschen und vorzüglich springenden Pferde trugen hernach nicht wenig zu den Erfolgen des Regiments beim Vorgehen in schwierigem Gelände und bei Attacken bei! Als das Pferd des Husaren Timm er war Warburgs Ordonnanzhusar und eroberte bekanntlich bei Möckern den Adler eines französischen Garderegiments bei Wartenburg von einer Kanonenkugel tödlich getroffen war, erhielt er sofort ein gutes schnelles, aus dem berühmten Ivenacker Gestüt stammendes Pferd. Neustrelitzer Stadtarchiv: XVC, Fasc.: Das C-Husarenregiment: Forschungen des ehem. Kupferschmiedemeisters Grobbecker, Neustrelitz, aus dem Jahre 1936 über Timm und seine Nachkommen.
- 8) Bereits als die beiden Altstrelitzer Schwadronen aus der Stadt abmarschierten, erscholl bei diesen "wie auf Commando aus allen Kehlen das Reiterlied: Frisch auf, Cameraden, aufs Pferd, aufs Pferd" (Saefkow). Das Regiment verfügte, abgesehen von den 2 Hornisten der Jäger, die aber invalide und nach dem Gefecht bei Goldberg nach Neustrelitz zurückgeschickt wurden, nur über 6 bzw. 5 Trompeter, "von denen einige außer den Signalen nur wenig auf ihren Instrumenten zu leisten vermochten" (Milarch, S. 34). Zu denen, die aber über die "einigen" hervorragten, gehörte offenbar der Trompeter Schmuhl aus Stargard, Musiker von Beruf, von dem es in der 2. Stammrolle des Husarenregiments von 1815 heißt: "Als Trompeter sehr gut und überhaupt

.Wohlauf Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd, ins Feld, in die Freiheit gezogen . . . '

Bald erschallten auch lustige und "aufmunternde Lieder", wie: "Hans Michel de wahnt in die Lämmerstraat, Kann maken wat he will . . . "

Unterkunft und Verpflegung am Abend des 1. Marschtages in Fürstenberg, Blumenow, Barsdorf, Tornow und Dannenwalde waren noch recht gut. Ganz anders war es damit am 2. und 3. Tag in Gransee und Oranienburg bestellt. Die Ouartiere im Preußischen waren unzureichend und eng, und das saure Bier sowie die dicken Erbsen mit dem ranzigen Speck behagten nicht dem verwöhnten mecklenburgischen Magen! Am 3. Juli erfolgte nach der Besichtigung und dem Vorbeimarsch in Zügen vor Berlin ein vielstündiger, strapaziöser Einmarsch in die Stadt in parademäßigem Anzug mit Vorbeimarsch bei glühender Hitze vor mehreren Palais, in denen Mitglieder der königlichen Familie wohnten. Erst spät kamen die Reiter und ihre Pferde, z. T. ohne Speise und Futter, in vielfach ungenügenden Quartieren zur Ruhe. "Doch hatten die mehrsten Jäger und Husaren noch Geld in den Taschen, und waren die Husaren am folgenden Tag, einem Ruhetag, in Berlin ziemlich zahlreich auf den Straßen in ihrem höchsten Paradeanzug, in den hellblauen Husarenbeinkleidern, zu sehen" (Milarch, S. 30). - Der Einmarsch des schönen Strelitzer Husarenregiments und der gute Eindruck von Roß und Mann war eine Sensation für die Berliner, so daß die Zeitungen darüber ausführlich berichteten! Aber die Husaren und Jäger "verließen die Königliche Residenz ohne Bedauern; denn das Gute, welches wir dort genossen, hatte unser Geld gekostet", schreibt Richter.

Am 5. Juli rückte das Regiment aus Berlin ab und zog über Alt-Landsberg, Müncheberg in seinem "grauen Marschanzug, stark bestäubt" am 8. Juli in Juli Frankfurt a. O. ein. "Einer der Frankfurter Herren..., der uns vor dem Tore 8. entgegenkam", schreibt Milarch, "sprach unserm Chef darüber sein Bedauern aus. Aus den Zeitungen, sagte er, habe man viel von unserm imposanten Einmarsch und Durchmarsch durch Berlin gelesen, und in der Stadt sei Alles aufs Höchste gespannt, das schöne Mecklenburgische Husarenregiment zu sehen. Warburg entschuldigte sich mit dem weiten Marsch durch die sandige und staubreiche Gegend, zumal es am Morgen sehr nach Regen ausgesehen habe, und wenn wir auch von außen so grau und grämlich aussähen, so wären wir innerlich desto lauterer und heiterer und würden uns beeilen, den Frankfurtern uns nur von der liebenswürdigsten Seite zu zeigen".

Am 9. Iuli setzte das Regiment seinen Marsch fort, hatte am 11. in Züllichau und am 14. unfern Fraustadt Ruhetage. "Die Beschwerden wurden in den heißen Julitagen immer härter, gereichten aber dem Regiment zu bessern Eingewöhnung in die militärische Zucht ... Einige willkürliche Fouragierungen von Klee und Wicken, die sich einzelne Husaren nach dem Beispiel einiger russischer Kavalleristen erlaubt hatten, und manche Ungehörigkeiten in den Quartieren veranlaßten einige sehr geschärfte Parolebefehle." Der Weitermarsch erfolgte in Richtung

sehr gutes Betragen". Schmuhl hatte, wie wir noch sehen werden, unmittelbar vor der Einnahme von Paris eine besondere Aufgabe zu erfüllen. — Im übrigen muß es mit dem Können der Trompeter hernach doch recht gut bestellt gewesen sein: Nach der Schlacht an der Katzbach, bei der Siegesfeier des Regiments, in der Blüchers Proklamation verlesen wurde (1. September 1813), sangen alle den Choral: "Nun danket alle Gott, unter Begleitung unserer Trompeten" (Saefkow, S. 36).

Juli 18. auf Trachenberg, "wo das Regiment am 18. Juli Rasttag hielt. Es ward uns da viel von dem vor einigen Tagen stattgehabten Congreß zwischen dem Kaiser Alexander, dem Könige von Preußen und dem Kronprinzen von Schweden, Karl Johann (Bernadotte), erzählt . . . ", schreibt Milarch.

Juli 22. Am 19. Juli marschierten die Husaren weiter über Trebnitz, Plosk, Oels, 8a) Namslau nach Polnisch Marchwitz und Umgebung. Dort wurde am 22. Juli der letzte Rasttag gehalten, um "Alles in möglichst empfehlenden Zustand zu setzen," da das Regiment am 23. Juli zu seiner Brigade und Division stoßen und von deren Chefs besichtigt werden sollte.

Einverleibung des Husarenregiments in das Korps des Generalleutnants von York und in dessen 2. Brigade des Generalmajors Prinzen Carl von Mecklenburg-Strelitz

Das Yorcksche Korps, 38 000 Mann stark, mit insgesamt 104 Geschützen, bildete das I. der Schlesischen Armee Blüchers. — Zu dieser gehörten noch die beiden russischen Korps der Generale Langeron (31 000 Mann) und Sacken (17 000 Mann); ein IV. Korps, unter dem russischen General St. Priest (13 000 Mann), hatte die Aufgabe, die Verbindung zwischen der Schlesischen und der Böhmischen Armee zu erhalten. — Das I. Korps bestand aus 4 Brigaden, der Reservekavallerie (28 Schwadronen) samt zwei reitenden Batterien, aus der Reserveartillerie (5 Fuß-, 2 reitende Batterien), aus 2 Pionierkompanien und aus der Handwerkerkolonne. Zu diesen Brigaden gehörten damals außer der Infanterie (aktive Soldaten, z. T. Jäger, Reservisten und — schlesische — Landwehrmänner), je 4 Schwadronen Kavallerie und je eine Fuß-Batterie. 8b)

Die 2. Brigade, <sup>8c</sup>) für die das Strelitzer Husarenregiment bestimmt war, stand seit einer letzten Phase der Schlacht von Groß-Görschen unter dem Kommando des Prinzen Carl. Als die Nachricht von dieser Zuweisung beim Korps eintraf, rief Yorck "mit lautem Unwillen"): "Hat mir der Teufel wieder einen Prinzen

<sup>8b</sup>) Milarch, S. 35/37, 43. Droysen (s. Anm. <sup>11</sup>), S. 484/85. — Außer preußischen Formationen waren im I. Korps nur noch ein Bataillon Thüringer (Weimaraner!) und von jetzt ab die 4 Schwadronen Strelitzer Husaren vertreten!

<sup>&</sup>lt;sup>8a)</sup> Als das Regiment in der Gegend von Oels durch einen großen Wald zog, begegnete es einem russischen Jägerregiment, dessen Musik das Lied: "Hops Marianchen", unter Mitwirkung eines Sängerchors und des ganzen Regiments unter dem Schall aller Trommeln spielte, "daß der ganze Wald davon wiederhallte . . . Wir ahnten nicht, daß wir mit diesen so lustig und heiter dahinziehenden Kriegern manchen harten Kampf in kameradschaftlicher Gemeinschaft bestehen würden. Das Regiment zog zum Sackenschen Corps, welches zur Entscheidung in der Schlacht an der Katzbach so kräftig mitwirkte. Die Heiterkeit dieser aus so weiter Ferne zum gemeinsamen Kampfe heranziehenden Krieger rief auch in unseren Reihen gleiche Stimmung hervor. Kaum hatten sie ihr Lied beendet, so stimmten zum Gegengruß auch unsere Jäger und Husaren das Schillersche Reiterlied an" (Milarch, S. 33/34).

<sup>8b)</sup> Milarch, S. 35/37, 43. Droysen (s. Anm. <sup>11</sup>), S. 484/85. — Außer preußischen

<sup>8</sup>c) Zu dieser gehörten bislang mit je 3 Bataillonen das 1. und das 2. ostpreußische Infanterieregiment, Chefs: Oberstleutnant von Lobenthal (früher Gouverneur des Prinzen Carl) bzw. Oberst von Sjöholm, das 6. Landwehrregiment mit 4 Bataillonen, Chef Oberstleutnant von Grumbkow, sowie die 6pfündige Fußbatterie, kommandiert von Kapitän Huet.

<sup>9)</sup> Yorck war darüber erzürnt, daß der jugendliche, 1785 geborene, mit einem argen soldatischen Makel behaftete Prinz die Brigade des sehr bewährten alten Generalmajors Frhr. von Hünerbein (geb. 1762) erhielt. — Dieser war 1812 in Kurland als Oberst Führer der Yorckschen Kavallerie gewesen und ein Soldat von besonderer Prägung: "Teilte im Felde alles mit den gemeinen Soldaten, aß ihr Brot und ihre

hergeführt! Da man mich nicht hat bei Seite schieben können, hat man wenigstens den Schwager des Königs mir in das Korps gesetzt, damit ja Alles brühwarm an die rechte Quelle berichtet wird!" "10" "Und gerade dieses Prinzen Name", schreibt Droysen, 11") "war in der Armee nicht eben in hohen Ehren; es war bekannt, daß er sich nach der Schlacht bei Auerstedt selbst beurlaubt und nach Strelitz zurückgezogen hatte. 12") Seine Wiederaufnahme in die Armee ... hatte vielfach Anstoß gegeben. Yorck empfing jetzt den jungen Brigadechef, trotz des schwarzen Adlerordens auf seiner Brust, mit jener kalt vornehmen Höflichkeit, die von seiner Umgebung noch mehr als sein Zorn gefürchtet wurde." 13") — Nach einiger Zeit inspizierte Yorck in Klein Oels die beiden Infanterieregimenter des Prinzen Carl. Hierbei platzte die Bombe bei einem geringfügigen,

Suppe mit ihnen, lag neben ihnen auf Stroh und verschmähte Einquartierung in Bauernhäusern. Wie oft hat er am Biwakfeuer im Feldzug von 1812 seinen Soldaten guten Mut zugesprochen, daß der Tag der Abrechnung mit Frankreich doch kommen würde. In der Gefechtsführung war er klar und bestimmt; dabei persönlich tapfer und immer den Truppen voran". K. von Priesdorff: Soldatisches Führertum, Bd. III, 1937, S. 390 ff. — Hünerbein war zwar bei Groß-Görschen schwer verwundet worden, aber er traf noch während des Waffenstillstands, mit dem Arm in der Binde, wieder beim Korps ein und erhielt nun in diesem — eine andere Brigade!

- <sup>10</sup>) W. Behm: Die Mecklenburger 1813 bis 15 in den Befreiungskriegen, [1913], S. 85, nach den Denkwürdigkeiten des Grafen Henkel von Donnersmarck.
- <sup>11</sup>) J. G. Droysen: Das Leben des Feldmarschalls Grafen Yorck von Wartenburg, II, 1913, S. 129.
- 12) Von Prießdorff macht u. a. folgende Angaben über Carl und seine Affäre (Bd. IV, 1937, S. 146): "Als Major und Kompaniechef geht Prinz Karl in den Feldzug von 1806, zeichnet sich bei Auerstedt aus, gerät aber dann durch die Kapitulation von Prenzlau in Gefangenschaft und wird inaktiv". - 1808 Kommandeur des I. Bataillons Garde, 1810 Oberstleutnant, 1811 Brigadier, 1812 Oberst, am 25. 6. 1813 Generalmajor mit Patent vom 5. 7. 1813 beim I. Armeekorps. — "Der alte Yorck nahm ihn zunächst nicht gnädig auf, weil er der falschen Agenüber stehen aber die Angaben Der Schuldigkeit nicht getan . . . " — Dem gegenüber stehen aber die Angaben Droysens nach den Denkwürdigkeiten des Grafen Henkel von Donnersmarck und die Angaben in einer dem Verf. von Annalise Wagner, Neustrelitz, vermittelten Broschüre: "Großherzog Georg von Mecklenburg-Strelitz. Ein Lebensbild. Allen lieben Landsleuten gewidmet von einem Mecklenburger", 1866, S. 11/12: "Auf dem Rückzug Blüchers kam auch Prinz Carl . . . durch Strelitz gezogen, ohne Pferde, ohne Bagage, versprengt und abgerissen; elend und krank hatte er sich soweit geschleppt, das Weiterziehen untersagte ihm der Vater, bis daß er genesen wäre . . . Als der Marschall [Bernadotte] das Strelitzer Schloß bewohnte, ließ er den jungen Prinzen Carl vor sich fordern und nahm ihm den Degen ab. Erst nach dem Tilsiter Frieden konnte der Prinz in Königsberg in seine frühere Truppe wieder eintreten". - Hierzu muß bemerkt werden; Herzog Carl war nicht befugt, seinem Sohn als preußischen Offizier das Weiterziehen zu untersagen, und Prinz Carl durfte dem nicht Folge leisten. Somit muß das Verhalten des Prinzen Carl als unerlaubte Entfernung von der Truppe bewertet werden. Vgl. dazu auch C. A. Endler: "Der deutsche Gedanke bei den Mecklenburgischen Verwandten der Königin Luise . . . "Historisch-Politisches Archiv zur Deutschen Geschichte des 19. und 20. Jahrhs., herausgeg. v. L. Dehio, 2. Bd., 1932, S. 8.
- <sup>13</sup>) Yorck, "der Mann aus gehacktem Eisen", war beides: "ein äußerst strenger Vorgesetzter und ein unfügsamer, widerwilliger Untergebener". Ein komplizierter Charakter: schwerflüssig, verschlossen, stolz, mißtrauisch, finster, gallig, bissig. Eigenschaften, die sich, abgesehen von einer gewissen Veranlagung, aus einem sehr schweren Werdegang und aus seinen Lebenserfahrungen erklären lassen. Seines schroffen und heftigen Wesens wegen, war er "über die Maßen gefürchtet, denn er hatte das Talent mit

geflissentlich gesuchten Anlaß! Yorck schoß hierbei weit über das Ziel hinaus und offenbarte dabei sehr merkwürdig berührende Charaktereigenschaften! [14] — Freilich bald sollte Yorck erkennen, daß der Prinz fest entschlossen war, die Scharte von 1806 auszuwetzen und sich als hervorragender Führer sowie als einsatzbereiter und tapferer Soldat bewährte! — Bemerkt sei, daß Yorck die Antipathie gegenüber dem Prinzen nicht auf von Warburg und auf die Strelitzer Husaren übertrug. Im Gegenteil! Warburg und seine Husaren wurden von Yorck sehr geschätzt, er trat für sie ein, wenn es not tat, auch gegenüber höheren und höchsten Stellen!

schneidender Kälte die härtesten Dinge zu sagen". "Isegrim" nannten ihn seine alten Soldaten und bald auch die Strelitzer Husaren! Allerdings war Yorck auch hart gegen sich selbst, und seine militärische Tüchtigkeit war über allen Zweifel erhaben. Er war ein guter Taktiker, der von den genialen strategischen Konzeptionen Gneisenaus nichts wissen wollte, zumal sie oft die Kräfte der Soldaten zu sehr überforderten. War doch Yorck stets auf die Erhaltung des guten Zustandes seiner Soldaten bedacht. - "Wo Yorck auftrat, traten die anderen zurück, wo er das Wort nahm, schwiegen die andern, aber sie ließen ihm auch, wo es in der Schlacht am härtesten herging, den Vortritt". -"Was Yorck vor vielen anderen Heerführern und Staatsmännern seiner Zeit auszeichnete, war, daß er sich von Niemanden, wie hoch er auch für ihn an Rang und Würden gestellt sein mochte, imponieren ließ". Allgemeine Deutsche Biographie. XLIV, 1895, S. 594 ff. Droysen, I, S. 391, 406, 420/21. Behm, S. 85, nach den Denkwürdigkeiten des Grafen Henkel von Donnersmarck. Von Priesdorff, Bd. III, S. 253/54, 260. - Das wechselseitige Verhältnis zwischen König Friedrich Wilhelm III. und Yorck war ein gespanntes. Vor allem wegen dessen "mannhaften Entschlusses" von Tauroggen! "Als nach der Schlacht von Bautzen die Sachen sehr bedenklich zu stehen schienen, brummte er Yorck an: "Haben allen diesen Wirrwarr verschuldet!" (Scherr, III, S. 35/36). Bei der großen Revue vom 11. August 1813 zu Rogau am Fuße des Zobten, in deren Verlauf Yorck darauf hingewiesen hatte, daß - ohne sein Verschulden -"noch dies und das, namentlich Schuhwerk, fehle", antwortete der König: "Ist mir sehr unangenehm, haben aber den Krieg gewollt und alles angefangen!" (Droysen, II, S. 117, vgl. ebendort S. 11 ff, 58/59, 95/96.) Über eine späte Wiederholung dieser Szene im Jahre 1814 vgl. Scherr, III, S. 36, Anm.

14) Droysen berichtet darüber auf S. 109/110 folgendes: "Yorck stieg vom Pferde, durchging die Reihen, musterte alles bis ins kleinste; alles war untadelig; er probierte da und dort ein Gewehr; alles war ohne Makel. Endlich fand er eins, dessen Schloß nicht in Ordnung war. Er drehte sich zu der folgenden Suite: "Die Herren", sagte er, den Prinzen fixierend, "sollten doch daran denken, daß Soldaten zum Kriege und nicht zum Spielzeug sind; solche Vernachlässigung der Waffen ist unverantwortlich, durch solche Unordnung und Nachlässigkeit verliert man Bataillen, und an einer verlornen Schlacht hängt vielleicht wieder das Schicksal der Monarchie." "Und so gingen die sehr anzüglichen Rügen dann noch eine Weile fort; Der Prinz wurde bald blaß, bald rot, schwieg jedoch. Dann wurde die Revue geschlossen, eine Einladung des Prinzen zum Frühstück angenommen; Yorck war da liebenswürdig und verbindlich, zeigte sich, wie er es konnte, als der vollendete Weltmann. Nach einer heiteren Stunde nahm er Abschied, wünschte, als der Prinz ihn zum Wagen begleitete, ein glückliches Wiedersehn auf dem Schlachtfeld." Aus dem Schloßhof fahrend, sagte er zu dem ihn begleitenden Adjudanten: "Da hab ich dem gnädigen Herrn einmal seine Lektion gegeben; das schreibt er alles dem Könige, und das will ich eben." - Vgl. dazu Yorcks schroffes Benehmen gegenüber dem Herzog von Nassau in Wiesbaden am 14. 11. 1813, den er später zu einem von den Offizieren des Korps im Kursaal zu Wiesbaden veranstalteten Ball einlud. Der Herzog nahm die Einladung an. Von der "Mißstimmung" konnte man nichts mehr wahrnehmen, alles schien "wieder ausgeglichen und vergessen zu sein, denn man sah beide mit einander mit aller Artigkeit sich unterhalten." (!). Droysen, II, S. 252/53, Milarch, S. 150/51.

Am 23. Juli hatte das Husarenregiment von Polnisch Marwitz aus den Weitermarsch in Richtung auf Ohlau angetreten. "Eine halbe Stunde vor der Stadt", berichtete Oberstleutnant von Warburg am 24. Juli an Herzog Carl, 15) "empfing uns unser Brigadier Sr. Durchlaucht Prinz Carl mit sichtlicher Freude über unsere Ankunft und führte das Regiment dem Divisions-General von Yorck, Exzellenz, vor, welcher dasselbe auf einem freyen Platz vor der Stadt aufmarschieren ließ, die Fronte hinunterritt und beym Hinaufreiten desselben unter mehreren verbindlichen Äußerungen sagte, daß er sich freue, das Regiment in seinem Armee-Corps zu wißen, denn wenn es gleich nicht so sehr stark an Mannschaft sev. so hoffe er doch gewiß, daß es wegen des in ihm herrschenden Geistes eine große Verstärkung für sein Corps seyn werde." – "Die Besichtigung des Regiments geschah auf das genaueste. Nach dem Vorbeimarsch in Zügen gings ... durch die Stadt Ohlau ... nach dem Dorfe Zottwitz ins Cantonnementsquartier. Durch Parole-Befehl ließ ... Yorck dem Regimente bekannt machen, daß er mit der guten Haltung und dem vortheilhaften Außern desselben vollkommen zufrieden sei, und er das höchste Vertrauen in den guten Willen und Muth desselben setze, den zu bewähren es nicht an Gelegenheit fehlen werde" (Milarch, S. 34).

Nach dem am 24. Juli durch von Warburg dem Herzog erstatteten Rapport 16)

hatte das Regiment folgende Stärken:

Stab: je 1 Chef, Adjudant, Quartiermeister, Chirurg und Sattler;

4 Schwadronen: 17 Offiziere, 47 Unteroffiziere, ferner 3 Portepee-Fähnriche und 1 Unteroffizier als überzählige, 5 Trompeter, je 4 Chirurgen und Fahnenschmiede, 405 Husaren und 34 Knechte;

Jägerkorps: 8 Oberjäger, 2 Hornisten, 40 Jäger und 6 Knechte;

Husarenpferde: 45 Offizierpferde, 461 Husarenpferde und 17 Packpferde.

— Außerdem hatten die Portepeefähnriche von Malzan 2 Pferde und von Zimmermann 1 Pferd, ferner der Regimentsschreiber Funck 1 Pferd;

Jägerpferde: 53 Jägerpferde, 2 Packpferde.

4 Husarenpferde und das Pferd des Jägers Lemelson waren "auf dem Marsch gestorben", 8 Husarenpferde waren "unterwegs krank stehen geblieben".

Als Abgänge am Mannschaftsbestand werden verzeichnet: je 1 Husar und Knecht krank in Lazaretten geblieben, 1 Knecht entlassen. Außer-

<sup>15)</sup> Über die 30 bzw. 32 Berichte und Briefe von Warburgs vgl. Kap. VIIIa, im Carolinum Nr. 38, S. 17, Anm. 21. — Der 1. Bericht von Warburgs ist nicht, wie dort angegeben, vom 4., sondern vom 24. Juli 1813. — Die ersten 10 erhielt Verf. in Form von Filmen (Kleinbildaufnahmen) vom Mecklbg. Landes-Hauptarchiv in Schwerin zugesandt, sie wurden mit Hilfe des Lesegeräts des Essener Stadtarchivs entziffert; über einige unklare Stellen gab das Schweriner Archiv an Hand der Originale bereitwillig Auskunft, auch wurden die beiden, bei den Berichten befindlichen Rapporte vom 24. 7. 1813 und vom 10. 8. 1814 in Abschriften übersandt.

<sup>&</sup>lt;sup>16</sup>) Dieser Rapport ist der einzige, vollständige Rapport, der für 1813 erhalten bzw. überliefert ist. — Der nächste vom 10. 11. 1813 (Milarch, S. 145/46) ist nicht so detailliert. Die Stärke betrug damals: je 15 Offiziere und Unteroffiziere, 3 Chirurgen, 4 Fahnenschmiede, 7 Trompeter, 189 Husaren, 257 Pferde einschl. 15 Chargenpferde. Das Regiment war einerseits durch die "Menge von Commandirten" sehr geschwächt, andererseits durch die nach der Völkerschlacht von Leipzig aus der Gegend von Halle neu eingestellten Rekruten ergänzt worden. — Der schon lange erwartete 1. Ersatz aus dem Depot zu Neustrelitz, der von dort am 2. Oktober unter Führung von Leutnant Lobeck und Wachtmeister Fischer abmarschiert war, traf erst am 25. November in Stärke von 1 Chirurgen und 47 vollständig ausgerüsteten Husaren beim Regiment ein, als dieses in der Nähe von Wiesbaden im Kantonnement lag. (Milarch, 5. 148/49).

dem waren in den Tagen: 14., 16., 23. Juli 4 freiwillige Husaren desertiert. Sie waren, wie Warburg dem Herzog berichtet, "ihres Eides uneingedenk treulos am Vaterlande geworden". Jedoch habe der Abgang "dieser meineidigen Ausreißer dem Regimente nicht nur nicht Nachtheile, sondern wahren Vortheil gebracht, indem es Subjekte waren, die in ihrer ganzen Aufführung sich als völlig untauglich gezeigt . . . " <sup>17</sup>) —

"Der Abgang ward aber reichlich ersetzt", vermerkt Milarch (S. 44), "durch 4 junge Leute aus dem Magdeburgischen (damals zum Königreich Westphalen gehörig), die sich über die Grenze geschlichen, den Marschweg unseres Regiments bis Zottwitz verfolgt hatten, um mit ihrem Onkel [Leutnant] Schüßler zusammen gegen die Franzosen zu kämpfen."

Das Regiment sollte nach dem anstrengenden Marsch von 70 Meilen "eine Ruhe von 8 Tagen genießen, um sich zu erholen und das krank und schadhaft gewordene wieder herzustellen". — Es blieb aber, von einer kurzen Unterbrechung abgesehen, bis zum 7. August in Zottwitz.¹8) — Noch in einem am 30. Juli an Herzog Carl erstatteten Bericht Warburgs heißt es: "Wir sind hier in traurigen Umständen gegen den Zustand, in welchem wir ausmarschirten, angekommen. Viele von unsern Pferden sind gedrückt, wie es, bei den oft starken Märschen bei der großen Hitze, nicht anders zu erwarten stand . . . Wir arbeiten nun daran, uns wieder in Stand zu setzen" (Milarch, S. 38).

Am Morgen des 25. Juli kam plötzlich der Befehl, "binnen 3 Stunden aus dem Cantonnement aufzubrechen. 18a) Das fuhr uns wie ein Donnerschlag in die Glieder" (Milarch). Abends um 5 Uhr traf das Regiment in Wilschau ein, bezog dort teils notdürftige Ortsunterkunft, teils mußte es biwakieren. "Um 1 Uhr in der Nacht traf erst die Verpflegung des Regiments ein. Inzwischen hatten sich die Husaren gesucht anderweitig zu helfen. Auf einem Teich im Dorf schwammen Enten und Gänse, Kartoffeln standen auf dem Felde. Auf jene war von einigen Badenden in der Dunkelheit der Nacht Jagd gemacht, Kartoffeln waren gebuddelt und gekocht. Kurz es war keiner Hungers gestorben." Am andern Morgen traf — infolge Verlängerung des Waffenstillstands — der Gegenbefehl ein, die Truppen sollten ihre früheren Kantonnements wieder beziehen.

Juli 25.

<sup>&</sup>lt;sup>17</sup>) Warburg ersuchte den Herzog, da der Weg der Deserteure "aller Wahrscheinlichkeit nach der Heimath zugerichtet ist, alle Verfügungen zu ihrer Arretirung treffen zu lassen und anzubefehlen, daß aber die aus ihrem Verhör hervorgegangenen Acten an das Regiment zum Behuf des zu haltenden Standrechts, eingesandt werden." — Der eine von den Deserteuren, ein in Godendorf geborener Fürstenberger Brauerknecht, wurde am 3. 8. "eingebracht". In einem sofort abgehaltenen Standgericht in Gegenwart des ganzen Regiments "mit einigen Stockschlägen bestraft, mit einer Marschroute nach Altstrelitz versehen und sofort aus dem Regiment gejagt" (Milarch, S. 44, Saefkow, S. 19/20).

<sup>18) &</sup>quot;Das ganze Regiment "liegt hier in einem Dorfe von 20 Vollbauern, 33 sogenannten Gärtnern" (wohl = Büdnern) "und Häuslern sehr enge, indeß da die Pferde doch ziemlich untergebracht sind, und wir das Loos eng quartirt zu seyn mit der ganzen Armee theilen, so müßten wir ertragen, was nicht wohl anders seyn kann" (Warburg).

<sup>18</sup>a) Von Barclay de Tolly, dem Oberbefehlshaber des russischen Heeres, war an Blücher der Befehl zum sofortigen Aufbruch ergangen, "um sich in Wernersdorf, eine Meile diesseits der Demarkationslinie zu versammeln". — Die Verbündeten hatten sich mit Napoleons Unterhändlern in Prag "über die Verlängerung des Waffenstillstands nicht verständigen können. Es schien der Wiederbeginn des Kampfes da zu sein; mit lautem Jubel zogen die Truppen aus ihren Kantonnements . . . " (Droysen, II. S. 116).

Dem Oberstleutnant war aber das "nächtliche Geplätscher und Jughe im Dorfe" aufgefallen, erkundigte sich danach "und vernahm dann von der Enten- und Gänsejagd, 19) die einige erschlagene Individuen, auf der Tiefe schwimmend, verriethen. Auf die Enten-Jäger ward aber auch die Schuld vom Erbrechen eines Heumagazins gebürdet, aus dem ... gegen 20 Ctr. Heu entwendet worden" (Milarch). Da erließ Warburg an die Chefs und Wachtmeister der Schwadronen ein scharfes Zirkular gegen solche "Zügellosigkeiten", wodurch das Regiment im Armeekorps in einen schlechten Ruf gebracht würde. Er wollte aber "durchaus diesmal keine Kenntnis von den Subjekten haben, die sich bei diesem Frevel ausgezeichnet" hätten. Nur dieses erste Mal wolle er solchem Exceß nachsehen, es laufe aber gegen seine Art und Pflicht, so etwas zu dulden. Zum Schluß heißt es in dem Zirkular: "Diesmal werde ich, wenn es mit Geld abzumachen ist, alles Genommene und Verderbte bezahlen, künftig trete ich auf als strenger Richter, wie es die Pflicht von mir fordert. Alle die Herrn Ober- und Unteroffiziere des Regiments ersuche ich alles Ernstes, mit mir darüber zu wachen, daß solche Ausbrüche von Zügellosigkeit nicht wieder vorkommen." - Eine andere Rüge hatte das Regiment von seinem Brigadier erhalten. "Der war auf einen Wagen gestoßen", schreibt Milarch, "auf welchem unser Chef die Sättel und sonstiges Geräth von den gedrückten Pferden hatte packen lassen, und den der Unteroffizier Lange von der ersten Schwadron dem Regimente vorsichtig und möglichst unbemerkt nachführen sollte. Der Prinz kommt gerade auf dem Nebenwege, den Lange eingeschlagen, auf den reglementswidrigen Wagen zu und befiehlt im barschen Ton, den Wagen sammt dem darauf liegenden Gepäck sofort zu verbrennen. "O Durchleuchtingen", erwiedert Unteroffizier L., "dat hett doch uns' Vatting so väles schweres Geld kost't. Uns' Oberstleutnant meent, dat't noch nich vör'n Franzosen ging', unn dat wi man anre Quartier' kriegen deeden, dorüm wull he de armen Mähren nich glick to Schannen drücken loaten." Dieses "Vorwort für die zum Feuer verdammten Sättel usw. fand eine gute Statt. Der Prinz lächelte und ritt davon. Das Autodafé unterblieb, aber im Brigade-Parolebefehl ward ganz ernstlich gewarnt, durch reglementswidrige Wagen die Traincolonnen zu beschwerden".

Als Prinz Carl am 26. Juli für den 27. eine "Specialinspection und Exer- Juli citium" des Regiments angesetzt hatte, "schwebte Warburg in der Besorgnis, daß auch dem Herrn Brigadechef des Gerücht die Kunde von dem Exceß hinterbracht habe". Der Prinz erwähnte diesen aber nicht. Er war, was die Vorführungen des Regiments betraf, zufrieden, doch waren ihm einige ungleich geschnallte Steigbügel nicht entgangen, was unser Chef mit dem Reiten der Husaren auf Futtersäcken, auf dem vorgestrigen und gestrigen Marsche entschuldigte, wozu die Steigriemen hätten verlängert werden müssen" . . . Die folgenden Tage wurden aufs sorgsamste benutzt, alles Kriegsmaterial, Pistolen, Karabiner, Lederzeug usw. in gehörigen Stand zu setzen,20) die Husaren in der Führung des Säbels und im Exercitium zu üben. Am 30. Juli ward der Rittmeister Graf Lüttichau mit dem Commando des Jägercorps beauftragt, an seine Stelle der

<sup>19)</sup> Saefkow (S. 20) berichtet kurz über die Gänsejagd irrtümlicherweise unter dem 8. August.

<sup>&</sup>lt;sup>20</sup>) Saefkow vermerkt (S. 18), daß in den Ruhetagen vor allem die gedrückten Pferde geheilt wurden, "deren wir eine Menge hatten, und mehrere Husaren, welche ihre Pferde schon an den ersten Marschtagen gedrückt hatten, fast die ganze Marschroute dieselben führen mußten".

Premier-Lieutenant von Beyer zur ersten Schwadron versetzt. Der Lieutenant Schüßler rückte wieder bei der 4. Schwadron ein, deren 4. Zug er führte. (Milarch, S. 42).

Vorrücken des Regiments aus dem Kantonnement bis an die Demarkationslinie. Teilnahme an der großen Revue vor Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm III. am 11. August 1813 unterhalb des Zobten.

Zwei Ereignisse waren von nun an für Fortführung und Ausgang des Freiheitskampfes von ausschlaggebender Bedeutung: Der Anschluß Österreichs an die Sache der verbündeten Preußen und Russen und die Aufstellung des Trachenberg-Reichenbacher Kriegsplans.

Der Anschluß Österreichs erfolgte durch die Konvention von Reichenbach am 27. Juni 1813, die offizielle Kriegserklärung an Napoleon am 11. August. Damit begann ein entscheidendes Stadium des Freiheitskrieges: das Kräfteverhältnis verschob sich zu ungunsten Napoleons! Aber für die deutsche Sache war der Hinzutritt Österreichs kein Gewinn! Hatte schon Zar Alexander kein Interesse an der "Herstellung der deutschen Nation" und dachte er vor allem an den Machtgewinn durch Annektierung von polnischen Landen, so vertraten der "ehemals deutsche Kaiser" Franz und sein Kanzler Metternich keine deutschen, sondern nur rein dynastisch-österreichische Sonderinteressen,<sup>21</sup>) die auf möglichst viel Landerwerb in Italien gerichtet waren! - Der Freiheitskampf erhielt nun ein anderes, ihm wesenfremdes Gesicht: auch dem vaterländischen Volkskrieg der preußisch-deutschen Nation wurde ein Krieg der Monarchien und ihrer Kabinette, mit ihrem "Federvieh von Diplomatikern", wie der alte Blücher diese Kategorie von Menschen verächtlich nannte. Die ursprüngliche Losung des "Völkerfrühlings", mit der die Männer des deutschen Volksheeres in den heiligen Kampf gezogen waren: "Für Freiheit und Vaterland" oder: "Mit Gott für Freiheit und Vaterland" wurde umgefälscht in: "Mit Gott für König und Vaterland." 22)

Der Trachenberg-Reichenbacher Kriegsplan<sup>23</sup>) betraf das Zusammenwirken der drei Heere des Alliierten: der Böhmischen Armee (Hauptarmee) unter Schwarzenberg, der Schlesischen Armee unter Blücher und der Nordarmee unter Bernadotte. Dieser hatte am 10. Juli auf dem Schlosse zu Trachenberg in Gegenwart des Kaisers von Rußland, des Königs von Preußen und ihrer Generale und Generalstäbler vorgeschlagen, daß jedes der drei Heere "für sich zum Angriff übergehen solle, mit der Maßgabe, daß dasjenige, welches auf die feindliche Hauptmacht stoße, dem Kampf ausweichen und sich defensiv verhalte, während die Seiten-Armeen kräftige Schläge führten". Dieser Plan wurde durch den russischen Generalstabchef Toll und vor allem hernach durch Radetzky unter Zustimmung Gneisenaus modifiziert und am 12. Juli von den Monarchen angenommen und nachträglich von Kaiser Franz genehmigt. Diese Abwandlung erstreckte sich vor allem dahin, daß "in einer unbestimmten Zeit" die Vereinigung aller drei Heere zur Hauptschlacht erfolgen sollte. Vorher aber sollte Napoleon, der den Vorteil der inneren Linie hatte, von der Basis seiner Aufstellung, der Elbe mit ihren Festungen und Stützpunkten, "von denen aus er seine Gegner getrennt schlagen wollte", abgedrängt werden. Dabei sollte er von den Alliierten, die "in

<sup>&</sup>lt;sup>21</sup>) Scherr, III, S. 9ff., 76.

<sup>&</sup>lt;sup>22</sup>) Scherr, III, S. 76, 106.

<sup>&</sup>lt;sup>23</sup>) Delbrück, I, S. 330/32. Allgemeine Deutsche Biographie, XXVII, S. 126.

einem weit ausladenden Halbkreis um die Franzosen ihre Stellung nahmen", umstellt und in einer Entscheidungsschlacht, zu der die Alliierten ihre Streitkräfte konzentrieren sollten, vernichtet werden. - "Der Schlesischen Armee, als der kleinsten, wurde empfohlen, eine Schlacht zu vermeiden, falls sie nicht alle Chancen für sich habe." - Freilich, Blücher und Gneisenau dachten nicht daran, diese untergeordnete, mehr passive Rolle zu spielen!

Diese neuartige, sehr elastische Strategie, war eine groß angelegte Ermattungsstrategie. Sie stellte allerdings an die Beweglichkeit, Leistungsfähigkeit und Einsatzbereitschaft der Truppen bis dahin unbekannte Anforderungen!

Die zu Prag gepflogenen Friedensverhandlungen waren ergebnislos verlaufen. Nichts hatte darauf hingedeutet, daß der Waffenstillstand weiter verlängert würde. Daher erfolgte von seiten der Alliierten eine große Truppenkonzentration.

"Am 8. August brach auch das Yorcksche Korps aus seinen Kantonnements auf, sich wieder bei Wernersdorf zu konzentrieren" (Droysen, II, S. 117). — Die Strelitzer Husaren marschierten am 8. um 4.30 Uhr morgens aus Zottwitz ab.<sup>24</sup>) "Die ganze Umgegend erschallte von Trommel- und Hörnerschall und Trompetengeschmetter, und als die Sonne durch den Morgennebel brach, sah man auf allen Wegen die Truppen dem Sammelplatze zueilen. Um 5 Uhr traf die Brigade zusammen und marschierte ohne Aufenthalt bis Ober-Sörding in die Biwacht." Das Wetter war noch günstig, aber Stroh und Holz fehlten. Da lernten die Husaren von den Artilleristen, wie man sich Schutzschirme gegen den Wind von Weiden flocht und wie man sich trockenes Holz durch Abreißen von Koppelzäunen verschaffte! So flackerten auch bald bei den Husaren die Biwakfeuer, und "die Talente zum Kochen und Braten entwickelten sich gar schnell, daß gewiß keiner hungrig sich hinter seinem Windschirm zum Schlafen hinstreckte".

Am Morgen des 9. August rückte das Husarenregiment an der Spitze der 9. Brigade ab und bezog in Gnischwitz, Kriebelwitz und Zachwitz "Cantonnierungsquartier". Die Offiziere und Unteroffiziere des Regiments waren in dem Schloß der Domäne Kriebelwitz bei dem Oberamtmann einquartiert. "Da es in der Erndte war, halfen unsere Husaren, so lange wir dort weilten, fleißig mit. Abends wurde ein kleiner Ball improvisiert, wozu unser Trompeter Kraemer (1. Schwadron), der einer Violine habhaft geworden war, aufspielte, wobei die Tochter des Hauses nicht verschmähte, mit uns zu tanzen" (Saefkow).

Oberstleutnant von Warburg hatte das Kommando über die Vorpostenkette, die, aus seinen Husaren und einem Bataillon Ostpreußen bestehend, sich längs der Demarkationslinie bis Canth erstreckte. Er "kam wenig vom Pferde. Es lag ihm Alles daran, seine kriegsunerfahrene Mannschaft gehörig über den Vorpostendienst zu unterrichten".

Am 10. August kam der Befehl, daß die Schlesische Armee am 11. vor dem 11. Kaiser von Rußland und dem Könige von Preußen "die Revue passiren" sollte. Alles wurde dafür in Stand gesetzt. Um 5 Uhr morgens rückte das Regiment ab in Richtung auf den Zobtenberg und begann sich in der Nähe des Dorfes Rosenthal bei den andern Formationen der Brigade aufzustellen. Dabei machte "einen günstigen Eindruck" bei den andern Regimentern die Art und Weise, wie die Schwadronen auf Warburgs Kommando über zwei Chausseegräben setz-

<sup>&</sup>lt;sup>24</sup>) Das Folgende nach Milarch, S. 44ff., Saefkow, S. 20ff., Richter, S. 19 ff.

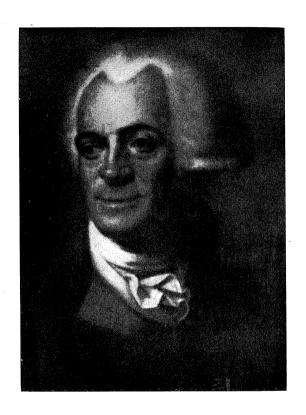
ten und jenseits in geschlossener Linie ankamen, ohne daß ein Pferd strauchelte.<sup>25</sup>)

Als zum Schluß der Heerschau die Regimenter vor den Monarchen vorbeimarschierten, "schienen diese sichtlich erfreut über das frische Aussehen und die gute Haltung der Mannschaft sowie über unsere wohlgenährten Pferde. Deutlich konnte ich hören, daß der König zu Warburg sagte: "Gut angezogen." (Richter) - Warburg gab noch an demselben Tage durch Parolebefehl den Schwadronen bekannt, der König habe ihm "aufgetragen, dem Regimente bekannt zu geben, daß Alles, was er bis jetzt von demselben gesehen, vollkommen seinen Wünschen und Erwartungen entspreche, und er keinen Unterschied mit den alten Truppen bemerkt habe. Er hoffe, daß auch im Laufe des Krieges dies immer der Fall sein werde und dasselbe . . . seinem alten Fürsten, der es ihm so väterlich empfohlen habe, dadurch Ehre machen werde". Auch Prinz Carl<sup>26</sup>) habe ihm "aufgetragen, dem Regimente seine Zufriedenheit zu bezeigen". Warburg drückte in dem Parolebefehl seine "höchste Freude" aus, dies dem Regiment und den Schwadronchefs zur Kenntnis zu bringen. "Ich bin aber", heißt es in Warburgs Parolebefehl zum Schluß, "diesen und dem ganzen Offizier-Corps den verbindlichsten Dank schuldig, daß das Regiment den ersten Schritt zu seiner ehrenvollen Laufbahn und gutem militärischen Rufe, der stets unser höchstes Bestreben sein muß, mit so gutem Erfolg gethan, und muß diese Allerhöchste und Höchste Zufriedenheit uns Allen ein Sporn sein, unsern Eifer nicht erkalten zu lassen, sondern vielmehr gutes Muthes und freudig das Begonnene zu vollenden."

"Wen hätte", vermerkt Milarch dazu, "das Wort nicht erfrischt und aufs Neue ermuthigt! Bald sollten Tage und Nächte kommen, an deneneseinesgetrostenundausdauernden Muthesbedurfte."

<sup>&</sup>lt;sup>25</sup>) "Nicht so gut ging es den alten Schwarzen", den schwarzen Husaren des 2. Leibregiments, das zur 1. Brigade gehörte, "gleich beim Übersetzen der ersten Schwadron stolperten Pferde. [Major von] Stößel ließ in Zügen die Chausseegräben in Ruhe und im Schritt passiren" (Milarch).

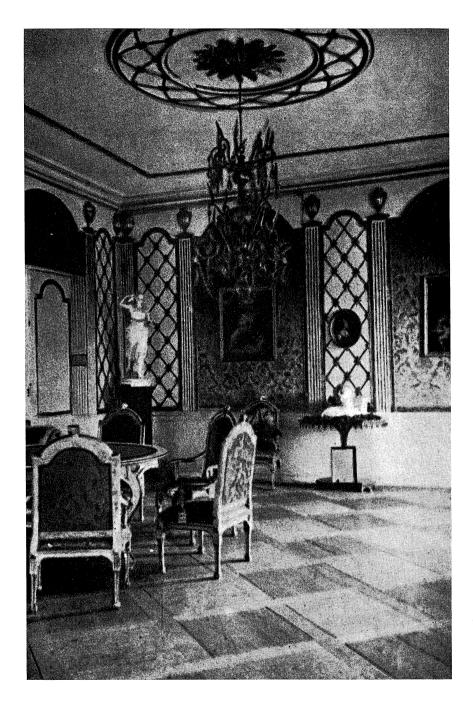
<sup>&</sup>lt;sup>26</sup>) Dieser, "der sich oft als strenger Richter gegen das Regiment zeigen mußte, und oft viel zu tadeln hatte, hat öfter durch sein an das ganze Regiment gerichtetes Wort, wie durch sein nach beendigtem Kriege zu einem Mecklenburger ausgesprochenes Urteil, es laut erklärt: daß er dem im Regimente herrschenden Geiste nie sein Wohlwollen und rechte Herzensfreude habe versagen können. Er hat es in späteren Jahren mehrfach ausgesprochen, wie sehr er es bedaure, daß er das Fortbestehen des Regiments nicht habe erwirken können". (Milarch).



Herzog Carl von Mecklenburg-Strelitz
(1741 — 1816)

nach einem Gemälde im Schloß zu Neustrelitz

Der Gründer des Carolinums



Der gelbe Saal in Dörchläuchtings Neubrandenburger Palais 1775 (Bruder von Herzog Carl)

## Ein mecklenburgischer Landpfarrer wurde Wissenschaftler!

#### Von Martin Breest

Unsere Schrift, "Das Carolinum", bezeichnet ihren Inhalt mit vollem Recht als Blätter für Kultur und Heimat.

Mit vielen manchem von uns bis dahin noch gar nicht bekannten Namen haben uns die verschiedenen Erinnerungsbilder nach und nach vertraut gemacht. Es ist eine schöne Aufgabe für die Herausgeber einer solchen Zeitschrift, aus Gegenwart und Vergangenheit darüber zu berichten, wie stark der Anteil mecklenburgischer Köpfe an der Arbeit des Geistes ist und war, namentlich aus den Kreisen, die ehemals Besucher der heute vom "Carolinum" vertretenen Bildungsstätten Ostmecklenburgs gewesen sind.

Durch die kürzlich nach langen Jahren des gegenseitigen Verschollenseins wieder aufgenommenen verwandtschaftlichen Beziehungen zu der heute einundachtzigjährigen Schwiegertochter des nachstehend der Vergessenheit zu Entreißenden ist der Verfasser dieses Berichtes in der Lage, ein kurzes Lebensbild eines ehemaligen Neustrelitzer Gymnasiasten zu zeichnen.

Einem in die heutige Zeit herübergeretteten Nachruf der Entomologischen Gesellschaft, Berlin, folgend, ist vor 56 Jahren im 18. März 1908

Pastor Friedrich Wilhelm K o n o w in Teschendorf b/Burg Stargard gestorben.

"Der Dahingeschiedene gehörte zu den besten Spezialisten unter Deutschlands entomologischen Systematikern. Am 2. 7. 1842 in Mechow, einem Dorf in Mecklenburg, wo sein Vater Lehrer war, geboren, ging er bis zur Konfirmation in die einfache Dorfschule; nebenher lief der Unterricht des Vaters. In Neustrelitz besuchte er später ein Jahr lang die Realschule und schließlich bis zum Abiturientenexamen das Gymnasium, wo er schnell alles nachholte, was ihm in den "alten" Sprachen gefehlt hatte.

Seine theologischen Studien absolvierte er auf den Universitäten Erlangen und Rostock; es folgten einige Jahre als Hauslehrer in Hannover, als Prädikant und als Lehrer an verschiedenen Stellen, zuletzt 1873 für Mathematik und Naturwissenschaften an der Realschule in Schönberg in Mecklenburg. Im Jahre 1878 wurde er als Pastor im hübsch gelegenen Fürstenberg i. M. angestellt, 1891 siedelte er nach dem entlegenen Teschendorf über, wo ihn jetzt der Tod ereilt hat.

Dem Knaben war keine leichte Schulzeit beschieden gewesen; ihr ist es wohl zu verdanken, daß Konow ein so fester Charakter geworden ist, der in seinem Streben nach mehr als einem Ziel niemals erlahmte; ein so gerader Mensch, der in sich so fest gefügt war, daß er sich ohne Gefahr für seinen, einmal als richtig erkannten Glauben den Naturwissenschaften leidenschaftlich in die Arme werfen konnte; ein Entomologe, der von so vielen gekannt und von allen geachtet war — der Typus eines unermüdlichen, selbstlosen Forschers.

Auf der Universität hatte seine Liebe zu den Naturwissenschaften begonnen, um nie wieder zu erlahmen. Alle ihre drei Reiche hatten für ihn Interesse, in allen hat er Schätze aufgespeichert, doch über die anderen hinaus ging seine Liebe zur Entomologie. Alle Insektengruppen der heimischen Fauna wurden gesammelt. Erst in den achtziger Jahren fing er an, Hymenoptera spezieller zu studieren, um sehr bald mit wissenschaftlichen Studien über die phytophagen Hymenoptera

hervorzutreten. In wenigen Jahren war er ein allgemein anerkannter Spezialist geworden, um bis zu seinem Tode die führende Autorität zu bleiben. Mit fast allen Museen und Sammlern der Welt in Verbindung, entfaltete er von Jahr zu Jahr eine größere Publikationsfähigkeit; in fast allen großen europäischen Periodika finden sich seine Arbeiten. Seine Hauptwerke sind der erste Band der "Systematischen Zusammenstellung der Chalastogastra" (1901 – 1905) und die Familie der Lydidae, Siricidae und Tenthredinidae für Wystmans "Genera Insectorum" 1905.\*

Der erste Band der Chalastogastra ist für den Toten von besonderer Bedeutung geworden. Er hatte ihn für das "Tierreich" verfaßt und das Manuskript schon der Redaktion eingereicht, doch da wollte man ihm alle möglichen Anderungen vorschreiben. Sein Stolz empörte sich gegen diese Zumutungen, er zerriß den Kontrakt und - schuf sich eine eigene Zeitschrift, die "Zeitschrift für systematische Hymenopterologie und Dipterologie". Dies zu wollen, war schon viel, es durchgesetzt zu haben, beweist, was Fritz Konow gewesen ist. Im einsamen Teschendorf steht auf kahler Höhe nur ein kleines Pfarrhaus, eine bescheidene Landkirche und ein einzelner Domänenhof! Wohl nie hat ein Redakteur, der zugleich Verleger gewesen, einsamer gelebt; nur in seiner zweiten Gattin, mit welcher er ebenso glücklich geworden wie mit der ersten (die ihm drei Söhne geschenkt), hatte er eine treue Hilfe, auch in seinen redaktionellen Sorgen. Mochte die Sonne noch so früh aufgehen, für Konow war es nie zu früh, und wie oft hat er in seiner stillen Studierstube noch lange nach Mitternacht gesessen! Tagsüber war für ihn noch so viel anderes zu schaffen, sein Predigerberuf, ein großer Obst- und Gemüsegarten, eine große Bienenzucht, die insgesamt dazu beitragen mußten, die einfachen Lebensverhältnisse zu verbessern. Jeder einzelne Apfel, jede Erdbeere wurde eigenhändig gepflückt, aller Spargel selbst gestochen.

Uns, der "Deutschen Entomologischen Gesellschaft", hat der Tote ganz besonders nahe gestanden, war er doch von jeher einer der besten Freunde zweier unserer ältesten Berliner Mitglieder, Kläger und Lichtwardt, gewesen. Im Jahre 1884 hat er seine erste Tenthrediniden-Arbeit, durch die er sich "bei den Herren Hymenopterologen legitimieren" wollte, in der "Deutschen Entomologischen Zeitschrift" publiziert. 1890 hat er die Dreiteilung der Chalastogastren bei uns aufgestellt. Als wir dann vor zwei Jahren unsere Publikationen auf das Gebiet der gesamten Entomologie ausdehnten, war er wieder einer der ersten, die uns Hymenopteren-Manuskripte anboten, reichlicher, als wir es annehmen konnten. Nie ist die Spur eines Mißklanges zwischen uns aufgetreten. So oft wir im Kreise der Berliner Entomologen eine kleine Feier zu begehen hatten, immer hieß es: "Pastor Konow muß eingeladen werden!" — sein Fehlen hätten wir als Lücke empfunden.

So ist es denn jetzt, wo sich das Grab über dem Freund schließt, eine selbstverständliche Pflicht für uns, nach besten Kräften für den Toten einzuspringen.

Zum Schluß sei uns ein Mahnwort an die Deutschen Entomologen gestattet. Die Entomologie des vergangenen Jahrhunderts hat bei uns in manchem gefehlt.

<sup>\*)</sup> Den Namen Chalastogastra hat F. W. Konow 1897 für die erste Unterordnung der Hymenopteren oder Hautflügler eingeführt. Heute wird der Name Symphyta für Chalastogastra gebraucht. Sie umfassen die Blatt- und Holzwespen, die keine sogenannte "Wespentaille" haben. Ihr Hinterteil sitzt ohne Stil oder Verdünnung am Brustteil.

Die Schr.

England und Frankreich besitzen längst ihre großen nationalen Gesellschaften, und jeder Entomologe hält es dort für seine Ehrenpflicht, diesen anzugehören, um so sein Scherflein zur würdigen Vertretung in der Allgemeinheit beizutragen. Trotzdem blühen und gedeihen auch in jenen Ländern zahlreiche lokale Vereine und Spezialschriften, zum Teil gerade unter dem Schutze der nationalen Gesellschaft. Wann werden bei uns einmal die kleinlichen Nebeninteressen schwinden? Wann wird das Gefühl der inneren Zusammengehörigkeit erwachen? Die "Deutsche Entomologische Gesellschaft" hat sich durch die Einführung eines jährlichen Wechsels in ihren Ämtern und durch die Zentralstellung des "Entomologischen Museums" längst unpersönlich gestaltet. — Möge Konows frisches Grab der erste Baustein zur Einigung der deutschen Entomologie sein! — Ein würdigeres Denkmal könnte ihm nicht gesetzt werden.

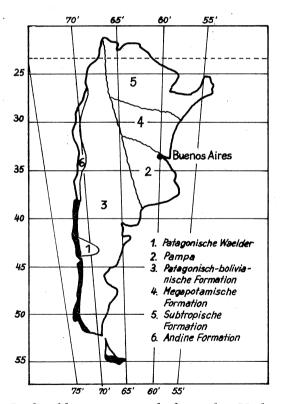
Deutsche Entomologische Gesellschaft, Berlin NW, Thomasiusstraße 21 Soweit die Worte, die vor 56 Jahren über diesen Mecklenburger Wissenschaftler geschrieben wurden.

Ob und wie weit sich die damals ausgesprochenen Wünsche für diesen Zweig der Wissenschaft verwirklichten, vermag hier nicht festgestellt zu werden. Seine oben genannte Schwiegertochter weiß aber noch manches vom Menschen Fritz Konow zu berichten und schreibt, daß er schon als Student eine wertvolle Schmetterlings-Sammlung besaß. Die Wände seines Studierzimmers waren von oben bis unten mit Glaskästen ausgefüllt, in denen "die Viecher" aufgespießt waren. Da seine drei Söhne kein Interesse für diese Wissenschaften hatten - sie liebten nur zweibeinige Käfer - hatte die im Nachruf genannte zweite Frau die wertvolle Sammlung dem Botanischen Garten zu Berlin vermacht. Dort hat die Schwiegertochter sie auch später wieder besichtigen können. Leider ist die Sammlung kurz vor dem zweiten Weltkrieg in die Provinz Brandenburg verlagert worden und den westlichen Wissenschaftlern damit entzogen. Neben seinem Amt war ihr Schwiegervater noch ein eifriger Imker. Er hatte 30 Bienenstöcke. Außerdem mußte ein Riesenobstgarten versorgt werden. Mit den schweren Äpfelkörben hat er sich seine Leber gedrückt und ist dann auch an Leberkrebs gestorben. Seine einzige Erholung war das Croquet-Spiel, bei dem er sich diebisch freuen konnte, wenn ihm einmal ein guter Schlag gelang. Er stand immer mit der Sonne auf, zumal sein Studierzimmer nach Osten lag. Da mit Dampf alles besser geht, kam der Rauch armdick aus dem Schlüsselloch. Über ganz persönliche Erinnerungen schreibt Frau Martha Konow: "Für mich als Großstadtkind war Teschendorf ein Eldorado. Unvergeßlich bleibt mir mein erster Besuch, wie ich als Braut in Freiheit dressiert vorgeführt wurde. Sehr beeindruckt war ich, als ich in Stargard ausstieg und Kulow mit dem Schimmelgespann vor dem Bahnhof stand. Dann gings durch das herrliche Mecklenburger Land Teschendorf entgegen. Das ganze Pfarrhaus war erleuchtet. An jedem Fenster stand ein Licht. Wenn ich zur Pfingstzeit dort war, bewohnte ich ein Giebelzimmer, vor dessen Fenster ein Rotdorn in voller Blüte stand. Und dann Weihnachten in dem verschneiten Teschendorf. Es wurde noch Julklapp geworfen. Und dann gings in die kleine Pfarrkirche, in die unsere Rieke vorher warme Fußsäcke trug. Die Burschen aus dem Dorf sagten vermummt ihre Sprüchlein auf und bekamen Pfeffernüsse und Äpfel. Im Sommer gings oft mit dem Schimmelgespann nach Neubrandenburg. Da wurde dann in der Goldenen Kugel ausgespannt und bei Zillich Kaffee getrunken. Anschließend erfreuten wir uns auf einem Spaziergang an den herrlichen Tollensesee." Nur kurz war die Ehe dieser Schwiegertochter. Ihr Mann erlag 1917 einer schweren Verwundung. Die beiden anderen Söhne blieben am Leben, folgten aber ihrem Vater nicht in wissenschaftliche Berufe.

Im Jahre 1899 war das hier geschilderte Pfarrhaus in Teschendorf und die kleine Dorfkirche Ort der Handlung für die Eheschließung der Eltern des Verfassers.

### Die patagonischen Buchenurwälder in der Südkordillere Argentiniens

Mit einer Übersichtskarte der argentinischen Vegetationsformen nach Prof. Dr. Hans Seckt, Córdoba, Universität Córdoba



An der Westküste des südamerikanischen Kontinents, gleichlaufend mit dem Stillen Ozean, erstreckt sich der gewaltige Höhenzug, der als die "Anden" oder "Kordilleren" bekanntist, in seinen Erhebungen bis zu 6000 Metern. Die fast Nord-Süd laufende Bergkette ist zugleich die Grenze zwischen Pazifik-Seite (West) und der argentinischen Ost-Seite.

Ungefähr auf der Höhe des 38. Breitengrades erreichen die Bergketten nur noch im Durchschnitt 2000 Meter, die Feuchtigkeit und die Nebel des Stillen Ozeans überfliegen diese Höhen, um auf der Ostseite ein außerordentlich günstiges "Waldklima" hervorzurufen mit über 2500 mm Niederschlägen im Jahr, der größte Anteil fällt allerdings im Winter.

Diese Kordilleren-Urwälder, die eine Länge von fast 2000 Kilometer haben und an ihren breitesten Stellen kaum über 30 Kilometer breit sind, sind reine

Laubwälder mit nur unbedeutenden Vorkommen von Cypresse und Araukarie (beide einheimisch), man könnte sie auch als Feuchtwälder bezeichnen, da sie sich üppig entwickelten und in mancher Beziehung an die tropischen Wälder im Norden der Republik Argentinien erinnern. Hinsichtlich ihrer Zusammensetzung

sind sie einheitlicher (artenarm) und wirtschaftlich gesehen nur aus vier, unter sich aber sehr ähnlichen Holzarten bestehend. Der schmale Waldstreifen erstreckt sich längs der Anden bis zur Südspitze des Kontinents (Feuerland). In diesem seenreichen Gebiet sind mehrere Naturschutzparke (Parques Nacionales) abgegrenzt und durch gut gepflegte Fahrstraßen dem Touristenverkehr aufgeschlossen.

Vom forstwirtschaftlichen Standpunkt betrachtet — und Argentinien beginnt jetzt zu überlegen, wie man diesen Reichtum nutzen kann, der nach Schätzungen eine Ausdehnung von über 2 Millionen Hektar umfaßt — sind die Waldbestände vom 38. bis zum 42. Breitengrad, in welchem die vier hauptsächlichsten Buchenarten im Mischbestand vorkommen, die wertvollsten. Geschlossene Urwälder mit dichtem Unterholz in Höhen bis zu 40 Metern mit häufigem Stammdurchmesser weit über 1 Meter gelten sie als die massenreichsten Waldbestände des Kontinents. In den tropischen Urwäldern, die heute noch als "schlafende Reserven" gelten (Amazonas – Kongo), finden wir auf 1 Hektar bis zu 40 verschiedene Holzarten, die im Handel heute kaum bekannt sind.

Die Buchenarten in der Südkordillere — eine davon immergrün — führen den lateinischen Namen Nothofagus und sind verwandt mit der europäischen Buche, ihr Holz ist jedoch weicher und für Bau- und Tischlerzwecke gut zu verwenden. Die Samen der Nothofagus sind winzige Bucheckern (Bucheln) von denen 120 000 auf ein Kilogramm gehen; sie verlieren sehr schnell ihre Keimfähigkeit.

Die wirtschaftliche Nutzung die seit einigen Jahren von der staatlichen Verwaltung der National Parke eingesetzt hat, beschränkt sich auf die stammweise Herausnahme einzelner Bäume mit einem Durchmesser von über 40 cm in Brusthöhe gemessen. Die Bäume werden von Beamten des Parkes gezeichnet und der Einschlag wird überwacht.

Ein Kahlschlag wird vermieden, und wenn Weidevieh aus den genutzten Wäldern herausgehalten wird, erneuern sich die Bestände trotz des dichten Unterholzes. Einen forstwirtschaftlichen Betrieb im europäischen Sinn gibt es jedoch nicht.

Einige in dieser Region des Naturschutzparkes liegende Privatbesitzungen lassen ihre Waldungen nach der Nutzung nach modernen Grundsätzen "alter forstlicher Länder" wieder aufforsten, haben Pflanzgärten, um Lücken und Fehlstellen in einer Naturverjüngung auszubessern. Vereinzelt noch in den Urwäldern vorkommende Araukarien-Horste (A. imbricata), im besonderen im Norden um den See Aluminé, deren Bestand im Jahre 1916 auf ca. 60 000 Hektar geschätzt, sind bis heute, nach den letzten Statistiken, auf ca. 20 000 zusammengeschmolzen durch eine irrationale Nutzung, ohne Nachpflanzung und durch Feuer verzehrt. Das Holz ist ausgezeichnet und wird vornehmlich für Sperrholz verwendet, im Wuchs ist die Araukarie langsamer als alle importierten Nadelhölzer.

Da das "Waldklima" der Südkordillere sich für den Anbau von Nadelhölzern (Koniferen) eignet, Argentinien aber von seinem Waldbestand von ca. 50 Millionen Hektar — diese Zahl wird aber verschiedentlich anders genannt — nur 0,2 Prozent Nadelwald besitzt, wurde schon seit 1916 vorgeschlagen, Koniferen zu kultivieren. Seit 1928 wurden die ersten Versuche unternommen und zwar mit dem überraschenden Erfolg, daß die eingeführten, durch Samen im eigenen Pflanzgarten gezogenen Nadelholzarten, die zum Teil aus Europa und aus dem Felsengebirge Nordamerikas stammten, schneller und freudiger wuchsen als in ihrer Heimat. Durch den Erfolg angeregt wurden die Versuche fortgesetzt und deutsche und andere europäische Großgrundbesitzer ließen Nadelholzsamen aus



Das súdlichste Vorkommen der Araucaria imbricata Prov. Neuquén, Argentinien

analogen Klimazonen von allen Kontinenten kommen. So sind heute von 50 Arten versuchsweise kultivierter Nadelholzarten 12 mit außerordentlichem Erfolg akklimatisiert und werden in Großpflanzungen für Aufforstungsflächen angebaut. Hierüber sind 25 Jahre vergangen, so daß wir Vergleiche mit jenen in Mitteldeutschland (württ. Schwarzwald) angebauten Ausländern derselben Rasse ziehen können, mit dem Resultat, daß die in der Südkordillere importierten, in der ersten Generation gewachsenen Nadelhölzer in der Hälfte der Zeit hiebreif sein werden. Das Resultat der Vermessungen ist durch deutsche Forstinstitute bestätigt.

Der Buchenurwald ist ein Schattenholzwald, d. h. die Jungbäume können im Schatten aufwachsen — wenn auch langsamer —; innerhalb der Nadelholzrassen gibt es auch "schattenertragende", so läßt sich ein Mischwald aufbauen, der — und dies ist der Zweck — den Waldbestand gegen Feuer mehr schützt. Durch den ständig anwachsenden Touristenverkehr wächst die Gefahr mit jedem Jahr und im letzten hatten wir einen Waldbrand, der tausende von Hektar Urwald vernichtete. Ein belebtes, buntes Bild gibt auch eine horstweise Einsprengung von Nadelhölzern im Laubwald und so wird sich im Laufe von Generationen das Waldbild ändern.

Bei forstlicher Pflege – auch der Staat wird sich damit befassen müssen – ist der Zuwachs, der Ertrag, des Nadelholzes wie auch der Ertrag der einhei-

mischen Buchen erheblich größer als der Ertrag eines vielfach überalterten. Urwaldbestandes der Gebirgswälder.

Die Einführung fremder Holzarten ist nicht abgeschlossen und zur Zeit wird der Mammutbaum (Sequoia gigantea — Heimat: National Park Nord-Amerika), der in Einzelexemplaren in der Südkordillere vorhanden, auf seine Anbaufähigkeit kultiviert. Nach den Meldungen der Deutschen Dendrologischen Gesellschaft in Darmstadt, Mitteilungsblatt Nr. 60, soll der Wuchs dieses Ausländers — besonders in Belgien — alle europäischen Nadelholzrassen übertreffen. In Weinheim an der Bergstraße (Baden) steht ein 90jähriges Wäldchen, eine Abbildung ist in dem erwähnten Mitteilungsblatt vorhanden.

Im Zuge weltweiter Aufforstungen werden in den "alten forstlichen Ländern", aber auch in den Vereinigten Staaten, in Kalifornien, Kreuzungen vornehmlich bei Nadelhölzern eingeleitet. Ausgehend von den Erfolgen in der landwirtschaftlichen Züchtung und von der Gültigkeit der allgemeinen Vererbungsgesetze, die für Pflanzen ebenso wie für die übrige Lebewelt gelten, müßte man annehmen, daß die Hybriden der langsamer wachsenden Holzpflanzen sich schneller entwickeln als ihre Eltern.

So wurde in Argentinien mit der Unterstützung der genetischen Institute Deutschlands (Schmalenbeck) und Nordamerikas (Californien — Placerville) die erste Forstpflanzenkreuzung der einheimischen Araukarien-Arten, mit einem Standort von über 2000 Kilometer Entfernung, mit Erfolg im Jahre 1952 von einem mecklenburgischen Forstmann durchgeführt. H. N. F. Tesdorff

Latein:...Von jedem Wort aus liefen Bezüge eines die Welt beherrschenden Volkes in die Weltgeschichte; in der Grammatik aber glaubte ich, wie geboten, etwas von dem gewaltigen Verstande zu spüren, dem die Herrschaft und Befugnis, Völker in Gemeinschaft zu ordnen, göttlich zugedacht war. Noch in jeder Einzelheit der Formenlehre, etwa im absoluten Ablativ mit seiner gewaltsamen Verkürzung, wollte ich die Gebärde des Marcus Curtius wiederfinden, der in blinkender Rüstung zu Pferd in den Erdspalt sprengte, um die grollenden Götter, die ein Opfer forderten, wieder mit Rom zu versöhnen. Die Kunde von dieser Tat durchschauerte mich; sie war erhaben, und um mich gewahrte ich nichts Erhabenes, im Latein jedoch lebte die Seele solcher Männer.

### Henriette Sontag und Neustrelitz

#### Von Kurt Forstreuter

Die Zersplitterung Deutschlands in Kleinstaaten, politisch und wirtschaftlich ein Unheil, hat kulturell manches Gute gebracht. Mit den Fürstenhöfen war Repräsentation verbunden. Sie war ohne Künste nicht möglich. So haben die Künste von dem fürstlichen Luxusbedürfnis einen Vorteil gehabt. Zwar stimmt es nachdenklich und niederdrückend, wenn man beispielsweise vor der Würzburger Residenz steht, dem "größten Pfarrhaus Europas", und sich vorstellt, wieviel Ausbeutung und Elend des kleinen Würzburger Bischofsgebietes mit der Errichtung dieses Prachtbaues verbunden war. Doch daran denken nur wenige, die heute diesen kostbaren, durch den letzten Krieg zwar stark mitgenommenen Bau Balthasar Neumanns betreten.

Zur fürstlichen Repräsentation gehörte auch das Theater. Das noch heute üppig blühende subventionierte Theater in Deutschland geht auf die vielen fürstlichen Hoftheater zurück. Da die Städte es den Fürsten gleich machen wollten, wurden dann auch städtische Theater subventioniert. Das aber ist erst ein Ergebnis des 19. Jahrhunderts. Dagegen sind Hoftheater sehr viel älter. Man findet einzelne schon im 17., viele dann im 18. Jahrhundert. Leider waren es anfangs Theater, die der deutschen Kunst keine Stätte bereiteten, die der italienischen Oper bestimmt waren, ferner dem Ballett. Das Weimarer Theater, das Wiener Burgtheater und auch das Schauspielhaus in Berlin nach dem Tode Friedrichs d. Gr. waren der deutschen Schauspielkunst gewidmet.

Auch die kleinsten Fürsten fühlten am Ende des 18. Jahrhunderts das Bedürfnis nach einem Hoftheater. So auch in Mecklenburg-Strelitz.¹) Während schon vorher Wandertruppen nachzuweisen sind, hat Herzog Adolf Friedrich IV. (Dörchläuchting) in den Jahren 1776 — 94 ein Hoftheater eingerichtet. Es wurde nach seinem Tode wegen der großen Schulden des Herzogs geschlossen. Nun kamen in den Jahren 1795 — 1822 wieder Wandertruppen nach Strelitz.

Mit dem Jahre 1822 beginnt eine neue Epoche des Hoftheaters unter Großherzog Georg. Bei der Einrichtung dieses Hoftheaters bediente der Großherzog sich der Hilfe und Beratung seines Bruders Karl. Dieser entwarf den Etat. Er erscheint als der eigentliche spiritus rector dieses neuen Hoftheaters, das im Jahre 1822 ins Leben trat und bis 1848 bestand. Die Summen sind nur klein, mit denen man rechnen durfte. Nach manchen Voranschlägen kam man zu folgendem Etat: Einnahme und Ausgabe 12 800 Reichstaler. Die Einnahmen setzten sich zusammen aus 4000 Rt. aus Eintrittsgeldern des Publikums und einem Zuschuß des Großherzogs von 8800 Reichstalern. An Ausgaben wurden veranschlagt: 10 600 Rt. Gagen, 400 Rt. für Stücke, Noten usw., 400 Rt. Garderobe, 400 Rt. Dekoration, 400 Rt. Nebenausgaben, 600 Rt. Beleuchtung. Gegeben wurden Schauspiele und Opern.

Auffällig ist die hohe Beteiligung des Fürsten an den Kosten: mehr als zwei Drittel der Einnahmen flossen aus seiner Kasse. Bei den Ausgaben machten die Gagen den Hauptteil aus. Alle anderen Ausgaben sind minimal. Verhältnismäßig hoch sind die Beleuchtungskosten. Die Beleuchtung war schwierig und

<sup>&</sup>lt;sup>1)</sup> Hierüber: Erika Grüder, Beiträge z. Gesch. d. Theaterwesens in Mecklenburg-Strelitz in: Mecklenburg-Strelitzer Geschichtsblätter, Jg. 1 (1925). — Hier S. 41 f über die Gründung des Theaters von 1822,

gefährlich. Elektrizität gab es noch nicht. Die Gasbeleuchtung war erst in den Anfängen, kaum schon bis Strelitz vorgedrungen. In London wurde die Straßenbeleuchtung mit Gas 1814, in Hannover 1825, in Berlin 1826 eingeführt. Lichteffekte, wie sie heute in Theatern üblich sind, waren auf der Bühne um 1822. nicht möglich. Die Dekorationen müssen spärlich gewesen sein.

Wenn Herzog Karl als Anreger und Berater seines Bruders erscheint, so fielen seine Anregungen bei Georg auf fruchtbaren Boden. Karl, der als Mitglied des preußischen Staatsrates und als General in Berlin lebte, hatte dort Gelegenheit, an dem regen Theaterleben der preußischen Hauptstadt teilzunehmen. Aber auch Georg war nicht selten dort, und auch er war ein Freund des Theaters. Man spürt es in seinem Briefwechsel mit Bühnenkünstlern. Dort begegnen u. a. die folgenden Namen: Madame des Argus, Tänzerin in Berlin (Briefe der Jahre 1843 - 54); Frau Bethmann (geb. Unzelmann) und ihr Gatte, die berühmte Schauspielerin in Berlin (1805); Julie Gley, Schauspielerkind aus Neustrelitz, als verehelichte Rettich Schauspielerin am Burgtheater in Wien (1845 - 60); Hognet, Ballettmeister in Berlin (1857 - 60); Aug. Wilh. Iffland, der berühmte Dramatiker und Theaterdirektor in Berlin, und seine Frau Luise (1800 – 13); die italienische Sängerin Maria Marchetti-Fantozzi in Berlin, später St. Petersburg (1802 - 21); die berühmte Sängerin Anna Milder-Hauptmann in Berlin (1824 bis 31); Pauline Decker geb. Schätzell, frühere Sängerin (1856); Marie Taglioni, Tänzerin in Berlin (1854 – 55); Angelica Catalani, spätere Madame de Valabrégue, Sängerin (1819 – 44). Hierzu kommen umfangreiche Korrespondenzen mit Dichtern (Goethe an der Spitze), Schriftstellern, Gelehrten, Komponisten, Malern, Bildhauern usw.2)

Das mit Weimar befreundete, mit Berlin verschwägerte Strelitzer Fürstenhaus erhob sich gewiß durch seine geistigen Interessen über den Durchschnitt seiner Standesgenossen. Die politische Bedeutung des Ländchens war gering; beschränkt waren auch die finanziellen Mittel, die zur Befriedigung geistiger Interessen aufgeboten werden konnten. Der Historiker wird zwar feststellen, daß Großherzog Georg wie auch sein Bruder Karl politisch noch befangen waren vom Geiste ihrer Zeit, einer Zeit der Restauration nach 1815. Ihre geistigen Interessen aber wurzelten in der deutschen klassischen und humanistischen Literaturepoche. Mit der Familie Goethe war Georg von Jugend her vertraut, er hat im Goethe-Hause in Frankfurt verkehrt und noch mit dem Greis in Weimar Briefe gewechselt. Ein schönes Zeugnis seiner geistigen Interessen ist ferner der Briefwech wech selm it Wilhelm von Humboldt, dem Georg in Rom begegnete, wo Humboldt preußischer Gesandter war.

Aus diesem umfangreichen Briefwechsel tritt auch eine Persönlichkeit in ein helles Licht, mit der die folgenden Ausführungen sich beschäftigen sollen: die große Sängerin Henriette Sontag. Sie war beiden Fürsten, dem Großherzog Georg wie seinem Bruder Karl, freundschaftlich verbunden. Was an Briefen vorliegt, ist meist an den Großherzog gerichtet; doch auch ein Brief an Karl ist vorhanden, und dieser ist besonders wichtig, weil er aus einer weit früheren Zeit stammt als die Briefe an Georg. Man darf nicht ohne Grund bezweifeln, daß die Briefe, die heute vorliegen, alles sind, was an Briefen ge-

<sup>&</sup>lt;sup>2</sup>) Der Briefwechsel des Großherzogs Georg und ein Teil des Nachlasses von Herzog Karl, aus Mecklenburg verlagert, befindet sich z. Z. im Staatlichen Archivlager in Göttingen; hieraus die obigen Angaben. Zitiert wird nach den neuen, bei der Neuordnung in Göttingen gegebenen Nummern.

wechselt wurde. Immerhin gibt das, was vorhanden ist, ein anschauliches Bild der Menschen und Verhältnisse.

Henriette Sontag hat einen ungewöhnlichen Lebensweg zurückgelegt. Als Schauspielerkind wurde sie am 3. Januar 1806 in Koblenz geboren. Früh, mit 5 Jahren, betrat sie zuerst 1811 die Bühne. Der Vater, von dem die Mutter sich getrennt hat, ist bereits 1819 gestorben. Die Mutter Franziska geb. Markloff überlebte ihre berühmte Tochter, sie starb 1865. Sie war eine in ihrer Zeit beliebte Schauspielerin, hat den Aufstieg der Tochter gefördert. Über Prag und Wien kam Henriette 1825 nach Berlin, wo sie die größten Triumphe feierte. Ausgedehnte Gastspielreisen schlossen sich an. Auf einer solchen Reise entschied sich ihr Schicksal. Schon vorher in Wien war ihr der junge italienische Diplomat, Graf Carlo Rossi, "ein blonder, großer, hübscher Mann", aus altem piemontesischem Adel begegnet. In Paris wurde 1829 der Ehebund geschlossen. Am Hofe des Königs von Sardinien in Turin war man über diese nicht standesgemäße Heirat des jungen Diplomaten entrüstet. König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, selbst ein leidenschaftlicher Theaterbesucher, erhob daraufhin Henriette in den Adelsstand, unter dem Namen von "von Lauenstein". So liebenswürdig diese Maßnahme war, so ist dieser Name heute verschollen. Für die Nachwelt ist Henriette auch keine Gräfin Rossi, sondern ihr Ruhm ist an den Namen "Henriette Sontag" geknüpft.

Die Ehe war sehr glücklich, auch mit Kindern gesegnet. Eine Gräfin Rossi, geborene von Lauenstein, Gattin eines königlich sardinischen Diplomaten, aber durfte nicht als Schauspielerin auftreten. Das wurde von der Regierung in Turin ausdrücklich verboten. Nur ein paar Abschiedsvorstellungen wurden gestattet. In einer glanzvollen Aufführung der Berliner Oper nahm Henriette am 22. Mai

1830, wie sie meinte, für immer, Abschied von der Bühne.

Wanderjahre schlossen sich an. Rossi wurde Gesandter im Haag, beim Deutschen Bund in Frankfurt a. M., dann 1838 in St. Petersburg. Überall wurde das Ehepaar von den künstlerisch interessierten Kreisen der Gesellschaft gerne gesehen. Wenn es der Gräfin auch verboten war, öffentlich aufzutreten, so konnte sie ihre Kunst in privaten Kreisen ungestört ausüben. In St. Petersburg schrieb Henriette: "Die Menschen tragen mich auf den Händen." Gerne wäre sie dort geblieben, wenn es weniger kalt und teuer in Petersburg gewesen wäre. Ihr Schicksal wurde jedoch wieder Berlin. 1843 wurde Graf Rossi als Botschafter dorthin versetzt.

Die Berliner Gesellschaft nahm Henriette zunächst kalt auf. Das Publikum hatte sie früher dort in überschwenglicher Weise gefeiert. Nun war Henriette dem Volk entrückt, sie verkehrte nur in den höchsten Kreisen, und dort sah man auf die ehemalige Schauspielerin, trotz der Nobilitierung, trotz der Gunst des Hofes, die ihr auch unter Friedrich Wilhelm IV. zuteil wurde, etwas herab. Das hat Henriette wohl gefühlt. Sie hat sich über Berlin zuweilen sehr bitter geäußert. Dabei aber hat sie doch in den Kreisen, die sich ihr erschlossen, ihre Kunst ausüben können und begeisterte Verehrung genossen.

Gerade in jener Zeit hat Henriette ein nahes Verhältnis zu Großherzog Georg von Mecklenburg gefunden. Ein Verhältnis, das keine Liebesleidenschaft war, sondern auf gemeinsamen künstlerischen Neigungen beruhte.<sup>3</sup>)

³) Über Henriette Sontag liegt eine ausführliche Arbeit von Heinrich Stümcke vor: Henriette Sontag. Ein Lebens- und Zeitbild. Berlin 1913. (Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte, Bd. 20.) — Der Verfasser konnte im Archiv auch bereits die Briefe an den Großlerzog Georg, nicht an Herzog Karl, benutzen und hat einen Teil davon veröffentlicht.

Während die Beziehungen zwischen dem Großherzog Georg und Henriette Sontag aus den Jahren 1844 — 54 durch die Biographie der Sängerin von Heinrich Stümcke bekannt sind, hat man bisher, wie es scheint, einen Brief übersehen, der an den Bruder des Großherzogs, Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz, gerichtet ist und aus einer weit früheren Zeit stammt. Der Brief ist undatiert, doch läßt das Jahr sich aus dem Inhalt leicht ermitteln. Henriette Rossi, wie der Brief unterschrieben ist, beklagt darin den Verlust ihrer Kinder mit Ausnahme des Sohnes Alexander, der zwei Jahre alt sei. Dieser Sohn Alexander ist am 17. September 1831 geboren, der Brief stammt also aus dem Jahre 1833. Ihr Gatte, Graf Rossi, war damals Gesandter des Königreichs Sardinien im Haag.

Der Brief ist so interessant, daß man ihn hier wörtlich wiedergeben darf: Euer königliche Hoheit!

Ich bin gewiß nicht strafbar, so lange mit der Antwort auf den lieben herzlichen Brief gezögert zu haben. Allein Prinz Albrecht machte mir die Freude seines Besuches an dem Tage meiner Abreise, wo ich so überhäuft (?) von kleinen häußlichen Geschäften war, daß ich mir das Vergnügen des Antwortens für Italien aufsparen mußte.

Wie unaussprechlich glücklich machen mich die liebenden Versicherungen Ew. Hoheit, daß ich noch in dem Andenken der Berliner fortlebe. Fast möchte ich aber ein bischen zweiflen, ob alle so dächten wie Sie, mein gnädigster Herr? Seit Jahren ist es mein sehnlichster Wunsch, Berlin wiederzusehen. Bis jetzt wollten es die Verhältnisse nicht gestatten, diesen Wunsch in Erfüllung gehen zu lassen. Demohngeachtet aber verliere ich nicht den Mut und hoffe viel von der Zukunft. —

Euer königliche Hoheit wollen von mir selbst die Bestättigung meines häuslichen Glückes wissen. Diese Frage wurde mir schon so häufig gemacht, daß ich fast fürchte, man hege noch einigen Zweifel darüber. — Aus dem innersten meiner Seele antworte ich, daß ich vielleicht eine von den wenigen bin, die sich rühmen können, vollkommen glücklich zu sein. Diejenigen, welche mich nicht kennen, mögen vielleicht noch einen Zweifel hegen; denn nicht allen ist es bekannt, wie wenig Reiz mein früheres so geräuschvolles Leben für mich hatte; auch finde ich es sehr wenig verdienstvoll, in ein stilles Leben zurückzutreten, welches mir alles gewährt, wonach ich mich seit Jahren sehnte, und einen Mann besitze, der alles aufbietet, mir dieses Leben zu verschönern. — Die einzige trübe Wolke, die an meinem Himmel aufgestiegen ist, war der Verlust meiner lieben Kinder. Mein zweijähriger Alexander bleibt mir nun allein, mich für diesen unvergeßlichen Verlust zu entschädigen. Er ist das Bild des Wohlseins, und ich hoffe mit Zuversicht, daß mir ihn der Himmel erhalten wird.

Mein sejours in dem herrlichen Italien ist mehr als schön, er ist reizend. Sonderbar genug ist es, daß ich schon seit vielen Jahren den innigsten Wunsch hegte, Italien zu bereisen, und es nie habe dahin bringen können. Euer kgl. Hoheit kennen es ja auch. Ich schweige also von meinem Entzücken. Ich bedaure nur, daß ich nicht ein Stückchen Himmel in mein trübes Holland mitnehmen kann. Wie beklagenswert sind doch die armen Holländer, keinen Himmel zu haben. Ich gestehe Ew. Hoheit aufrichtig, ich fürchte mich ein bischen zurück nach dem Haag; denn leider ist mein hiesiger Aufenthalt zu kurz, um die Schattenseiten dieses Paradieses herauszufinden. Je vois tout en beau, und der Vergleich ist daher zu ungünstig. Ende dieses Monats gehen wir nach dem schönen Florence, und wenn es die Verhältnise gestatten, vielleich tach nach Neapel. Sollte

die Cholera in Holland zunehmen, ist es möglich, daß wir den Winter in Turin zubringen.

Ich bin so frei, Euer königl. Hoheit einen Marsch zu senden, mit der Bitte, ihn Seiner Majestät zu Füßen zu legen. Er war für den 3. August bestimmt, leider aber hielten die Copisten nicht Wort. Ich war wirklich untröstlich darüber, denn ich möchte um keinen Preis die letzte sein, diesen Tag, der in allen Herzen wohnt, mit Stillschweigen zu übergehen. Ich weiß, daß S. M. schöne Märsche lieben, und da es vorzüglich wenig gute zum vorbei defiliren gibt, wurde mein musikalischer Sinn, der ein wenig zu schlummern anfängt, bei dem Gedanke an Berlin wieder rege gemacht. Allein ich besorge von der Güte Ew. Hoheit zu großen Gebrauch zu machen und füge nur noch die Worte bei, mich S. M. untertänigst zu Füßen zu legen. Indem ich bitte, das mir so teure Wohlwollen nicht zu entziehen, nenne ich mich Ew. kgl. Hoheit ganz untertänigste

Henriette Rossi.

Umschlag mit Adresse: A Son Altesse Royale, Monsieur le Duc Charles de Mecklenbourg, Président du Conseil d'Etat, Commandant Général des gardes — Berlin. — Oben Poststempel: Genova.4)

Dieser Brief, so vereinzelt er dasteht, läßt doch ein großes Stück der Beziehungen zwischen Henriette Sontag und Herzog Karl erkennen. Er ist die Antwort auf ein Schreiben Karls, und aus dem wahrhaft freundschaftlichen Ton darf man heraushören, daß dieses Verhältnis schon länger bestand. Von Großherzog Georg ist darin nicht die Rede. Wenigstens einen Gruß an ihn dürfte man erwarten, wenn Henriette ihm schon enger verbunden wäre. Dagegen hängt Henriette Sontag mit Verehrung an König Friedrich Wilhelm III., der ihrer Heirat erst die gesellschaftliche Änerkennung gegeben hatte. Zu seinem Geburtstag am 3. August sendet sie ihm einen, wohl von ihr selbst komponierten Marsch, an dem wohl auch der preußische Staatsratsvorsitzende und General der Garde, Herzog Karl von Mecklenburg, seine Freude gehabt hat. Erwähnt wird ferner Prinz Albrecht, Sohn Friedrich Wilhelms III., Schwiegersohn König Wilhelms I. der Niederlande. Sehr persönlich gehalten sind die Nachrichten über ihre Familie. Mit Entzücken spricht Henriette von der italienischen Landschaft, während sie das kalte regnerische Holland nicht schätzt. Die Nachrichten aus Berlin finden bei ihr einige Zweifel. Sie will nicht recht daran glauben, daß man sie an der Stätte ihrer früheren Triumphe noch allgemein verehre. Sie hat jedoch den sehnlichen Wunsch, Berlin wiederzusehen.

Dieser Wunsch ging zehn Jahre später in Erfüllung. Unterdessen war Herzog Karl von Mecklenburg 1837, König Friedrich Wilhelm III. 1840 gestorben. Eine neue Generation war nach vorne getreten. Es war die Generation, der Henriette selbst angehörte. Aber auch alte Verehrer fand sie wieder.

Zu ihnen gehörte Großherzog Georg. Sicherlich war sie ihm von der Bühne her bekannt, mindestens auch persönlich durch seinen Bruder Karl ihm vertraut. Nun entspann sich zwischen beiden in den letzten zehn Lebensjahren Henriettes, 1844 – 1854, ein Briefwechsel, der nach dem Zeugnis von Henriettes Biographen Stümcke (S. 180) die "interessanteste Quelle zur Kenntnis der letzten Periode ihres Lebens" ist.

<sup>&</sup>lt;sup>4</sup>) Briefsammlung Nr. 858. — Hier, wie auch in den weiteren hier mitgeteilten Briefen ist die in jener Zeit oft noch recht willkürliche Orthographie modernisiert worden; offenbare Schreibfehler wurden verbessert, lautliche Eigentümlichkeiten wurden beibehalten, auch Gedankenstriche, Unterstreichungen, Absätze.

Man weiß nicht, wann diese Beziehungen begannen. Sie sind, anders als andere Beziehungen fürstlicher Herrschaften zu schönen Sängerinnen, rein künstlerischer Natur, von persönlicher gegenseitiger Verehrung erfüllt. Henriette war glücklich, in den Kreisen, auf die sie durch ihre Heirat beschränkt war, einen Mann zu finden, der gerade ihre Kunst zu schätzen wußte und ihr Gelegenheit gab, wenn auch in geschlossener Gesellschaft, als Sängerin aufzutreten.

Der erste erhaltene Brief, vom 8. Februar 1844, soll hier wiedergegeben werden: 5)

Euere Königliche Hoheit! Wie unendlich viel Nachsicht bedarf mein langes Stillschweigen gegen Euere Königliche Hoheit; und wie tief beschämt wurde ich gestern durch Ihre lieben gütigen Zeilen, mein gnädigster Herr! Es war nicht mein Verschulden, Ihnen, mein hochverehrter Herr, nicht schon längst den bestimmten Tag unserer Abreise angekündigt zu haben, sondern die Schwierigkeit, für meine lang projectierte Soirée einen freien Abend zu finden, welcher den beiden Herzoginnen conveniere, da meine musicalischen Projecte durch die plötzlichen Todesfälle verschoben werden mußten. Gott lob seit gestern wurde denn der nächste Mittwoch, den 14ten, dazu bestimmt, und Freitag den 16. sitzte (so!) ich, wenn der Himmel es so will, in meinem Wagen und fliege Ihnen mit einer Nachtigall-Stimme seelig und vergnügt zu.

Heute noch gehen sämtliche Noten ab, worunter sich das Stabat von Rossini, ein Sextetto von Mercadante — Quintetto von der Lucia befindet. Das Duett von der Linda ist Herr von Dachröden bereits bekannt.<sup>6</sup>) Von dem Stabat wurde bei mir nur der erste Satz und das Inflammatus gemacht. Herr von Dachröden wird aber gewies die schöne Arie hören laßen, die er so vortrefflich bei Frau von Hanncke sang. Wann Sie, mein gnädigster Herr, einen guten Alt unter den Mitwirkenden besitzen, könnten wir vielleicht das Quartetto daraus machen. Dies überlasse ich ganz Ihrer Einsicht. Lord und Lady Westmoreland bedauern ganz unendlich, nicht diesmal von Euer Königlichen Hoheit gütigen Einladung Gebrauch machen zu können, allein beide haben schon dem König von Hannover ihre Ankunft für diesen Monat angesagt. Auf jeden Fall aber werden sie nicht ermaglen, im März Ihrer gütigen Aufforderung entgegen zu kommen.

Da keine Freude ungetrübt sein will, muß ich Ihnen, mein gnädigster Herr, noch melden, daß unser Aufenthalt in dem lieben Strelitz leider nur von kurzer Dauer sein wird. — Länger wie 3 bis 4 Tage wird uns die große Freude wohl nicht zu Teil, in der Mitte Euerer Königlichen Hoheit liebenswürdige Familie verweilen zu können. Mein Mann ist von Ihrem gütigen Andenken tief durchdrungen; er trug mir auf, Ihnen, mein hochverehrter Herr, seinen Dank dafür untertänigst auszudrücken. Wir beide bitten uns Ihrer Königlichen Hoheit, der Frau Großherzogin, zu Füßen zu legen.

Indem ich den Himmel täglich bitte, meinen stillen Wünsche für Strelitz ja kein Hindernis zuzuschicken, sage ich Euerer Königlichen Hoheit ein kurzes

<sup>&</sup>lt;sup>5)</sup> Briefsammlung Nr. 668. — Im ganzen liegen 90 Briefe Henriettes an den Großherzog aus den Jahren 1844 bis 1854 vor.

<sup>6) &</sup>quot;Lucia": gewiß Lucia von Lammermoor, von Donizetti (1835); "Linda": Linda di Chamounix, ebenfalls von Donizetti (1842). Die Vorliebe für italienische Opern, die damals den Spielplan beherrschten, ist bezeichnend für Henriette Sontag. Angemerkt muß werden, daß die beiden genannten Opern erst nach ihrem Rückzug von der Bühne (1830) erschienen sind, daß sie also Neuerscheinungen des Opernrepertoires sich privat aneignete. —

Lebewohl mit der Bitte, mir Ihre Huld und Gewogenheit noch ferner schenken zu wollen.

Euerer Königlichen Hoheit ganz untertänigste Henriette Rossi. Berlin, den 8. Februar 1844.

Eine sehr lästige Fessel war das Verbot des öffentlichen Auftretens. Das Hoftheater in Neu-Strelitz stand, trotz seines geringen Etats, künstlerisch auf der Höhe. König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, der etwas von Kunst verstand, der nicht nur künstlerisch interessiert, sondern auch tätig war, mußte nach einem Besuch in Strelitz seinem Onkel, dem Großherzog, gestehen, daß trotz Spontini und Meyerbeer, die in Berlin wirkten, manche Aufführungen der Berliner Opernbühne den Vergleich mit Strelitz nicht aushielten.

Dem dringenden, wiederholt geäußerten Wunsch des Großherzogs, auf der Strelitzer Bühne aufzutreten, mußte Henriette sich mit Rücksicht auf das strenge Verbot der Turiner Regierung versagen. Sie wollte die Stellung ihres Mannes, die Zukunft ihrer Kinder nicht aufs Spiel setzen. Soll man sie tadeln, daß die gesellschaftlichen Ambitionen den künstlerischen Ehrgeiz überwogen? Strelitz war nahe genug an Berlin, und Henriette Sontag fürchtete die Berichte der Berliner Presse über ein öffentliches Auftreten in Strelitz. Vor geladenen Gästen durfte sie jedoch die Bretter des Strelitzer Theaters betreten. Der Großherzog schätzte besonders die Arien aus Glucks Iphigenie und Alceste. Im Palais Radziwill in Berlin hat sie in einer Faustaufführung das Gretchen gespielt und die Lieder Gretchens in der Vertonung des Fürsten Anton Radziwill gesungen. Einer Aufforderung des Großherzogs, diese Rolle auch in seinem Hoftheater zu übernehmen, konnte sie nicht Folge leisten.<sup>7</sup>)

Das Gastspiel Henriettes in Neu-Strelitz vom Februar 1844 ist wahrscheinlich das erste. Sie fand dort eine künstlerisch angeregte Atmosphäre, in der sie sich gern bewegte. Der Herr von Dachroeden, der neben ihr als Sänger auftreten sollte, war niemand anders als der Kammerherr und Theaterintendant, spätere Hausmarschall in Neu-Strelitz, Caesar von Dachroeden, der am 1. Januar 1839 sein Amt in Neu-Strelitz angetreten hatte.8)

Wenn die Briefe Henriettes an den Großherzog auf das kulturelle Leben am Strelitzer Hofe ein schönes Licht werfen, so geben sie zugleich einen Einblick in das gesellschaftliche und kulturelle Leben in Berlin; wenigstens der Kreise, in denen Henriette verkehrte. So schildert sie am 21. September 1846 in einem langen Brief einen Ausflug des Hofes nach Görlsdorf. Alexander von Humboldt und der Komponist Giacomo Meyerbeer waren von der Partie. Musikalische Darbietungen verschönten den Ausflug. Henriette sang auf Wunsch des Königs ein Stück von Händel.

In dieses sorglose Leben brach nun im März 1848 die Revolution hinein. In anschaulicher Weise hat Henriette ihren Freund in Neu-Strelitz von den Ereignissen unterrichtet. Leider auch in sehr parteiischer Weise. Dieses Kind aus dem Volke war durch ihre Heirat zur Aristokratin geworden und konnte es nicht begreifen, daß eine neue Zeit angebrochen war. So nimmt sie eindeutig gegen die Revolution Partei. Ihre Schilderung der revolutionären Ereignisse (einzelne Briefe sind von ihrem Biographen, (S. 185 ff) abgedruckt worden) sind Stücke zu ihrer Charakteristik; ein gerechtes Spiegelbild der Ereignisse sind sie nicht. In Neu-Strelitz hatte die Revolution übrigens die Folge, daß das Hoftheater

<sup>&</sup>lt;sup>7</sup>) Stümcke S. 181.

<sup>8)</sup> Briefsammlung Nr. 493. Brief Dachroedens aus Berlin vom 9. Dezember 1838.

aufgelöst wurde. Das war für Henriette damals von geringerer Bedeutung. Schwer dagegen griff die Revolution in Berlin und in Turin in ihr Leben ein. Sie klagt dem Großherzog in einem Schreiben vom 1. August 1848: "Den größten Teil meines Vermögens haben wir in Staatspapieren den 18. März eingebüßt. Das Wenige, was uns bleibt an eigenem Vermögen, ist unbedeutend und kaum hinreichend, in einem schlechten italienischen Nest zu existieren." Die Stellung ihres Gatten war durch die Revolution in Italien erschüttert. Sardinien, im Krieg gegen Osterreich geschlagen, war finanziell ruiniert. So wurde neben anderen Diplomaten auch Graf Rossi entlassen. Henriette teilte es ihrem Mecklenburger Freunde am 13. Juni 1849 mit.

Wie so manches Unglück, so hatte auch dieses eine gute Folge. Henriette konnte zur Bühne zurückkehren. Ihre Stimme und ihr Ruhm waren durch die zwei Jahrzehnte des Botschafterlebens nicht verfallen. Von ihrem Gatten begleitet, begann sie 1849 einen Triumphzug durch Europa. Dem Großherzog schickte sie nach Neu-Strelitz anschauliche Berichte von ihren Reisen.<sup>9</sup>)

Dann trat sie ihre letzte Fahrt an: 1852 nach Amerika. Die Überfahrt wird in einem Brief an den Großherzog vom 7. September 1852 ausführlich geschildert. Die Schon an Bord gab sie ein Konzert. Auch in Amerika wurde sie begeistert aufgenommen. Es war eine anstrengende Wanderzeit. Viele Eindrücke aus Amerika sind in die Briefe an den Großherzog eingegangen, so die Dampferfahrt nach New Orleans auf dem Mississippi. Damit war das Ziel der Tournee noch nicht erreicht. Obgleich man ihr abriet, hatte Henriette auch einen Vertrag über ein Gastspiel in Mexiko abgeschlossen. Am 1. April 1854 schiffte sie sich in New Orleans nach Veracruz ein. Die deutsche Gemeinde in Mexiko ließ es sich nicht nehmen, sie feierlich einzuholen. Nirgends, erzählte ihr Gatte später, wurde ihr soviel Enthusiasmus und Anerkennung zuteil wie in Mexiko, von Deutschen wie von Mexikanern. Ihr Erfolg erscheint umso größer, als zu gleicher Zeit eine zweite italienische Operntruppe in Mexiko gastierte. Übrigens wurden auch in dem Theater Santa Anna, in dem Henriette auftrat, nur italienische Opern gegeben.

In Mexiko ist Henriette am 17. Juni 1854 der Cholera erlegen. Ihr Tod kam unerwartet auf der Höhe des Ruhms und erschütterte die Stadt. Sie wurde zunächst wie eine Fürstin in Mexiko beigesetzt. Die Zeitungen in verschiedenen Ländern Europas und in Amerika brachten ausführliche Nachrufe. Erst im Jahre 1855 gelang es, die Leiche nach Deutschland zu überführen, und in dem Kloster Marienthal, an der Neiße zwischen Görlitz und Zittau, wo Henriettes Schwester Nina, ehemals ebenfalls Schauspielerin, seit 1846 Nonne war, hat die Vielgereiste ihre letzte Ruhe gefunden.

 $^{10}$ ) Stümcke, S. 235 ff. Hier S. 246 — 60 auch über das Gastspiel in Mexiko, den Tod und die Beisetzung.

<sup>9)</sup> Über diese Rückkehr zur Bühne berichtet die "Leipziger Illustrirte Zeitung", damals nicht nur durch ihre Bilder eine wertvolle Zeit-Chronik, am 21. Juli 1849: "Madame Henriette Sontag ist am 7. Juli im königlichen Theater zu London als Linda von Chamouni aufgetreten und hat einen endlosen Beifallssturm erregt. Selbst Kenner waren entzückt und behaupten, die ewig Jugendliche habe in Stimme und Kunst nichts eingebüßt." (S. 46). Henriette selbst berichtete am 12. Juli dem Großherzog über die begeisterte Aufnahme durch das Londoner Publikum. "Es war schön, und ich hatte den größten Kampf zu bestehen, Tränen der innigsten Rührung zu unterdrücken." (Stümcke, S. 203 f). In Paris wollte man anfangs nicht glauben, daß es die gleiche Sängerin sei, die vor zwanzig Jahren aufgetreten war. Man hielt sie für ihre Tochter. So gut war nicht nur sie, sondern auch ihre Stimme erhalten.

Großherzog Georg hat nicht nur die Briefe Henriettes sorgsam aufgehoben, — der letzte, sehr ausführliche (von Stümcke teilweise S. 247 f wiedergegebene) datiert aus Mexiko vom 30. Mai 1854 — sondern er hat auch Zeitungen gesammelt als Zeugnisse ihres Ruhmes und Nachruhms. Zwar das Paket mexikanischer Zeitungen, das Henriette in ihrem letzten Schreiben erwähnt, ist nicht darunter. Auch mit dem Gatten Grafen Carlo Rossi blieb der Herzog nach dem Tode der Sängerin noch brieflich verbunden. Er hat an dem Schicksal der Familie weiterhin Anteil genommen, auch einem illegitimen Halbbruder Henriettes, — die Mutter Franziska hatte ein bewegtes Leben, — gestattet, den Namen Franz Sontag zu führen. Auch dieser wurde später ein bedeutender Schauspieler. 11)

Die Teilnahme an Henriette Sontag war auch in Neu-Strelitz nicht auf den Großherzog beschränkt. In der Briefsammlung des Großherzogs befindet sich auch ein Brief von H. Fr. Laue an seinen Vater, den Kammermusikus Carl Ernst Laue in Neu-Strelitz. Er ist aus Mexiko vom 18. Juni 1854 datiert und schildert das Begräbnis Henriettes, das, wie oft in heißen Gegenden, schon einen Tag nach dem Tode stattfand. Er ist ein schönes Zeugnis für die Verehrung, die Henriette gerade auch bei ihren deutschen Landsleuten fand. Einzelne Stellen daraus seien hier mitgeteilt:

"Heute nachmittag 4 Uhr versammelten sich alle Mitglieder des deutschen Vereins mit dem Singverein sowie dem französischen Gesangverein und mehrere italienische Sänger im Deutschen Hause. Wir Sänger hatten es übernommen, die Leiche zur Ruhe zu tragen, und wurden daher mit langen Florschleifen geschmückt, — oder besser gesagt, decoriert. ½ 6 holten wir die Leiche ab; um nicht zu viel Aufsehn zu erregen, durften wir nicht früher gehen. — Der Zug bewegte sich in folgender Ordnung: erst der Leichenwagen, dann der französische Gesangverein, nächst wir deutschen Sänger mit der Leiche, die wir, abwechselnd acht zur Zeit, an den Henkeln des Sarges trugen. Dann folgten der Präsident und Vizepräsident des deutschen Vereins, die Mitglieder des Deutschen Hauses, viele Mexikaner und Ausländer, und zuletzt die Menge der Kutschen. Es war ein ungeheurer Zug, und die Mexikaner benahmen sich gewiß sehr artig; wir hatten natürlich die Hüte in der Hand, und wo wir vorüberkamen, da entblößte jeder sein Haupt . . .

Wir brachten die Leiche in die Kapelle der Kirche von St. Fernando, und nach einiger Zeit holten uns hier die Paters in ihren langen grauen Gewändern, mit Kreuzen, Fahnen und Lichtern in den Händen, mit Gesang ab, und wir trugen die Leiche nun in die schöne, fast ganz mit vergoldetem Schnitzwerk geschmückte Hauptkirche, wo wir sie auf einem in der Mitte der Kirche stehenden Katafalk niedersetzten. Zu jeder Seite des Sarges standen drei Leuchter mit enormen Kerzen, an jeder Ecke noch eins, und dann war ferner dieser Teil der Kirche ziemlich gut erleuchtet. Jetzt wurde ein großes Oratorium aufgeführt. Die Töne strömten gleichsam aus dem vordern dunklen Teil der Kirche hervor, was einen erhebenden Eindruck machte, nur war es so ungeheuer lang. Endlich kamen die Paters wieder, segneten die Leiche mit vielen Ceremonien ein, und wir folgten ihnen dann mit der Leiche in ein kleines Gewölbe, wo sie noch einmal von Weihrauch umweht mit Weihwasser besprengt wurde. Die Paters sangen noch ihre eintönigen Gebete, und dann trugen wir sie auf den Kirchhof.

<sup>&</sup>lt;sup>11</sup>) Nachrichten über den Tod Henriettes in der Briefsammlung, Nr. 744. — Briefe des Grafen Carlo Rossi: Briefsammlung Nr. 667. Hier auch über Franz Sontag.



Bildnis von Henriette Sontag, nach einem zeitgenössischen Holzschnitt. 1852.

Brief von Henriette Sontag an Großherzog Georg von Mecklenburg-Strelitz vom 4. Juni 1847. Henriette kündigt an, daß sie morgen nach dem "kleinen lieben "Eldorado" (Neu-Strelitz) abreisen werde.

(Der Verfasser schildert nun, daß die Leiche in Mexiko, — wie auch sonst in romanischen Ländern, — nicht der Erde übergeben, sondern der Sarg in eine Nische eingemauert wurde. Die Nische von Henriette Sontag hatte die Nummer 194. Der Verfasser findet diese Art der Bestattung lange nicht so schön, wie die in Deutschland übliche; womit er wohl recht hat.)

Wir setzten den Sarg auf eine Erhöhung an der Mauer und sangen dann das "O Sanctissima etc.". Hierauf hielt Herr Leffmann, der Präsident des Deutschen Hauses, eine sehr schöne Rede in Gedichtform, dann sangen wir "Vergiß mich nicht", worauf Herr Biedermann eine ausgezeichnete Rede hielt; wir sangen dann den letzten Vers des Liedes. Ein Mexikaner sprach noch einige Worte, und dann wurde sie hochgewunden und ins kleine Kämmerlein geschoben, und ein anderer Deutscher und ich, wir blieben oben, bis alles vermauert war." <sup>12</sup>)

Bis heute sind die Sängervereine ein Ferment der Deutschen in Amerika, und so war es ganz natürlich, daß die deutschen Sänger in Mexiko der berühmten deutschen Sängerin das letzte Geleit gaben.

"Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze", sagt der Dichter; jedoch auch: "Wer den Besten seiner Zeit genug getan, der hat gelebt für alle Zeiten." Hierzu ein Urteil Goethes über Henriette Sontag.<sup>13</sup>)

Goethe, der sie sehr verehrte und dringend erwartete, schrieb am 3. August 1826 etwas ärgerlich an den Kanzler von Müller: "Demoiselle Sontag, auf die ich niemals viel gerechnet habe, zu lange in Paris aufgehalten, hat sich nur durchgeschlichen, um in Berlin zur rechten Zeit anzukommen." Am 12. August schreibt er an Zelter in Berlin: "Eure Nachtigall flattert noch immer umher, sie ist, sagt man, an die See gezogen und wird erst Ende des Monats bei uns durchkommen, da wir denn hoffen dürfen, sie gleichfalls zu bewundern." Am 4. September 1826 traf sie endlich in Weimar ein, und Goethe schrieb in sein Tagebuch: "Um 6 Uhr mit den Enkeln ins Schauspielhaus, Demoiselle Sontag sang unvergleichlich." Schon vor ihrer Ankunft hatte Goethe sie poetisch begrüßt:

Ging zum Pindus, Dich zu schildern; Doch geschah's zu meiner Qual. Unter neun Geschwisterbildern Wogte zweifelnd Wahl um Wahl. Phöbus mahnt mich ab vom Streben: "Sie gehört zu unserm Reich, Mag sie sich hieher begeben, Findet wohl sich der Vergleich!".

<sup>&</sup>lt;sup>12</sup>) Über Carl Ernst Johann Laue (so, nicht Lau, wie ihn der Strelitzer Staatskalender verzeichnet, wird der Name von seinem Sohn geschrieben, der selbst auch Laue unterzeichnet) verdanke ich Fräulein Annalise Wagner in Neu-Strelitz die Angaben, daß er schon 1828 und noch 1845 als Trompeter genannt werde und unter dem Musikdirektor Weingärtner zur Hofkapelle gehörte. Bei ihm hat Heinrich Schliemann in seinen Neu-Strelitzer Jahren gewohnt. Der Bericht Laues findet sich in der Briefsammlung, Nr. 744. Ebenda auch ein Brief des Dr. iur. G. v. Schädtler an den Hofmarschall, Grafen von Schulenburg, vom 17. Juni 1854, über den Tod Henriettes. Vielleicht derselbe schrieb einen mit Dr. S. gezeichneten Bericht über Krankheit, Tod und Bestattung Henriettes für die "Berlinischen Nachrichten", die sogenannte "Spenersche Zetung", vom 18. August 1854, jedoch weniger anschaulich als Laue in dem Brief an seinen Vater. —

<sup>&</sup>lt;sup>13</sup>) Goethe über Henriette Sontag: Stümcke S. 75 ff.

# Ludwig Giesebrecht als Geschichtsschreiber des Mirower Fürstenhofes

#### Von Friedrich Scheven

Es dürfte vielleicht einmalig sein, daß in der "Allgemeinen deutschen Biographie", dem vielbändigen Werk der Würdigung großer Deutscher, vier Brüder zugleich mit ihrem Vater in z. T. mehrseitigen biographischen Darstellungen Aufnahme gefunden haben. Das ist der Fall bei der aus Mirow stammenden Familie Giesebrecht. Der Vater, Benjamin Giesebrecht, war von 1769 – 1827 Pastor in Mirow. Er "hatte das seltene Glück, vier reichbegabte Söhne zu den Mannesjahren gelangen zu sehen, die in ihrer Weise das Werk des Vaters fortsetzten. Wie verschieden auch sonst, waren sie in aufrichtiger Frömmigkeit, in der Lauterkeit ihrer ganzen Gesinnung, in der Liebe zu Kunst und Wissenschaft, in dem Eifer für das Schulwesen sich völlig gleich". So schreibt der Verfasser der "Deutschen Kaisergeschichte", der später geadelte Wilhelm von Giesebrecht, ein Sohn des Ältesten der vier Brüder, in der aus seiner Feder stammenden Würdigung seines Großvaters in dem genannten Werk.

Von dem zweiten dieser Brüder, Adolf Giesebrecht, ist vor kurzem in diesen Blättern im Hinblick auf seine pädagogisch bedeutsame Wirksamkeit bei der Errichtung des Mirower Seminars die Rede gewesen. An dieser Stelle soll nun des dritten der Brüder, Ludwig, gedacht werden, und zwar vornehmlich im Hinblick auf seine heimatkundlichen Forschungen. 1863 erschien von ihm im Programm des Stettiner Gymnasiums die Abhandlung: "Der Fürstenhof zu Mirow während der Jahre 1708 bis 1761." Diese Abhandlung zeigt ihn als Historiker, der die vorliegenden Quellen, z. T. noch aus familiärer Überlieferung heraus, neu zu würdigen versteht. Mit einem Teil dieser Arbeit soll er hier selbst zu Worte kommen, da die für die Heimatforschung so wertvolle Abhandlung heute schwer zugänglich ist.

## Ludwig Giesebrecht, der Dichter und Gelehrte

Ludwig Giesebrecht, geboren am 5. Juli 1792 in Mirow, ist wohl der bedeutendste der vier Brüder, gleicherweise beachtlich als Gelehrter, Dichter und Schulmann. "Eindrucksvoll war schon sein Äußeres", so schreibt sein Biograph Franz Kern in der Lebensbeschreibung seines von ihm hochverehrten Lehrers. "Die hohe schlanke Gestalt, das edle Oval des Gesichts mit der hochgewölbten Stirn und den großen, sinnenden Augen, die klangvolle, tiefe Stimme konnten nicht verfehlen mit dem Gefühl der Ehrfurcht den zu erfüllen, der ihn zum erstenmal sah und hörte." Kein Wunder, daß sein Einfluß auf seine Schüler am Stettiner Gymnasium in den 50 Jahren seines dortigen Wirkens so stark war, daß die Verehrung für ihren Lehrer sich immer wieder Ausdruck gab. Wohl verständlich aber auch, daß es für den aufrechten Mann, "der unbeugsam am Recht und seines Namens Ehre hielt", an Konflikten mit der vorgesetzten Behörde, die in der Zeit der Reaktion der 30er Jahre allzu selbständig und freiheitlich denkenden Köpfen mißtrauisch gegenüberstand, nicht gefehlt hat. Das alles ist sehr lebendig und dankerfüllt in der Biographie dargestellt, kann hier aber nicht weiter verfolgt werden.

Aber für einen Schulmann, mag er noch so verdient sein, schreibt man keine Biographie von mehr als 370 Seiten. Die gilt vielmehr in erster Linie dem Dichter Ludwig Giesebrecht. Seine Lieder, die leicht und frisch aus seiner tiefempfindenden Seele quollen, sind ein lebendiges Zeugnis von seinem Erleben. Was ihn

erfüllte an Gedanken, Erlebnissen, Gefühlen und Stimmungen in Versen zum Ausdruck zu bringen, war ihm Lebensbedürfnis. Weil seine Lieder immer einen ganz persönlichen Ausdruck haben, sind sie vielfach nicht ganz leicht zu verstehen. Dazu kommt, daß der Dichter sie meist ohne Überschrift veröffentlicht hat und dem Leser das Verstehen damit noch weiter erschwert. Es ist so begreiflich, daß sie, als sie gedruckt vorlagen — zunächst meist in Zeitschriften und Blättern, dann 1836 in Buchform — keinen weiten Leserkreis fanden. Es ist eben keine einschmeichelnde Lyrik, die das Werk Giesebrechts umschließt, aber es sind stets gehaltvolle Lieder von herber Schönheit; sie bewegen sich nie in Gemeinplätzen, sondern sind stets Ausdruck eines tief und selbständig empfindenden Geistes.

Ludwig Giesebrecht war eine besinnliche, lyrische Natur, aber wenn sein Einsatz gefordert wurde, stand er seinen Mann. Mit zweien seiner Brüder folgte er 1813 dem Ruf seines Herzogs und meldete sich zum freiwilligen Eintritt in das Strelitzer Husarenregiment. In der Reihe der C-Husaren nahmen, zusammen mit dem älteren Bruder Adolf, Ludwig und sein Zwillingsbruder Friedrich teil an der Schlacht an der Katzbach und kämpften in den Schlachten von Wartenburg und Möckern sowie in dem Reitergefecht bei La Chaussee, in denen sich das Regiment unvergänglichen Ruhm erwarb. Anfang 1814 eilte Ludwig noch einmal zu den Fahnen, immer bereit zum Einsatz, wenn das Vaterland rief. So war es auch 1848. Ludwig Giesebrecht war keine Kämpfernatur, aber an dem nationalen Geschehen des Jahres nahm er lebhaftesten Anteil. Er wurde in das Frankfurter Parlament als Abgeordneter gewählt und nahm an seinen Verhandlungen als Vertreter der gemäßigten Mitte, die für einen beschränkten Konstitutionalismus eintrat, teil. Aber als seine Hoffnungen auf die deutsche Einheit zunichte wurden, zog er sich resigniert aus dem politischen Geschehen zurück.

Wie bescheiden Giesebrecht von sich selbst dachte, von seinem Dichten und seinem vaterländischen Einsatz, mag ein Lied zeigen, in dem er halb resigniert, halb humorvoll auf sein Leben schaut:

In der Zeit der Dichterfürsten hab ich jugendfrisch gelebt, Wohnend auf demselben Boden, von derselben Luft umweht: Hätt' es daran nur gelegen, wär' ich schönsten Sanges reich, Und kein Liedermund auf Erden, käme meinem Liede gleich. Zeitgenoss' des Heergewalt'gen, der am Nil und Belt gekriegt, Stand ich in der Männer Reihen, die den kühnsten Mann besiegt: Hätt' es daran nur gelegen, wär' ich auch ein Kriegesheld. Und am Saum der fernsten Thule, schlüg' ich mutig mein Gezelt. Ja, gewiegt in selber Wiege mit der Britten Königin,¹) Hat auch das mich nicht gefürstet, werden mußt ich, was ich bin. Und so bin ich, wie mein König, nach dem höchsten Fürstenrecht, Was ich bin, von Gottes Gnaden, er der Herrscher, ich der Knecht.

¹) Giesebrecht schreibt dazu in seiner Abhandlung über den Mirower Fürstenhof: "Im Pfarrhause (sein Großvater Leithäuser war Pastor in Mirow) wurde das erste Kind erwartet (1756); das war auch für das fürstliche Schloß ein Ereignis. Die Herzogin schenkte der jungen Mutter die Wiege aus Pflaumenbaumholz, darin ihre eigenen Kinder früher gebettet worden waren . . . Die Wiege ist in der Familie geblieben. Seine Kinder alle, seine Enkel und Urenkel zum Teil haben darin geschlafen". In dieser Wiege hat auch die Prinzessin Sophie Charlotte, die spätere englische Königin, gelegen und 50 Jahre später Ludwig Giesebrecht.

Ebenso bescheiden wie über sein dichterisches Werk dachte Giesebrecht über seine wissenschaftliche Arbeit. Und dabei verdient er auch darin höchste Achtung. Er war als Gelehrter von einer erstaunlichen Vielseitigkeit und Tiefe der Gedanken. Zwei Ehrendoktorate, das der philosophischen Fakultät von Königsberg und das der theologischen Fakultät von Greifswald, brachten ihm dafür verdiente Anerkennung. In den Jahren des beginnenden Alters, von 1860 ab, gab er sechs Jahre hindurch eine Zeitschrift unter dem Titel "Damaris" heraus, deren Aufsätze in den ersten drei Jahren ihres Erscheinens alle, in den folgenden Jahren zum größten Teil aus seiner Feder stammten. Sie zeigen eine überraschende Weite des Blicks. Philosophische, theologische, geschichtliche und kunstgeschichtliche Fragen werden tiefgründig in ihnen ausgebreitet. Als Philosoph, in der Gedankenwelt Hegels wurzelnd, beschäftigten ihn hauptsächlich logische, pädagogische und psychologische Probleme. Aber auch in den geschichtlichen Darstellungen zielt er als philosophischer Kopf immer vom Besonderen auf das Allgemeine, vom Empirischen auf das Grundsätzliche und Wesenhafte.

Das alles mag heute nur noch wenige interessierte Leser finden. Ähnlich geht es auch seinem historischen Hauptwerk, der dreibändigen "Wendische Geschichten", das aus einer Fülle gelehrter Vorarbeiten erwuchs und 1836 erschien. Es geht Giesebrecht um eine breit angelegte Darstellung der Geschichte der Kolonisation des deutschen Ostens. Das Werk war seinerzeit bahnbrechend. Es mag heute weithin überholt sein, behält aber seine Bedeutung als ein auf selbständiger Wertung der Quellen beruhendes Werk. Hatte Giesebrecht in diesem seinem Hauptwerk und in den ihm vorangehenden monographischen Abhandlungen schon in seinen reifen Mannesjahren die Erforschung der ostdeutschen, insbesondere der pommerschen und mecklenburgischen Frühgeschichte zum Inhalt seiner Arbeiten gemacht, wandte er sich in seinen Spätjahren ganz zur Heimatgeschichte im engeren Sinn. Mirow, die Stätte seiner Kindheit rückte jetzt in den Mittelpunkt seiner wissenschaftlichen Arbeit. Die Erinnerung an sein Vaterhaus hatte ihn durch sein ganzes Leben begleitet und leuchtet immer wieder durch seine Lieder hindurch:

"Doch in mir meine Lieder sind noch da, Und Mirow ist, mein Vaterhaus mir nah."

Nun aber geht es ihm um mehr als um Kindheitserinnerungen. Er macht sich daran, "Mirower Lebensgeschichten" zu schreiben, "Geschichten aus Turne" hat er das Werk später genannt. Der Plan ist weitgespannt: "Rittercommende und Priestercommende erstehen nebeneinander; nach der Reformation und nach dem Westphälischen Frieden tritt der Fürstenhof in die Stelle der Rittercommende, das Pfarramt folgt der Priestercommende. Den Fürstenhof löst die Fürstengruft ab, während jener das Geschlecht, das er geboren und erzogen hat, nach nah und fern aussendet. Im Pfarramt lösen sich zwei ineinander verflochtene Familien ab, zuerst die Westfalen, die binnenländischen Büddemann und Leithäuser, dann die Familie von der Meeresküste Giesebrecht, Vater und Sohn.<sup>2</sup>) Auch das Pfarrhaus schickt seine Sendboten aus wie der Fürstenhof." So sollen Heimat-

<sup>&</sup>lt;sup>2</sup>) Bernhard Heinrich Büddemann war Pastor in Mirow 1725 — 1753. Er wurde dann als Hofprediger nach Neustrelitz berufen und starb dort 1760. Sein Nachfolger im Mirower Pfarramt wurde Johann Ludwig Leithäuser, ein Verwandter von ihm. Dessen Nachfolger wurde sein Schwiegersohn Benjamin Christian Heinrich Giesebrecht, Pastor in Mirow 1769 — 1827. Ihm folgte sein Sohn Friedrich, der Zwillingsbruder von Ludwig. Er war von 1827 (als Adjunkt seines Vaters von 1816 ab) bis 1865 Pastor in Mirow.

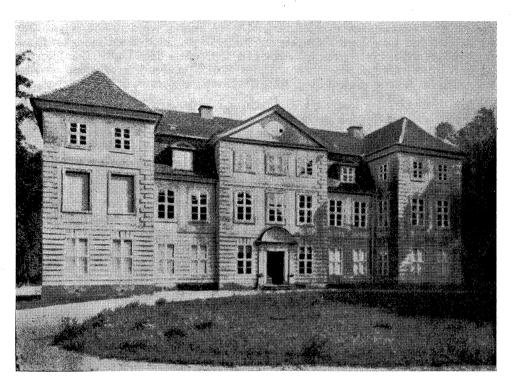
geschichte und Familiengeschichte ineinander verflochten werden. Die "Geschichte aus Turne" hat Giesebrecht druckfertig hinterlassen, erschienen sind sie nicht. Nur ein Teil dieser umfangreichen Arbeit ist 1863 unter dem Titel: "Der Fürstenhof in Mirow während der Jahre 1708 bis 1761" im Druck erschienen als wissenschaftliche Beilage zu dem Programm des Stettiner Gymnasiums.

Das Verdienst, das Ludwig Giesebrecht sich mit dieser Arbeit erworben hat, liegt nicht bloß darin, daß er in lebensvollen Bildern und in trefflicher Kennzeichnung der Persönlichkeiten das Leben an einem kleinen Fürstenhof der Rokokozeit vor uns erstehen läßt, sondern daß er das falsche Bild richtiggestellt hat. das die Briefe des preußischen Kronprinzen an seinen Vater von der Mirower Hofhaltung hinterlassen haben. Es ist dem Mirower Hof und seinem Herzog Karl Ludwig Friedrich ähnlich ergangen wie dessen Sohn Adolf Friedrich IV. Beide sind durch eine verzerrte und karrikierende Darstellung unverdient dem Gespött preisgegeben. Adolf Friedrich IV. ist als "Dörchläuchtig" eine Gestalt der Weltliteratur geworden. Gewiß war er ein schrullenhafter Herr, der manchen Anlaß zum Lächeln bietet. Aber wie ganz anders es an seinem Hofe zuging, als Reuter erzählt, zeigt der Reisebericht des Engländers Thomas Nugent, der 1766 nach Neustrelitz kam, um die Heimat seiner Königin, der Schwester Adolf Friedrichs IV., kennenzulernen. Das Reutersche Bild ist wiederholt richtiggestellt,3) aber die Leser Fritz Reuters werden trotzdem weiter über "Dörchläuchting" lachen. "Es ist etwas Ernstes und Trauriges", so schreibt Marx Möller, "wenn man sieht, daß die spielerische Laune eines beliebten und großen Humoristen die Möglichkeit besitzt, vom ernsten Sarg eines stillen Mannes einen reinen Ehrendegen wegzunehmen, und dafür eine Narrenpritsche hinzulegen; wenn sie einen schlichten, ernsten Lorbeerkranz, der da hingehört, mit einer drollig-biederen Schlafmütze vertauschen darf". Ähnlich ist es dem Hof des Vaters Adolf Friedrichs ergangen. Er ist zum oft belächelten Typ der trotz kümmerlicher äußerer Verhältnisse und geistiger Dürftigkeit geltungsbedürftigen fürstlichen Hofhaltung des 18. Jahrhunderts geworden. Das geht zurück auf die Briefe des jungen Friedrich, die er aus dem Mirow benachbarten Rheinsberg an seinen Vater schrieb. Carlvle widmet in seiner "Geschichte Friedrichs des Großen" dem Mirower Hof ein ganzes Kapitel unter der Überschrift "Der Kronprinz macht einen Morgenbesuch", und hat dadurch nicht wenig dazu beigetragen, daß das falsche Bild, das der Kronprinz zeichnet, in andere Darstellungen übergegangen ist. Da ist es ein Verdienst Ludwig Giesebrechts um das heimatliche Fürstenhaus und seinen Heimatort, in jener Abhandlung dieses Bild richtiggestellt zu haben. Er soll zunächst mit seinem Bericht über die Briefe des Kronprinzen selbst zu Worte kommen.

Die Beziehungen des Kronprinzen Friedrich zum Mirower Hof in der Darstellung Ludwig Giesebrechts

"Am 4. September 1736 kamen der König und die Königin zum ersten Besuch nach Rheinsberg. Durch Jagd, Fischfang und Vogelschießen suchte der Kronprinz seine Gäste die drei Tage ihres Verweilens angenehm zu unterhalten, und der Vater war so guter Laune, daß er auf Verwendung des Feldmarschalls von Grumbkow 40 000 Taler Schulden für seinen Sohn bezahlte. Man darf anneh-

<sup>&</sup>lt;sup>3</sup>) E. A. Endler, Herzog Adolf Friedrich IV. von Mecklenburg-Strelitz, Fritz Reuters "Dörchläuchting" in Meckl. Monatshefte Jhg. 5 S. 33 ff.; Prof. Dr. Marx Möller, Aus dem Lande Dörchläuchtings in Velh. u. Klasings Mon.-Heften, Jhg. 30 (1916) S. 408 ff. P. Steinmann, Das Carolinum, Heft 32, 1960, S. 58 — 63.



Das fürstliche Haus, das der preußische Kronprinz 1736 aufsuchte, war ein schlichter Fachwerkbau. Er war 1709 erbaut und wurde am 4.9. 1742 durch Blitzschlag zerstört. An seiner Stelle wurde 1749 — 52 das neue Schloß errichtet

men, daß während dieses Zusammenseins das von Friedrich Wilhelm gern besprochene Thema: "Die kleinen Höfe und die Fürsten, die nicht recht klug sind", vergnüglich behandelt, daß auch der Mirower Hof durch die Hechel gezogen wurde. Bei der Gelegenheit wird der Kronprinz eine Entdeckungsreise in das wunderliche Land verheißen haben, aus welchem so stattliche, hochstämmige Soldaten zu holen waren, und darin so närrische Käuze regierten: Was ließ sich davon nicht zur Lust und zum Lachen für den König nach Berlin berichten.

Sechs Wochen später wurde die Fahrt unternommen. So harmlos war das Motiv wohl nicht. Friedrich kam mit einem Werbeoffizier, der in Strelitz bekannt war, dem Leutnant von Buddenbrock, selbst als Werbeoffizier, um das Land und die Landesherrschaft auszukundschaften; bald war er herrisch, bald zutraulich, bald incognito, bald der Kronprinz von Preußen, und das alles im Laufe eines Tages. Es ist wohl in der Ordnung, daß ein solcher Gast kein volles Vertrauen erweckte, und wiederum, daß er sah und hörte, was er zu vernehmen wünschte. Er hat selbst über seine Reisen von Rheinsberg aus, am 26. Oktober 1736, gegen seinen Vater sich also ausgelassen:

"Gestern bin ich in Mirow gewesen, um meinem allergnädigsten Vater eine Idee von dem Orte zu geben, so kann ich die Stadt zum Höchstem mit Großen-Kreutz vergleichen. Das einzige Haus drinnen, das man ein Haus nennen kann, ist nicht so gut, als das Priesterhaus dorten. Ich ging alsofort nach dem Schloß, welches ohngefähr wie das Gartenhaus in Bornim ist; ringsherum ist ein Wall und ein alter Turm, der schon ziemlich verfallen ist, dienet dem Hause zum Torweg. Wie ich an die Brücke kam, so fand ich einen alten Strumpfstricker, als einen Grenadier verkleidet, mit der Mütze, Tasche und das Gewehr bei sich stehen, um ihn desto weniger an seiner Arbeit zu hindern. Als ich heran kam, so frug er, wo ich her käme und wo ich hin wollte? Worauf ich ihm antwortete, ich käme vom Posthaus und ginge über die Brücke, worauf der Grenadier ganz erzürnet nach dem Turm lief, woselbsten er eine Türe aufmachte, und den Korporal herausrief. Dieser war eben aus dem Bette aufgestanden und hatte aus großer Eile sich nicht die Zeit genommen, sich weder die Schuhe anzuziehen, noch sich die Hosen zuzumachen, und frug uns ganz verstört, wo wir hinwollten, und wie wir die Schildwache begegnet hätten. Ohne ihm aber einmal zu antworten, gingen wir unsere Wege nach dem Schloß zu. Dieses hätte ich mein Tage für kein Schloß angesehen, wenn nicht zwei Laternen vorn an der Türe wären gepflanzet gewesen, und daß nicht zwei Kraniche davor Schildwache gestanden hätten.32) Ich kam ans Haus heran, und nachdem ich wohl eine halbe Stunde an der Türe geklopft hatte, so kam eine ganz alte Magd, die wohl aussahe, als wenn sie des Prinzen von Mirow seines Vaters Amme gewesen wäre; und als die gute Frau fremde Gesichter zu sehen kriegte, so war sie dermaßen erschreckt, daß sie uns die Tür vor der Nase zuschmiß. Wir klopften wieder, und als wir sahen, daß nichts zu tun war, gingen wir nach dem Stall, dar uns doch ein Knecht sagte, der junge Prinz mit seiner Gemahlin wäre nach Neustrelitz, zwei Meilen von dort, und die Herzogin seine Mutter, welche in dem Hause wohnt, hätte ihm, um Staat zu machen, alle ihre Leute mitgegeben, also daß ihr die alte Magd allein übrig blieb. Es war noch frühe, also dachte ich, ich könnte nicht besser tun, als von Gelegenheit zu profitieren, so kriegte ich Strelitz auch zu sehen. So nahmen wir Postpferde und waren zu Mittag dar.

Neustrelitz ist eigentlich ein Dorf, dar nur eine Straße drin ist, welche Kammerjunker, Kanzlisten und Domestiken bewohnen, wo ein Wirtshaus drin ist. Ich kann es meinem allergnädigsten Vater nicht besser beschreiben, als die Straße in Gumbinnen, wenn man nach dem Rathause geht, ausgenommen, daß kein Haus abgeweisset ist. Das Schloß ist schön und lieget an einem See, mit großem Garten, so wie die Situation von Rheinsberg. Die erste Frage, so ich tat, war nach dem Prinzen von Mirow. So sagten sie mir, er wäre eben nach einem Ort gereiset, der heisset Canow und lieget nur eine halbe Stunde von Mirow. Buddenbrock, welcher dorten bekannt ist, schaffte mir bei einem Kammerjunker was zu essen, dar dann der Böhme auch hinkam, welcher vor diesem Adjudant unter meines allergnädigsten Vaters Regiment gewesen ist, welcher mich garnicht wiedergekennet, als bis ich es ihm gesagt, wer ich wäre. Selbiger

<sup>&</sup>lt;sup>8a)</sup> Es handelt sich um das 1709 erbaute Haus, das 1742 mit sämtlichen Gebäuden des Burgplatzes durch Brand vernichtet wurde. Das neue Schloß wurde 1749 — 1752 erbaut. Zu den Kranichen bemerkt Giesebrecht in einer Anmerkung: "Nicht Bilder, wie Carlyle meint, sondern lebendige Kraniche, vermuthlich mit gelähmten Flügeln. Das war damals Mode. Vor dem Schloß König Friedrich Wilhelms I. in Königswusterhausen hielten zwei angebundene weiße Adler, zwei schwarze Adler und zwei Bären Wache."

hat mir erzählt, daß der Herzog von Strelitz schön nähen könne und daß er schöne Casaquins nähete. Dies machte mich curieux, ihn zu sehen, und ließen wir uns als Fremde präsentieren, welches mir auch so gut anging, daß mich keiner kennete. Ich kann ihn meinem allergnädigsten Vater nicht besser beschreiben, als den alten dicken Stahl<sup>4</sup>) mit einer dicken, blonden Abbéperücke; es ist ein Herr, der sehr blöde ist; sein Hofrat Altrock<sup>5</sup>) saget ihm um so zu sagen, Alles, was er reden soll. Wie wir uns verabschiedet hatten, so fuhr ich gleich weg nach Canow, wo ich ungefähr um 6 Uhr hinkam.

Es ist ein pures Dorf und das Lusthaus des Prinzen nichts anderes als ein ordinäres Jägerhaus, wie alle Heideläufer haben. Ich kehrte bei dem Müller ein und ließ mich durch die Magd anmelden, worauf ich durch den Haushofmeister in der Mühle rankomplimentiert wurde und mit demselbigen nach der Residenz mich begab, woselbsten die ganze Mirowsche Familie versammelt war. Seine Mutter ist eine Prinzessin von Schwarzburg und noch die klügste von allen, die dorten zugegen waren, seine Tante war auch dorten. Die Frau Gemahlin ist klein, des Prinzen von Hildburghausen von den Kaiserlichen seine Nichte, sie war schwanger, scheint aber sonsten eine gar gute Prinzessin zu sein. Das Erstere, womit ich entrenieret wurde, war das Unglück, welches dem besten Koch geschehen wäre, welcher mitsamt dem Wagen, welcher Provisions bringen sollte, umgefallen wäre und sich den Arm gebrochen, und die Provisions wären dadurch alle zunichte gegangen. Ich ließ mich insgeheim danach erkundigen, es war nicht ein wahr Wort daran. Endlich ging man an Tafel, dar es denn auch gewiß schien, als wenn denen Provisions nebst dem Koch ein Unglück geschehen wäre, denn gewiß in denen drei Kronen in Potsdam ist viel besser essen als dorten. Der Diskurs über der Tafel war nichts als von allen den deutschen Fürsten, so nicht recht klug sind. Da war Weimar, Gotha, Waldeck, Hoym und wie die Häuser alle heißen, auf dem Tapis; und nachdem sich der gute Herr recht besoffen hatte, stunden wir auf, und er hat mir mit seiner Familie versprochen, mich zu besuchen. Kommen wird er gewiß, wie ich ihn aber los werden werde, das weiß Gott. Ich bitte meinen allergnädigsten Vater für diesen langen Brief unterthänigst um Vergebung, der ich mit allem ersinnlichen Respekt bis an mein Ende verharre . . .

Der Mirower Hof zögerte doch mit dem Gegenbesuch länger, als Friedrich erwartet hatte. Schon am dritten Tage nach seiner Reise (28. Oktober) schrieb dieser an den König: "Ende dieser Woche bin ich den Prinzen von Mirow vermuten, und zweifle nicht, daß einige Komödien passieren werden, womit ich gewiß verhoffe, meinen allergnädigsten Vater zu divertieren." Doch hatte er noch am 2. November zu berichten: "Der Prinz von Mirow ist noch nicht gekommen, ohngeachtet er es doch versprochen hat; ich zweifle aber nicht, daß er kommen wird, indem ihn die Größe der Reise wohl nicht aufhalten wird."

Erst 6 Tage später wurde auf mecklenburgischer Seite schicklich befunden, daß zunächst Herzog Karl allein sich in Rheinsberg zeige; aber eingedenk des Überfalles in Canow und der daraus entstandenen Verlegenheit, beliebte man eine Anmeldung. Wie sie geschah und wie sie aufgenommen wurde, bekundet

<sup>&</sup>lt;sup>4</sup>) Anm. von Giesebrecht: "Der seinerzeit berühmte Arzt und Professor der Medizin, geb. 1660, gestorben 1734."

<sup>&</sup>lt;sup>5)</sup> Altrock war nach Giesebrechts Bericht ein Bauernsohn aus dem Amt Nemerow, der um preußischen Werbern zu entgehen, ein Unterkommen im niederen Hofdienst gesucht hatte und durch seine Anstelligkeit am Hofe Adolf Friedrichs III. bis zum Geheimen Rat der fürstlichen Kammer aufstieg.

ein Schreiben Friedrichs an den König vom 8. November: "Heute nacht um 3 Uhr so wecken mich meine Leute auf, und sagen mir, es wäre eine Stafette mit Briefen an mich angekommen; ich stehe sofort eiligst auf, und als ich den Brief erbreche, so ist er vom Prinzen von Mirow, welcher mir schreibt, daß er heute mittag hier sein würde. Ich habe mich wohl etwas geärgert, habe aber doch das Lachen nicht lassen können über die eilende Stafette, so er mir eine Meile weit geschicket. Hier habe ich alles angestellt, um ihn zu empfangen, als wäre er der Kaiser selbst, und hoffe ich Materie zu haben, meinen allergnädigsten Vater mit künftiger Post gewiß lachen zu machen." Das Schreiben zu diesem Zweck vom 11. November äußerte sich also: "Des Prinzen Mirow Visite ist gar kuriös gewesen, auf daß ich nicht meinem allergnädigsten Vater alle Umstände davon berichte. Ich habe in meinem letzten Schreiben meinem allergnädigsten Vater gemeldet, wie daß der General Prätorius bei uns gekommen wäre, so fand sich selbiger eben bei mir, wie ich mit dem Prinzen von Mirow in die Kammer kam. So fing der General Prätorius an: "Voilà le prince Cajuca", 6) und das so laut, daß es alle Leute hörten. Kein Mensch konnte das Lachen. lassen, und ich hatte alle Mühe, daß ich es so drehete, daß er nicht böse wurde. Kaum war der Prinz im Hause, daß man mir sagen kam, daß dem armen Prinzen zum Unglück, der Prinz Heinrich gekommen wäre, welcher ihn dann dermalen aufzog, daß wir alle gedacht, tot vor Lachen zu bleiben. Er wurde immer gelobt und absonderlich über seine schöne Kleidung, sein gutes Air und seine ungemeine Leichtigkeit im Tanzen. Ich habe auch gedacht, es würde kein Aufhören des Tanzens werden. Den Nachmittag, um ihm den Rock zu verderben, so haben wir im Regen nach dem Vogel geschossen; er wollte wohl nichts sagen, aber man konnte doch sehen, daß er sich um den Rock sehr hatte. Den Abend so kriegte er einige Gläser in den Kopf und wurde recht lustig, sagte, wie er notwendig wegen Staats- und konsiderabler Angelegenheiten wieder nach Hause müßte, welches aber doch bis in die Nacht um 2 Uhr verschoben wurde. Ich glaube, daß er sich des Tages darauf nicht mehr viel wird zu erinnern wissen."

Nun erst, nachdem der Herzog vorangegangen war, hielten auch die fürstlichen Frauen in Mirow angemessen, den ihnen gemachten Besuch zu erwidern. Der Kronprinz schrieb davon seinem Vater am 18. November: "Der Prinz von Mirow ist wieder nebst seiner Mutter, Frau, Tante, Hofdamen, Cavaliers und der ganzen Menage bei mir gekommen, sodaß ich dachte, daß es die Flucht Ägyptens darstellen sollte. Ich bin bange, daß man die guten Leute nicht wird los werden können, indem sie mir versichert haben, daß sie gerne öfters kommen wollten." Anders, in französischer Sprache am 14. Dezember an den Major Camas: "Der Zuname der Antipoden steht meinem Landgut nicht übel an, denn die Mirokesen sind meine Nachbarn; sie haben mir die Ehre erwiesen, mich mit ihrem ganzen Hofstaat zu besuchen. Das ist möglichst ergötzend." Man sieht. Friedrich hatte für einen Gedanken zweierlei Ausdruck, den des Tabakskollegiums in den Briefen an seinen Vater, den humanen, wenn er einem gebildeten Freunde schrieb. Die wüsten Intrigen am Hofe seines Vaters, von denen er selbst genug gelitten hatte, und das schlichte, einfache Hofleben in Mirow, welch ein Contrast! Aber er war Alexander, so wollte er nicht Diogenes sein. Welche Sprache er im Umgang mit seinen Antipoden geführt hat, läßt sich nicht bezweifeln; hätte er zu ihnen geredet wie zu dem Könige, sie hätten ihm nicht versichert, daß sie gerne öfter kommen wollten.

<sup>6)</sup> Anm. bei Carlyle: Spottname aus einem längst verschollenen Roman.

Die Bangigkeit, man werde die guten Leute nicht los werden, erwies sich auch als unnötig. Zwar schrieb der Kronprinz schon am 23. November an seinen Vater: "Der Prinz von Mirow hat mir wieder mit einer Visite drohen lassen; ich weiß nicht, ob ich es werde können überhoben sein." Aber die Drohung war nicht so ernstlich gemeint. Erst am 1. Februar 1737 konnte Friedrich berichten: "Der Prinz von Mirow ist vor einigen Tagen hier gewesen, und haben wir einige Wasserschwärmer ihm zu Ehren in den See geschmissen. Seine Frau ist mit einer toten Prinzessin niedergekommen." Und etwas später am 28. März: "Der Prinz von Mirow ist gestern hier gewesen und hat hier mit uns nach dem Vogel mit der Büchse geschossen. Er kann nicht gut sehen und schießt immer durch ein Fernglas."

Der Herzog allein war also beide Male in Rheinsberg gewesen; die fürstlichen Frauen hielten sich zurück, bis ihr Besuch erwidert wurde. Darüber verging beinahe ein Jahr. In der Zeit muß das neue Schloß in Mirow vollendet, Herzog Karl und seine Gemahlin müssen eingezogen sein und ihre Hofhaltung eingerichtet haben. Dann erst kamen, sei es auf besondere Einladung, sei es aus freiem Entschluß, der Kronprinz und dessen Gemahlin zu ihnen. Die Nachricht davon unter dem 5. Oktober lautet kurz: "Wir sind dieser Tage nach Mirow gewesen, woselbsten der Prinz traktieret hat."

Vierzehn Tage später, am 20. Oktober, berichtete Friedrich seinem Vater: "Der Prinz von Mirow ist vorigen Freitag bei uns gewesen und hat sehr schwadronieret, unter anderm hat er erzählt, daß ihm die Kaiserin eine Dose geschenkt hätte von Porzellan, und wie ich ihn genauer danach frug, so hatte er sie in Wien gekaufet." Und am 10. November: "Vorigen Freitag ist der Prinz von Mirow bei uns gewesen und hat meiner Frau eine Tabaksdose geschenkt, vielleicht dieselbe, um derentwillen er verspottet war."

Aus dem Jahre 1738 keine Nachricht von dem Mirower Hofe in den Briefen Friedrichs. Aber das Mirower Kirchenbuch meldet, am 5. Mai sei dem Herzog Karl ein Sohn geboren, es ist derselbe, der später als regierender Herr Adolf Friedrich IV. hieß, und unter dessen Taufzeugen sei auch der Kronprinz Friedrich von Preußen gewesen.

Erst am 13. März 1739 schrieb dieser seinem Vater: "Wir sind vorige Woche in Mirow gewesen; der Herzog hat sich aber wegen Unpäßlichkeit nicht eingefunden." Und am 25. September desselben Jahres: "Der Prinz von Mirow ist hier gewesen." Damit enden die Mitteilungen über ihn und die Seinen in den Briefen Friedrichs. Auf ein Erkalten des nachbarlichen Verkehrs wird man aus dem allmählichen Verklingen des Spottes, dann der nüchternen Erwähnung nicht zu schließen haben, vielmehr auf zunehmende Vertraulichkeit, welche die frühere Ausdrucksweise nicht mehr gebrauchen mochte, und doch in keine andere übergehen konnte."

## Giesebrecht als Kritiker der kronprinzlichen Briefe

Soweit die Darstellung Ludwig Giesebrechts über den Verkehr der beiden benachbarten Höfe, wie er in den Briefen des Kronprinzen einen Niederschlag findet. Man spürt in den Briefen Friedrichs aus der ersten Zeit seiner Besuche in Mirow die Geringschätzung und den Spott, mit dem der lebensfrohe und weltgewandte Kronprinz den Mirowern gegenübertrat. Aber ob der Verkehr sich in Wirklichkeit nicht doch etwas anders abspielte, als die Briefe es erscheinen lassen? Ob es wirklich so war, wie Reuter schreibt, daß mit dem Prinzen von Mirow, dem Vater seines "Dörchläuchtings", "de olle Fritz in sinen flotten

Rheinsberger Johren sinen Spijök bedrew"? Das ist die Frage, mit der Giesebrecht den Briefen gegenübertritt. Carlyle fühlte, so schreibt er, wohl Unzuverlässigkeit in den Berichten des Kronprinzen, aber er hat seine Schilderungen des Mirower Hofes im großen und ganzen doch als wirklichkeitsentsprechend hingenommen. So unternimmt es denn Giesebrecht als treuer Sohn Mirows, das verzerrte Bild richtig zu stellen.

Zu dem Berliner Hof stand die Strelitzer Regierung längst in gespanntem Verhältnis. Giesebrecht schreibt dazu: "König Friedrich I. vermählte sich im Jahre 1708 mit der Schwester des Herzogs Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin. Bei den deshalb gepflogenen Verhandlungen einigten sich beide Schwäger, das Wappen und die Titel des Hauses Mecklenburg sollten in das Wappen des Königs von Preußen aufgenommen werden. Adolf Friedrich II. war nicht dabei befragt worden, nur hinterher zeigte man ihm an, was geschehen war. Der Herzog, damals krank zum Sterben, antwortete darauf nicht. Erst sein Nachfolger erklärte sich gegen den Beschluß, der ohne Einverständnis mit der Strelitzer Linie gefaßt worden, legte auf dem Regensburger Reichstage dagegen Protest ein und verweigerte dem Könige von Preußen beharrlich den Mecklenburger Titel. Von preußischer Seite wurde er dessen ungeachtet geführt: Der unfruchtbare Widerspruch des ohnmächtigen deutschen Reichsstandes gegen den mächtigen, der bereits unter den europäischen Großmächten seine Stelle suchte, galt in Berlin als lächerlich."

"Die Geringachtung steigerte sich", so fährt Giesebrecht fort, zur Zeit Friedrich Wilhelms I. "Ich war erfüllt", sagt die Markgräfin von Bayreuth, "von den Ansichten, welche man mir in Berlin beigebracht hatte, wo man von dem Könige nur spricht als dem ersten und mächtigsten Monarchen dieser weiten Hemisphäre; man betrachtet da die Reichsfürsten, sogar die Kurfürsten wie seine Vasallen, die er abtun kann, wenn es ihm gelegen erscheint." Ließ sich demgemäß der Kronprinz gegen eben jene Fürstin, seine Schwester, spottend über kleine Fürsten, kleine Höfe aus, deren Minister gleichen Ranges mit einem preußischen Leutnant seien, meinte er, "sie täten am besten, wenn sie ihre Hofhaltung ganz abschafften und sich wie Edelleute einrichteten", so konnte er der Zustimmung seines Vaters gewiß sein. Die kleinen Höfe gehörten recht zu den Gegenständen, welche Friedrich Wilhelm gerne spöttisch und beißend besprach. "Er ist nicht recht klug, er weiß nicht, was er will", lautete gewöhnlich das barsche, wegwerfende Urteil des Königs, sobald er vernahm, daß einer der minderen Reichsfürsten anderer Ansicht war als er, vielleicht gar ihm entgegentrat. Und an Veranlassung zu solcher Einsage fehlte es nicht."

Friedrich Wilhelm hatte sein stehendes Heer auf mehr als 80 000 Mann gebracht. Beinahe die Hälfte der Armee wurde geworben. "Preußische Werber", so schreibt Giesebrecht im Hinblick auf die Verhältnisse in Mecklenburg-Strelitz, "drängten sich allerorten ein und raubten Menschen für das Heer ihres Königs. Dawider mochten mächtigere Staaten den Degen ziehen, wenigstens die Hand an den Griff legen, der Herzog von Mecklenburg-Strelitz konnte nur, wenn seinem Lande Unbill geschehen war, Beschwerde darüber führen. Umsonst . . . So war denn unbedenklich am Berliner Hof die Meinung, der Herzog von Mecklenburg-Strelitz, seine Familie, seine Beamten seien alle "nicht recht klug".

Diese Geringschätzung und Mißachtung der kleinen Höfe, die in Berlin an der Tagesordnung war, steht nach Giesebrechts Ansicht auch hinter den Briefen des Kronprinzen an seinen Vater. Er wußte, am Berliner Hof hörte man derartige Geschichten gerne. Gaben sie doch der Tafelrunde in Wusterhausen immer neue

Gelegenheit, sich lustig zu machen über die kleinen Fürsten. Dazu macht noch Folgendes die Darstellung des Mirower Fürstenhofes in den Briefen verständlich: Der Feldmarschall von Grumbkow hatte 1731 nach dem mißglückten Fluchtversuch des Kronprinzen und seiner Aussöhnung mit dem Vater für den Kronprinzen eine Instruktion für sein künftiges Verhalten aufgesetzt. Da heißt es, der Kronprinz solle nicht mit strenger Miene zugeknöpft und versunken dasitzen, worüber der König sich oft geärgert hatte. "Man kann fröhlich sein, ohne ausfallende Spötterei, und ein lachendes Gesicht zur guten Stunde gefällt dem König ungemein."7) Man hat den Eindruck, als ob der Kronprinz dem Vater in der Schilderung seiner Besuche in Mirow ein solches unbeschwertes Gesicht zeigen wolle. Was den Kronprinzen in Wirklichkeit beschäftigte, und wie er dachte, lassen sie kaum hervortreten. Sie sind vielmehr geschrieben, um dem Vater pflichtgemäß zu berichten, und zwar möglichst humorvoll. Carlyle betont,8) daß die Briefe trotz ihres scheinbar fröhlichen, unbeschwerten Tones wie unter einem Alpdruck geschrieben klingen. Das alles macht verständlich, daß ihr Inhalt nicht den Tatsachen entspricht, von denen sie berichten. Wir können daher mit Recht annehmen, daß es an dem Mirower Hof anders zuging, als die Briefe es vermuten lassen.

Gewiß mußte dem Kronprinzen in Mirow und auch in Neustrelitz alles eng und klein vorkommen, und zu dem Geist, der mit Voltaire, Algerotti, Maupertuis und den übrigen Freunden das Rheinsberger Leben erfüllte, paßte die Mirower Gesellschaft wenig. Es ist zu verstehen, daß der Kronprinz zunächst wenigstens mit spöttischer Überheblichkeit dorthin kam. Aber wenn Friedrich nicht Gefallen gefunden hätte an dem biederen Leben und den schlichten, aber echten Verhältnissen an dem kleinen Mirower Hof, er hätte sicher nicht einen so regen Verkehr dorthin gepflogen. Vor allem aber hätten die Mirower Herrschaften die Besuche des Kronprinzen nicht so regelmäßig erwidert, wenn dieser wirklich in der geschilderten Weise seinen "Skijök" mit dem Herzog getrieben hätte. Daß Friedrich in den Briefen an seine Freunde andere Worte über seine Mirower Besuche findet als in denen an seinen Vater, zeigt ja Giesebrecht. Und er hebt wohl mit Recht hervor, daß aus dem allmählichen Verklingen des Spottes in den Briefen eher auf eine wachsende Vertraulichkeit als auf ein Nachlassen des nachbarlichen Verkehrs zwischen den beiden Höfen zu schließen ist.<sup>9</sup>)

Dazu paßt es auch, daß Friedrich, als er 1740 den Thron bestiegen hatte, sich wiederholt den Wünschen des Strelitzer und Mirower Hofes geneigt gezeigt hat. Er hat seine dortigen Freunde offensichtlich nicht vergessen. Giesebrecht schreibt dazu: "Zu seines Vaters Zeiten waren Strelitzer Klagen über die preußischen Werber nicht beachtet. Als nun aber im Jahre 1743 der Herzog von

<sup>7)</sup> Reinhold Koser, Friedrich der Große als Kronprinz, 2. Aufl. 1901 S. 201.

<sup>8)</sup> a. a. O. Bd. 1 S. 635.

<sup>&</sup>lt;sup>9</sup>) Ebenso erging es 18 Jahre später dem Bruder des Kronprinzen, dem Prinzen Heinrich, dem er Rheinsberg nach seiner Thronbesteigung geschenkt hatte. Es liegt ein Bericht des Grafen Lehndorf vor, der mit dem Prinzen Heinrich 1754 nach Strelitz fuhr, "um sich dort einmal auszulachen". Das gelingt ihnen aber gründlich vorbei. In dem oben angeführten Aufsatz von Prof. Dr. Marx Möller heißt es: "Lehndorf betrat das Land mit derselben Hochnäsigkeit und Voreingenommenheit, mit der etwa noch heutigen Tages Berliner dorthin reisen; aber auch Lehndorf (ebenso wie Nugent) wird mit jedem seiner Besuche mehr und mehr bestrickt von der Liebenswürdigkeit der dortigen gastlichen Aufnahme". Das war am Hofe "Dörchläuchtings", dem Kronprinzen wird es früher an dem Mirower Hofe ähnlich ergangen sein.

Strelitz Beschwerde führt über häufige Werbungsexzesse und Gewalttätigkeiten, welche sich Offiziere des in Pasewalk garnisonierenden Bayreuthschen Dragonerregiments, vor allem ein namhaft gemachter Leutnant, erlauben, verfügte der König sofort an den Obersten von Schwerin, er solle die Offiziere, die auf Werbung im Mecklenburgischen sich befinden, mit rechtem Ernst zur Moderation und gehöriger Bescheidenheit anhalten, und den Herzog zu begütigen suchen, auch allenfalls den so verhaßten Leutnant zurückziehen und einen verständigeren und bescheideneren Offizier dahinschicken, der seine Sache mit Manier ausrichte."

Und als es galt, dem Turm der nach dem Brande vom 4. September 1742 erneuerten Kirche in Mirow ein neues Dach zu geben, war der preußische König zur Hilfe bereit. Giesebrecht schreibt dazu: "Unterdessen war an der Kirche in Mirow fleißig weitergebaut. Schon stand sie, aus Ziegelsteinen aufgeführt, so weit vollendet da, daß sie am ersten Adventssonntag 1744 konnte eingeweiht werden; aber der Turm war noch unfertig. Man hatte angefangen, ihn aufzumauern, das Werk ging langsam weiter. Da trat wieder König Friedrich helfend ein. Er hatte inzwischen durch die Siege bei Hohenfriedberg, Soor und Kesselsdorf den Dresdener Frieden erkämpft. Stattliche Bauten erhoben sich in Potsdam und Berlin. Auch an dem Bau seiner Antipoden beteiligte sich der König. Er schenkte das Kupfer, um das Dach des Turmes und die Laterne bis zum Knopf hinauf zu bekleiden; und in demselben Jahr, da er sein Sanssouci bezog, stand auch der Mirower Kirchturm aufgerichtet da, schöner, als er gewesen war, und die neu gegossenen Glocken in ihm riefen die Gemeinde wieder in ihr Gotteshaus (1747)."

Das alles läßt gleichfalls darauf schließen, daß die Briefe des Kronprinzen an seinen Vater seine Stellung zum Mirower Hof nicht ganz echt wiedergeben. Das nachgewiesen zu haben, ist das Verdienst, das sich Giesebrecht mit seiner Abhandlung erworben hat. Als treuer Freund seiner Heimat will er die Karikatur tilgen, in die die Briefe den Mirower Hof gestellt haben. Er selbst hebt das als seine Absicht hervor: "Im Grunde hat der englische Geschichtsschreiber (Carlyle)", so schreibt er, "selbst damit den Anfang gemacht. Er fühlte die Unzuverlässigkeit in den Berichten, die er vorfand, er erkannte in ihnen eine satirische Ader, ihm fiel die ungewöhnliche Rücksichtslosigkeit in diesen Äußerungen des Kronprinzen auf: aber der Sache völlig auf den Grund zu sehen, vermochte er nicht, weil er den Verhältnissen zu ferne stand. Daher unternimmt es ein Deutscher, ihn zu ergänzen, ein Mann, der 30 Jahre nach dem Ende der Mirower Hofhaltung in Mirow selbst geboren wurde. Der in derselben Wiege gebettet ist, darin vor ihm die Königin von England ihre erste Lagerstätte gehabt hat, dessen Familienüberlieferungen sich mit der Geschichte des herzoglichen Hauses verpflechten."

#### Fürstenhof und Pfarrhaus

Die Familienüberlieferungen, auf die Giesebrecht hier anspielt, bestimmen den Inhalt des letzten Teils seiner Abhandlung über den Mirower Fürstenhof. Sie gehen zurück auf die freundschaftlichen Beziehungen, in denen der Großvater Giesebrechts, Johann Heinrich Leithäuser, der seit 1755 in Mirow als Pastor wirkte, zu dem fürstlichen Hof stand. Von dem freundschaftlichen Umgang zwischen Schloß und Pfarrhaus weiß Giesebrecht manche liebenswürdigen Einzelheiten zu erzählen. Sie zeigen Herzlichkeit und geistige Beweglichkeit auf beiden Seiten. Leithäuser hatte eine dichterische Ader, die den Herrschaften im Schloß willkommen war, um ihre kleinen Feste zu beleben.

"Wertgeschätzter Herr Pastor", schrieb bei einer solchen Gelegenheit die älteste Prinzessin, "künftigen Dienstag wollte gnädige Frau Mama ein Fastnacht-Traktament geben, Georg August soll den Hausknecht dabei vorstellen, den Herzog willkommen heißen und ihn bitten, mit einer schlechten Mahlzeit vorlieb zu nehmen; sie bitten also den Herrn Pastor, doch 4 oder 6 Zeilen dem kleinen Hausknecht in Reimen zu setzen, worin der Willkomm und Einladung in nomine der Wirtin enthalten ist; der Bote muß, so es möglich ist, sie heute abend mitbringen. Die Poesie kann wohl ein wenig lustig sein."

Mit Versen begleitete der Großvater Leithäuser auch die Eintragungen im Mirower Kirchenbuch. Sie lassen die Ereignisse der großen Welt in die Stille des kleinen Ortes hineinklingen. Zu Anfang des Jahres 1759 steht da zu lesen:

"Wieviel Ströme Bluts, o Gott, sind im Jahr, das jetzt verflossen, Durch das kriegerische Schwert, wieviel Thränen sind vergossen. Schau von Deinem Heiligthum, steure dem Verderber doch, Großer Herrscher aller Welt! Hilf uns und zerbrich das Joch, Das man Deinem Zion macht. Bist Du des Erbarmens müde? Noch ein viertes Jahr des Zornes? Nein, ach segn' es doch mit Friede!"

Am Beginn des folgenden Jahres stellt er den Eintragungen des Kirchenbuches die Verse voran:

"Denen, die dies neue Jahr in des Elends Heimat führt, Gib den Frieden ewiglich, den des Heilands Blut gebiert!"

Viel tätiger begleitete die Prinzessin Sophie Charlotte, eine Tochter des "Prinzen von Mirow", die Schrecken des langen Krieges, die mehr und mehr auch ihr Strelitzer Heimatland zu spüren bekam. Sie schrieb, - Giesebrecht nimmt an, mit Wissen von Leithäuser, dem Freund des elterlichen Hauses einen Brief an den König von Preußen, von dessen früheren Umgang mit den Eltern sie wußte: "Sire! Ich weiß nicht, ob ich bei Euer Majestät letzterem Sieg fröhlich oder traurig sein soll, weil eben der glückliche Sieg, der neue Lorbeern um Dero Schultern geflochten hat, über mein Vaterland Jammer und Elend verbreitet. 10) Ich weiß, Sire, in diesem unserem lasterhaft verfeinerten Zeitalter werde ich verlacht werden, daß mein Herz über das Unglück des Landes trauert, daß ich die Drangsale des Krieges beweine und von ganzem Herzen die Rückkehr des Friedens wünsche. Selbst Sie, Sire, werden vielleicht denken, es schicke sich besser für mich, mich in der Kunst zu gefallen zu üben, oder mich nur um häusliche Angelegenheiten zu bekümmern. Allein dem sei, wie ihm wolle, so fühlt mein Herz zu sehr für diese Unglücklichen, um eine dringende Fürbitte für dieselben zurückzuhalten . . . Das ganze Land, mein wertes Vaterland, liegt da gleich einer Wüste. Der Ackerbau und die Viehzucht haben aufgehört. Der Bauer und der Hirt sind Soldaten geworden, und in den Städten sieht man nur Greise, Weiber und Kinder, vielleicht hier und da noch einen jungen Mann, der aber durch empfangene Wunden ein Krüppel ist und den ihn umgebenden kleinen Knaben die Geschichte einer jeden Wunde mit einem so pathetischen Heldenton erzählt, daß ihr Herz schon der Trommel folgt, ehe sie recht gehen können. Was aber das Elend auf den höchsten Gipfel bringt, sind die immer abwechselnden Vorrückungen und Zurückziehungen beider Ar-

 $<sup>^{10})</sup>$  Giesebrecht datiert den Brief auf 1760. Der "glückliche Sieg" wäre dann der von Torgau.

meen, daselbst die, wo sich unsere Freunde nennen, beim Abzuge alles mitnehmen und verheeren, und wenn sie wiederkommen, gleich viel wieder herbeigeschafft haben wollen. Von Dero Gerechtigkeit, Sire, hoffen wir Hülfe in dieser äußersten Not. An Sie, Sire, mögen auch die Frauen, ja selbst die Kinder ihre Klagen bringen. Sie, die Sie sich auch zur niedrigsten Klasse gütigst herablassen, und dadurch, wenn es möglich ist, noch größer werden, als selbst durch Ihre Siege, werden die meinigen nicht unerhört lassen, und zur Ehre Dero eigenen Ruhmes Bedrückungen und Drangsalen abhelfen, welche wider alle Menschenliebe und wider alle gute Kriegszucht streiten."

Zu dem Erfolg dieses Briefes schreibt Giesebrecht: "Die Gesinnung der jungen Fürstin . . . soll dem Könige von Preußen wohl gefallen haben, er soll mit Rücksicht auf sie fortan Mecklenburg sehr geschont haben. So wird von einer Seite gemeldet. Von anderer Seite die Behauptung, das Gesuch sei ganz unfruchtbar gewesen, ja es sei gar nichts geschehen. Beide Angaben scheinen ungenau. Die Schonung wird auf Mecklenburg-Strelitz zu beschränken sein, und auch hier bestand sie wohl darin, daß gewaltsamen Werbungen Einhalt getan wurde, also in der Erneuerung des königlichen Befehls von 1743, der in den unruhigen Zeitläuften nicht gehörig beachtet war."

Aber in ganz anderer Weise griff das Schreiben der sechzehnjährigen Prinzessin in das Geschehen der großen Welt ein. Giesebrecht berichtet darüber: "Georg III. hatte 9 Tage vor der Torgauer Schlacht den englischen Thron bestiegen. Seine Mutter, die verwitwete Prinzessin von Wales, Schwester des damals regierenden Herzogs von Sachsen-Gotha, wünschte ihn nach ihrem Sinn zu vermählen. Deshalb wurde der Oberst Craemer an verschiedene deutsche Höfe gesandt, zur Brautschau unter den Fürstentöchtern des Landes. Auf dieser Fahrt muß dem Agenten der Prinzessin das Schreiben der jungen Mecklenburger Herzogin an den Sieger von Torgau mitgeteilt sein, vielleicht in Gotha, von der Tante des Köngs von England, der treuen, helfenden und tröstenden Freundin Friedrichs in den Drangsalen des siebenjährigen Krieges. Oder hat es der Empfänger selbst nach Charleton House gesandt, und hat Oberst Craemer weitere Anweisungen erhalten? Er verschaffte sich das Bild Charlottens von ihrem Bruder, dem Herzog Karl, und beförderte es nach London. Es zeigte kein schönes Gesicht, aber der Ausdruck treuen Wohlwollens lag auf ihm. Daran genügte Georg III., die Gesinnung, welche in dem Briefe sich kundtat, erregte seine Bewunderung. Und Oberst Craemer kam nach Neustrelitz, um vorläufig zu erkunden, welche Aufnahme die Werbung seines Königs finden würde."

An die weiteren Ereignisse schließt sich eine hübsche Erzählung von William Thackeray, dem Verfasser des noch heute lesenswerten "Jahrmarkts der Eitelkeiten": An einem schönen Frühlingstag des Jahres 1761 saß Sophie Charlotte mit ihren Schwestern und Freundinnen im Schloßgarten zu Neustrelitz. Eine von ihnen, Ida von Bülow, habe ihr neckend eine bald bevorstehende Vermählung vorausgesagt. Da antwortete diese etwas traurig: "Ach, wer sollte mich arme, kleine Prinzessin wohl nehmen?" Und als in demselben Augenblick in der Nähe des Schloßgartens der fröhliche Klang eines Posthorns erscholl, rief die Freundin: "Prinzessin, da kommt der Freier schon!" Und so geschah es. Diese kluge und tatkräftige kleine Prinzessin, eine Schwester Dörchläuchtings, wurde so die englische Königin, ihrem neuen Vaterland eine treffliche Herrscherin. Sie paßt wenig zu ihren Geschwistern, wie Reuter sie schildert, Dörchläuchting und seiner Christel-Schwester, der Prinzessin Christiane.

Die Mutter der jungen Prinzessin, die Herzogin Elisabeth Albertine, die Witwe des Herzogs Karl, des "Prinzen von Mirow", starb noch vor Abschluß des Heiratsvertrages (1761). "Die Hofhaltung in Mirow löste sich nun auf", schreibt Giesebrecht abschließend. "Die Geschwister des regierenden Herzogs, soviele ihrer noch dagewesen waren, auch die bejahrte Fürstin von Schwarzburg, siedelten über nach Neustrelitz. Leithäuser aber ergoß sein und seiner Gemeinde Gefühl in einer Elegie." Der Anfang des 128zeiligen (!) Gedichts lautet:

"Sie ist nicht mehr, — die einsam stille Gruft verwahrt nur noch die heiligen Gebeine, Um die ich oft verdiente Tränen weine, Bis mich der Tod zu ihrem Schatten ruft! Sie ist nicht mehr, die beste der Fürstinnen Elisabeth, wie rührst Du meine Brust! Mit der Beherrscherin stirbt meine Lust, Und Mirows Lust entflieht mit Dir von hinnen."

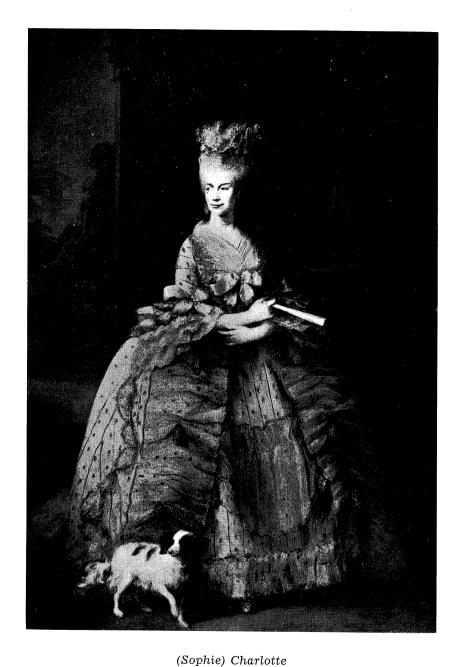
Das alles sind freundliche Bilder, die Ludwig Giesebrecht von dem Leben in dem alten Mirow zeichnet, vom Fürstenhof wie auch vom Pfarrhaus. Es herrschte danach doch wohl nicht die "dösige Sphäre" dort, von der Carlyle auf Grund der kronprinzlichen Briefe schreibt. Gewiß es ging bescheiden her in der fürstlichen Hofhaltung, und große Geister waren dort nicht zu Hause. Aber es ging fröhlich und unbeschwert zu an jenem Hof, an dem eine so reiche Kinderschar heranwuchs. Daß es einen Segen der Armut, oder wenigstens der Bescheidenheit in den äußeren Dingen des Lebens gibt, läßt auch Carlyle durchblicken, wenn er im Hinblick auf die Heimat der Königin Charlotte und der Königin Luise, die ja beide dieser Umwelt entstammen, sagt: "Es will mich bedünken, daß sie derselben Wohltaten zu verdanken haben, die der Goldklumpengeneration in ihren Königinnen und sonst noch mehr noth thut, als sie glaubt." Gilt nicht auch hier: "An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen?"

Welch vortreffliche Männer aber aus dem Mirower Pfarrhaus hervorwuchsen, zeigt das Wirken der vier Brüder Giesebrecht. Friedrich Winkel hat es dargestellt in seiner Abhandlung: "Vom Mirower Pfarrhaus und der Familie Giesebrecht" in den Meckl.-Strelitzer Heimatblättern 1927. Alle vier waren wissenschaftlich tätig und das dichterische Wort als Ausdruck ihres Empfindens floß leicht von ihren Lippen. Auch das ist wahrlich kein Geist, der aus einer verschlafenen Welt, wie der Kronprinz sie schildert, erwächst.

Am 18. März 1872 ist Ludwig Giesebrecht verstorben, nachdem er im Todesjahr noch einmal die alten Stätten in dem geliebten Mirow besucht hatte. Als Dichter ist Ludwig Giesebrecht vergessen. Auch wenn Lieder von ihm, von seinem Freund Carl Löwe vertont, noch hier und da gesungen werden sollten, wer denkt dabei noch des Dichters? Und was er als Philosoph und als Historiker geforscht und tiefgründig durchdacht hat, wird wohl nur noch bei wissenschaftlichen Einzelfragen interessierte Leser finden. So gelten seine Verse:

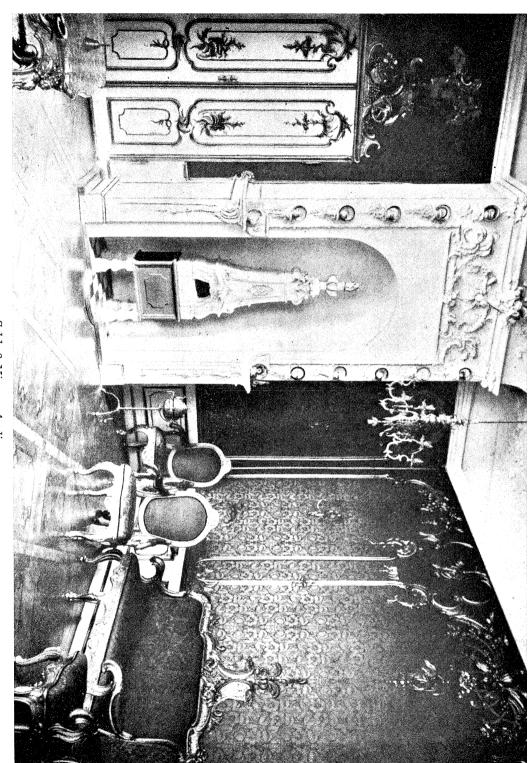
"Wir haben in unsern Tagen Der Alten vor uns gedacht; Wer aber wird nach uns fragen, Wenn über uns ruhet die Nacht?"

Aber als bedeutender Mecklenburger sollte Ludwig Giesebrecht, der Dichter und Gelehrte, nicht vergessen werden, vor allem aber auch nicht der Heimatforscher Giesebrecht. Die Strelitzer insbesondere schulden ihm Dank als dem



Königin von Großbritannien geb. Prinzessin von Meckl.-Strelitz geb. 19. 5. 1744 in Mirow, gest. 17. 11. 1818

Gemälde von Thomas Gainsborough um 1770, Staatl. Museum Schwerin



Schloß Mirow, Audienz

Neubau 1749—52, Innenausstattung 1753—60. Bemerkenswert das holzgeschnitzte, vergoldete und versilberte Rahmenwerk im Rokokostil.

Bewahrer der Ehre des Mirower Fürstenhofes und damit ihres Fürstenhauses. Darum sollte der Wunsch erfüllt werden, den er in dem Schlußvers des herangezogenen Gedichts zum Ausdruck bringt:

"Wird sich meine Seele erheben Hinauf in das ewige Licht, Doch nieden möcht ich leben Im Herzen, das von mir spricht."

## **Aphorismen**

#### Von Ilse Siemers

Nimm alles, nur laß mir die Sonne und den tiefen blauen Himmel.

\*

Ein Großer wird immer Anlehnung an das Größere suchen, nur der kleine Mensch ist von sich selber ausgefüllt.

Ж

Nur der schafft Zucht und Ordnung, der sich selbst in strenge Zucht nimmt.

\*

Jeglicher Fortschritt und jegliches Wachstum ist nur durch Bildung des Geistes möglich, durch Erziehung zum selbständigen klaren Denken und bewußten Erkennen.

\*

Es muß in jedem Leben Zeit und Raum genug bleiben zur Auseinandersetzung mit sich selbst.

\*

Wer der Arbeit im rechten Sinne zu dienen weiß, dem dient auch sie.

\*

Die Tiefe des Schmerzes, der Liebe und der Freude wird nur durch die Stille offenbar.

\*

Musik! Ein Anklang an die Sprache des Himmels!

### Der Unteroffizier im Regiment Colberg

Sophie Dorothea Friederike Krüger, genannt August Lübeck, aus Friedland in Meckl.

#### von Annalise Wagner

Drei Heldinnen zogen aus tiefer Vaterlandsliebe in den Kampf um Deutschlands Befreiung vom französischen Joch: Eleonore Prohaska, Johanna Stegen und Friederike Krüger, genannt August Lübeck. Wir wollen uns hier mit der Friedländer Ackerbürgertochter Krüger beschäftigen, die am 4. Oktober 1789 als Tochter eines ehemaligen Leibeigenen geboren wurde. Ihr Vater war ein strebsamer, des Schreibens und Lesens kundiger Mann, der seine Tochter in den ersten Schuljahren bis zur Einführung des Schulzwanges selbst unterrichtete. Schon als junges Mädchen mußte Friederike in dem landwirtschaftlichen Betrieb der Eltern mithelfen und die kranke Mutter vertreten. Nach früh erfolgtem Tod derselben übernahm sie auch die Sorge um die Geschwister und den Haushalt. Sie war Augenzeuge der schweren Bedrückungen während der Franzosenzeit in ihrer Vaterstadt geworden. Mit 18 Jahren verdingte sie sich in guten Bürgerfamilien in Friedland als Hausangestellte und mit 22 Jahren kam sie nach Anklam. "Mein Vater hatte mich", heißt es in ihrer Autobiographie, "in die Familie des Polizeikommissars Lemcke nach Anklam gegeben, um mich in der Schneiderei ausbilden zu lassen. Eines Tages kam Herr Lemcke mit der Nachricht nach Hause, daß Rekrutierung angeordnet und ein Aufruf des Königs erlassen sei. Mein Entschluß war schon längst reif, mitzuwirken, wenn der Tag käme, an dem die Fremdlinge vertrieben werden würden. So wurde er zur Tat. Ich überlegte, wie ich es anfangen sollte, ohne Aufsehen das Haus zu verlassen und zu den Rekruten zu kommen. Als Frau Lemcke mich zufällig beim Anfertigen männlicher Kleidungsstücke traf, gab ich vor, daß ich sie für meinen jüngeren Bruder nähte. Als ich alles vorbereitet hatte, schnitt ich mir mein langes Haar ab, verließ in männlicher Kleidung unter Zurücklassung meiner Habseligkeiten in der Nacht das Lemckesche Haus und ging nach Jasenitz, einem großen Dorf an der Mündung der Oder, wo sich die Einberufenen sammelten. Hier gab ich mich als Schneider August Lübeck aus, wurde angenommen und zum Colbergschen Regiment nach Wollin geschickt. Dort wurde ich einexerziert."

Weshalb Friederike Krüger das Colbergsche Regiment wählte, ist nicht feststellbar. Es war diese Wahl für ihre dreijährige Kriegszeit von größter Bedeutung, denn gerade dieses Regiment hat alle großen Feldzüge ehrenvoll mitgemacht.

Sofort nach der Kriegserklärung 1813 wurde das Reservebataillon zur Einschließung der von den Franzosen besetzten Festung Stettin verwendet. Am rechten Oderufer fanden hartnäckige Gefechte statt. Bei dem Angriff auf den Kespersteig trat Friederike Krüger als Freiwillige auf den Kampfplatz. Ihr Hauptmann hatte für dieses Gefecht zur Vertreibung eines feindlichen Postens Freiwillige aufgerufen. Friederike Krüger meldete sich als Erste und ihre Kameraden lächelten über den kleinen unbärtigen Rekruten mit der Knabenstimme.

An der schweren Schlacht bei Großbeeren am 23. August 1813, die als "Kolben- und Bajonettschlacht" bezeichnet wird, nahm das Colberger Regiment besonders verdienten Anteil.

Am 6. September wurde Fr. Krüger in der Schlacht bei Dennewitz dreimal, am Auge, an Fuß und Schulter, verwundet. Trotz der Verwundung wollte sie das Schlachtfeld nicht verlassen, weil die Verluste sehr schwer waren, 709 Tote und

Verwundete, jeder dritte Mann fiel aus. Für ihre Tapferkeit erhielt sie das Eiserne Kreuz II. Klasse und den russischen St.-Georgs-Orden, außerdem war sie zum Unteroffizier ernannt worden. Nachdem Napoleon seinen Rückzug antrat, zogen Bülows Soldaten, zu denen das Colbergsche Regiment gehörte, nach Thüringen — Hannover — Hessen — Westfalen und Holland. Bei der Erstürmung Arnheims war Fr. Krüger wieder dabei. Ihre Stärke war das Vorgehen als Tirailleur, bei dem sie sich wiederholt ausgezeichnet hatte. Nach Arnheim folgte die Eroberung von Herzogenbusch. "Vorzugsweise machte sich bei diesem Unternehmen, wie bei jeder anderen Gelegenheit, das Mädchen Fr. Krijger aus Mecklenburg durch Unerschrockenheit bemerkbar. Nachdem ihr Geschlecht in der Schlacht bei Dennewitz durch die Verwundung bekannt geworden war, wurde sie bei ihrer untadeligen Führung stets mit großer Rücksicht behandelt (s. Bagenski S. 203)." Sie selbst sagt über ihre Teilnahme an diesem Sturmangriff ganz einfach, als sei es nichts besonderes: "Die Festungen Herzogenbusch und Bommel wurden von uns erstürmt." Bei der weiter erfolgten Erstürmung der schweren Festung Compiègne, die einem wilden Kriegstanz geglichen haben soll, war sie wieder dabei. Ebenso in Laon, Auch den Einzug in Paris erlebte sie. Am 5. April 1814 wurde auf den Höhen von Montmartre Lager bezogen, aber nach wenigen Tagen mußte das Regiment — nach Gent — wieder abrücken. Am 16. Juni 1815, beim zweiten Kampfanschnitt, wurde das Regiment noch einmal zu entscheidenden Augenblicken herangezogen: bei Ligny, Soissons, Maubeuge, Namur. Unerschüttert hat Friederike Krüger den schweren Reiterangriffen des Feindes standgehalten.

Nach dem zweiten Pariser Frieden bat Friederike Krüger um Entlassung aus dem militärischen Dienst. Ihr vom General von Krafft ausgestellter ungewöhnlicher Reisepaß lautet: "Reiseroute für die Jungfrau Friederike Krüger, welche als Unteroffizier im Kgl.-Regiment Colberg die Kriegsjahre 1813 – 15 mitgemacht hat und nun verabschiedet von hier über Magdeburg etc. nach Berlin geht . . . Mit dem Bemerken, daß es der Inhaberin freisteht, jeden 3. oder 4. Tag zu ruhen, ersuche ich die Herren Ortskommandanten ergebenst, derselben außer der gesetzlichen Verpflegung mit Rücksicht auf ihr Geschlecht und ihre ausgezeichneten Dienste ein zweispänniges Fuhrwerk verabfolgen zu lassen." In Magdeburg besuchte sie ihren dort sich in Festungshaft befindenden General von Borstell. Er gab ihr ein glänzendes Zeugnis mit: "Ich fühle mich verbunden, der Friederike Auguste Krüger in Anerkennung der seltenen Vereinigung des höchsten Heldensinnes und der zartesten Weibertugend dieses kühnen Mädchens, das bei Dennewitz, obgleich an Schulter und Fuß verwundet, das Schlachtfeld nicht verlassen wollte, das Zeugnis zu erteilen, daß sie durch den kräftigsten Mut und die sittsamste Bescheidenheit, durch den beharrlichsten Diensteifer und die klarste Besonnenheit das Vertrauen ihrer Vorgesetzten und Untergebenen ebenso bald zu gewinnen als stets zu erhalten gewußt hat. Friederike Auguste Krüger hat ihr Wort gegen mich bei der ihr früher pflichtmäßig verweigerten und nur ungern zugebilligten Annahme als Soldat gelöst, daß sie sich untadelhaft und brav schlagen und sittsam betragen werde. Möge dieses außerordentlich verdienstvolle Heldenmädchen bald aus dem Geräusch der Waffen in den stillen Genuß einer ihr gebührenden, dauernd glücklichen Häuslichkeit versetzt werden."

Von Magdeburg führte sie die Reise nach Berlin. Es fand eine Begegnung mit dem König statt, der sie mit einer Jahresrente von 72 Talern überraschte und ihr außerdem einen Empfehlungsbrief an seinen Schwiegervater Herzog Carl in Neustrelitz mitgab, da sie sich auf der Reise in die Heimat befand. Das Empfehlungsschreiben hatte Erfolg. Herzog Carl setzte ihr ebenfalls eine Jahresrente von 50 Talern aus: "Zur Belohnung ihrer ausgezeichneten Vaterlandsliebe und ihres in den Feldzügen gegen Frankreich bewiesenen Mutes."

Die Vaterstadt Friedland gab dem Unteroffizier Krüger nach seinem Urlaubsende einen wohlwollend, im typischen Kanzleistil der Zeit, abgefaßten Reisepaß mit, der zum ungehinderten Passieren aller Grenzstationen beitrug. Er lautete: "Wenn Vorzeiger dieses, der Unteroffizier Krüger, welcher mit einem postfreien Reisepaß zum Besuch seiner Eltern hier angekommen, nunmehr mit seinen Sachen, die, da er seine Betten mitnimmt, gegenwärtig an die 100 Pfund wiegen können, von hier nach Berlin zurückzureisen gewilliget und um Erteilung eines beglaubten Passes nachgesucht, so wird in Deferierung dessen Gesuches hiermit nicht nur obrigkeitlich attestieret, daß hiesigen Ortes weder unter Menschen noch Vieh eine ansteckende Seuche grassieret, sondern es werden auch alle und jede Obrigkeiten resp. nach Standesgebühr geziemend ersucht, benannten Unteroffizier Krüger aller Orten frei und ungehindert passieren zu lassen, welches wir in vorkommenden Fällen zu erwidern unermangeln werden. Friedland in Meckl., 7. Januar 1816. Bürgermeister und Rat gez. Uterhart."

Zum 18. Januar 1816 war Fr. Krüger zum Ordens- und Friedensfest in Berlin eingeladen. Alle Träger des Eisernen Kreuzes trafen sich dort zu einem Fest, das der König seinen tapferen Soldaten gab. Auf diesem Fest, das Generale und einfache Soldaten an der festlichen Tafel vereinte, lernte Friederike den Unteroffizier Karl Köhler vom Garde-Ulanen-Regiment kennen und schätzen. Der Veterinärmediziner Brunn, ein Bekannter aus Friedland, dem sie in guter Kameradschaft verbunden war, hatte die Begegnung vermittelt. Die zwei Unteroffiziere beschlossen, sich nicht mehr zu trennen. Am 5. März sollte geheiratet werden.

Generalleutnant von Borstell, der Friederike sehr zugetan war, erließ in Königsberg einen öffentlichen Aufruf zu einer Geldsammlung. So schrieb die Spenersche Zeitung vom 1. Oktober 1816: ". . .hierdurch die ferneren Beiträge bekanntzumachen, die zu dem wohltätigen Zweck an Herrn Propst Dr. Hanstein eingegangen sind. Der Beitrag der ganzen Sammlung hat sich auf 886 Taler 17 Groschen Kurant erhöht. Die Besitzerin hat somit ein Kapital von 1100 Talern, außer der landesväterlichen Rente."

Die feierliche Trauung unter großer Beteiligung aller Bevölkerungsschichten fand in der Potsdamer Garnisonkirche statt. Die Hochzeit hatten die Offiziere des Regiments ausgerichtet, sie fand im "Englischen Haus" in Berlin statt. Ihr Unteroffizier Karl Köhler nahm nun auch seinen Abschied aus dem aktiven Militärdienst und wurde berittener Steuer- und Grenzkontrolleur in Lychen. Friederike führte eine glückliche Ehe und schenkte vier Kindern das Leben. Sie starb im 59. Lebensjahr, am 31. Mai 1848. Ihr Mann folgte ihr drei Jahre später, im 60. Lebensjahr. Auf dem Friedhof in Templin fanden beide ihre letzte Ruhestätte. Wie viele tapfere Freiheitskämpfer fand auch der weibliche Unteroffizier Krüger, der in 17 Schlachten sich unerschrocken und tapfer bewährt hatte, seinen Dichter. Friedrich Rückert band ihr in 5 Versen in seinem "Kranz der Zeit" einen grünen Eichenkranz, der in keinem Band der Freiheitsdichtungen fehlte.

In Friedland hat man am 50. Jahrestag der Schlacht von Dennewitz 1864 an ihrem Geburtshaus eine würdige Gedenktafel mit folgendem Text angebracht:

#### Sophia Dorothea Friederike Krüger wurde in diesem Hause geboren am 8. Oktober 1789.

Sie kämpfte in dem Befreiungskriege 1813 — 15 für das Vaterland als Unteroffizier in einem pommer'schen Bataillon der preußischen Armee mit und wurde wiederholt auf dem Schlachtfeld verwundet.

> Für ihre Tapferkeit erhielt sie von Friedrich Wilhelm III., König von Preußen, das eiserne Kreuz und die Kriegsgedenkmünze. Zu ihrem ehrenden Andenken gewidmet von ihrer Vaterstadt 1864.

(Quelle: H. A. Riemanns Aufzeichnungen über Fr. Krüger 1865)

### Biographischer Nachsatz

Iohannes Krüger, der Vater von Friederike, war als Leibeigener auf dem Gut Klockow geboren und hat dort als Knecht gearbeitet. Er kam mit dem Gutsinspektor, der bei geringstem Anlaß zu Beanstandungen die "Karbatsche" über seine Knechte schwang, in schweren Konflikt, und er rächte sich mit einem andern Tagelöhner an diesem Rohling. Beide verprügelten eines Tages diesen Leuteschinder gehörig. Es kam zu einem schweren Faustkampf. Aus Furcht vor dem "roten Hahn", den der Gutsbesitzer seitens der Knechte fürchtete, wurde Krüger 1780 aus der Leibeigenschaft entlassen und zog nach Friedland. 1782 heiratete er und erhielt schon nach 3 Jahren wegen untadeligen Betragens das Bürgerrecht. Er mußte den Bürgereid ablegen, indem er dem Magistrat, dem Herzog und dem Kaiser untertänig zu sein sich verpflichtete. Ihm wurde schon nach zehnjähriger Bürgerschaft eine Kirchenhufe übertragen, für die er nur ganz niedrige Pacht zu zahlen brauchte. Dies war eine besondere Auszeichnung. Daneben betrieb er noch das Amt eines Nachtwächters. Er konnte sich schon 1789 ein eigenes Haus in der Stadt kaufen. Wegen Verwechslung mit andern Bürgern, die Krüger hießen, wurde er "Knarr-Krüger" genannt. "Knarr", weil er mit einer großen Knarre, statt eines Horns, in seinem Nachtwächteramt die Stunden in der Nacht melden mußte. 1834 starb er als Friedländer "Ackersmann".

## Heinrich Arminius Riemann

Der Lebensweg eines Ratzeburger Domschülers (1793 — 1872) Von Hans Henning Schreiber

Vor mir liegt das Bild eines nicht sehr großen Mannes, geschmückt mit dem Eisernen Kreuz. Aus seinem Gesicht spricht feste Entschlossenheit, aber auch gütiges Verstehen. Es ist Heinrich Arminius Riemann, einer aus der alten Ratzeburger Domschule.



Die Riemanns stammen aus Stolberg. Der Vater von H. Arminius war ein tüchtiger Schulmann. Nach dem Studium der Theologie in Jena wurde er Kantor in Grabow (Mecklenburg), Konrektor an der Domschule und wurde schließlich 1801 Hauptpastor in Schönberg (Mecklenburg). Hier hatte er mancherlei Drangsalierungen durch die Einquartierung der Franzosen 1806 und 1807 zu erleiden, von denen der alte Mann nicht ohne Humor erzählt.

Als sein und seiner Frau Lowisa Carolina 5. Kind wurde Heinrich Arminius geboren. Das Taufregister der Domkirche bezeichnet als Geburts- und Tauftag den

8. Dezember 1793. Hier auf dem Domhof hat er seine Kindheit und Jugend verbracht, im Kreuzgang an der elterlichen Wohnung die ersten Schritte des Lebens getan, und der See und das gegenüberliegende Ufer am Bäker Weg haben das Auge des Jungen für die Schönheit der Heimat geweitet. Heinrich Arminius wurde Schüler der Domschule, "wo er der Erste war", bis Ostern 1811. Dann besuchte er die Prima des Katharineums in Lübeck und ging, wie die Zeugnisse lehren, mit "gründlichem Wissen" Michaelis 1812 auf die Universität nach Jena, um Geistlicher zu werden. Zweimal wurde sein Studium durch Kriegsdienst unterbrochen, von Ostern 1813 bis Michaelis 1814 und von Ostern 1815 bis 1816. Dann setzte er sein Studium der Theologie und Geschichte fort, wurde Privatlehrer in Boizenburg, in der Demagogenverfolgung verhaftet, um alsdann bei dem Buchhändler Friedrich Perthes in Hamburg als Hauslehrer zu wirken. Von 1821 bis 1828 war er Lehrer in Eutin. Am 21. Dezember 1821 verzeichnet das Trauregister der Domkirche seine Trauung mit Henriette Gensler, die über 50 Jahre Freud und Leid mit ihm getragen hat. Elf Kinder waren ihnen geschenkt, acht Söhne und drei Töchter. Vier Söhne und eine Tochter starben vor den Eltern, zum Teil im blühenden Alter und im Ausland. Von Eutin ging er als Lehrer an das Gymnasium nach Friedland (Mecklenburg) und wurde dort 1835 Pastor an der Marienkirche.

Am Ende des Sterberegisters 1869 schreibt er: "Bis hierher hat der barmherzige Gott meiner im Nervenschlage am 6. Juni d. J. gänzlich gelähmten, seit Michaelis allmählich wieder gekräftigten Hand geholfen. Er helfe mir ferner zu einem seligen Ende. Jes 40, 31!" Ein Blasenleiden erlöste ihn am 26. Januar 1872 im Alter von 78 Jahren durch einen sanften Tod. Ein Wunsch blieb ihm versagt, im Alter als Pastor nach Selmsdorf in die Nähe der alten Heimat und der Hansestadt Lübeck zu kommen. Er schreibt hierzu: "Meine Bestrebungen für Menschenrechte waren zu mißliebig, und die Versprechungen von 1813 wurden nicht mehr beachtet." In der Stadt Friedland aber steht auf einer Tafel am Pastorat von St. Marien: In diesem Haus wohnte 1835 — 1872 der Ehrenbürger unserer Stadt, der Pastor an St. Marien Heinrich Arminius Riemann, geb. in Ratzeburg am 5. Dezember 1793, gest. in Friedland am 26. Januar 1872, Jäger der Lützower Freischar, Ritter des Eisernen Kreuzes, Mitbegründer der deutschen Burschenschaft, ein furchtloser Kämpfer für die Freiheit und Einheit des Vaterlandes. Das Pfarrhaus wurde 1945 durch Kriegseinwirkungen vernichtet. Die Tafel befindet sich jetzt in der Marienkirche.

In diesem äußeren Lebensabriß vollzog sich die Entwicklung und das Reifen eines Mannes, der als ein echter deutscher Mann, als hervorragender Lehrer der Jugend und als geliebter Seelsorger in seiner Lebenszeit eine überragende Achtung genossen hat und bis heute unvergessen ist. Vier Dinge sind es, die seinen Charakter geprägt haben: Die Freiheitskriege, die deutsche Burschenschaft, die Liebe zur Jugend und sein christlicher Glaube, wie er im persönlichen Leben und im Seelsorgeamt zum Ausdruck kam.

Zeit seines Lebens ist er stolz auf seine Soldatenzeit gewesen. Als König Friedrich Wilhelm III. von Preußen seinen "Aufruf an mein Volk" erließ und der Kampf gegen Napoleon begann, waren auch Riemann und sein Freund Horn, der spätere Pastor in Badresch (Mecklenburg-Strelitz) dabei. Letzterer stand neben Theodor Körner als Flügelmann in der 1. Jägerkompanie des Lützowschen Freikorps, während Riemann zur 2. gehörte. Beide waren auch dabei, als die Lützower ihren am 26. August 1813 gefallenen Sänger-Kameraden unter einer gewaltigen Eiche "bei Wöbbelin im freien Feld auf Mecklenburger Grund" ins Grab senkten. In der Schlacht bei Ligny am 16. Juni 1815 wurde Riemann an Schenkel und Schulter verwundet. Das hinderte ihn aber nicht, den Arm in der Binde, bei seiner Truppe zu bleiben und am 18. Juni bei Belle Alliance mitzukämpfen. Die Freiheitskriege haben ihn immer wieder beschäftigt und zum Schreiben angeregt. Jedesmal ging es ihm später als Pastor nahe, wenn er einen Kameraden in seiner Gemeinde zur letzten Ruhe betten mußte. Dann vergißt er nicht, im Kirchenbuch eine entsprechende Eintragung zu machen. Wenn er manches Mal zu seinem Freund Horn nach Badresch ging, und die beiden halbe Nächte von der Völkerschlacht bei Leipzig erzählten, trat wohl Frau Pastor Horn dazwischen und meinte, sie sollten nun auch mal von etwas anderem reden. Der Traum seiner Jünglings- und Mannesjahre, ein geeintes deutsches Vaterland zu sehen, ist ihm im hohen Alter erfüllt worden. Die Ereignisse des Jahres 1870 übertrafen seine kühnsten Erwartungen. In stolzer Freude empfängt der 78jährige auf einer Leiter an seinem Gartenzaun vor dem Neubrandenburger Tor stehend die heimkehrenden Söhne seiner Stadt.

In der nach Freiheit von der reaktionären Haltung der herrschenden Staatsmänner strebenden deutschen Jugend war Riemann einer der eifrigsten. Mit seinen Strelitzer Freunden, den späteren Pastoren Horn in Badresch und Heinrichs in Friedland und anderen Gleichgesinnten, gründete er im Juni 1815 die Deutsche Burschenschaft. Riemann war bald die Seele dieser politisch freiheitlichen nationalen Bewegung in der Studentenschaft. Doch bald setzte die Verfolgung ein. Den "Demagogenschnüfflern" entging auch Riemann nicht. Am 20. August 1819 erging folgender Befehl des mecklenburgischen Fürsten: "Dem Brigadier Marschalk wird hierdurch befohlen, den Cand. Riemann sogleich nach Empfang dieses zu arretieren und mit einer Extra-Postfuhre nach Schwerin zu bringen, woselbst er weitere Verhaltungsbefehle von Unserer Regierung erhalten wird." Riemann hatte Glück. Nach fünf Wochen ließ man ihn wieder laufen. Doch in der Verfolgungswelle der "Centraluntersuchungsbehörde" im Jahre 1833 erinnerte man sich wieder Riemanns. Eine Haussuchung verlief vergeblich, da die Frau Pastorin geistesgegenwärtig etwa belastende Schriftstücke in die Unterbetten der scharlachkranken Kinder legte. So fanden die Gendarmen nichts. Politisch ist Riemann noch einmal im Revolutionsjahr 1848 als Abgeordneter im mecklenburgischen Landtag aufgetreten, als er die Abschaffung der Prügelstrafe in der Schule und den Schutz der Bauern vor dem großen Wildschaden auf ihren Äckern forderte.

Die ganze Liebe Riemanns gehörte der Jugend. Wie ein Frühlingswind muß es durch die Gelehrtenschule in Eutin gegangen sein, als er dort sein Amt 1821 antrat. Er dachte sehr hoch vom Lehramt und wollte auch außerhalb der Schulstunden den sittlichen Charakter seiner Schüler bilden und die Liebe zum Vaterland wecken. Turnvater Jahn und Riemann waren Freunde. Schon im Frühjahr 1822 wurde am schönen Kellersee ein Stück Land gemietet, auf dem das Turnen begann. Mittwochs und sonnabends wanderte man singend und erzählend zum Turnplatz; Riemann in der Mitte. Abends kehrten alle, manchmal durchnäßt in ihrer leichten Turnkleidung, müde vom Turnen zurück. Turnfahrten mit den älteren Schülern wurden eingelegt, überall Frohsinn und strenge Ordnung. Nur ungern sahen die Kollegen und Schüler ihren Lehrer von Eutin scheiden. In Dankbarkeit errichteten sie später auf dem alten Turnplatz einen Gedenkstein. - Auch in Friedland gewann dieser echte Erzieher der Jugend bald die Herzen der Schüler. Frohsinn und Zucht verbreiteten sich, wo Riemann mit der Jugend zusammen war. Während seiner Lehrerzeit am Gymnasium war auch Fritz Reuter sein Schüler. Als Urbild des alten Pastors in "Hanne Nüte" war Riemann gedacht. Das hat noch der verstorbene Reuterrezitator Professor Ludwig Sternberg bestätigt. Wo gäbe es wohl ein schöneres Denkmal als dieses so aus der Tiefe des Herzens empfundene und meisterhaft geformte Bild von Reuters Lehrer Riemann? Der Liebe zu Jena und zur edlen Fechtkunst ist Riemann Zeit seines Lebens treu geblieben. "So'n Bursch muß durch die Länder schweifen, die Ecken, Kanten 'runterschleifen . . . bis in ihm fertig ist der Mann, und er sich selbst besiegen kann! - Ein Wurt noch, Söhn! - Ich würde doch nach Iena gehn!"

Dieser Mann hat vielen etwas gegeben. Aber ihm war auch viel gegeben. Dessen war er sich stets in tiefer Bescheidenheit bewußt. Seine Liebe zu den Vögeln als den gefiederten Freunden, für die er eigens einen Raum eingerichtet hatte, seine Freude am edlen Schachspiel im Kreis der Freunde, seine Liebe zur Musik und Dichtkunst halfen ihm über vieles Schwere hinweg, das ihm den Lebensweg nicht leicht machte. Bei elf Kindern und 3000 Mark Jahresgehalt gab es manche Sorge im Haus. Aber sein Humor brach immer wieder durch. Wenn der Verdrießlichkeiten gar zu viel wurden, riß er wohl den alten Säbel aus der Scheide und sang, Lufthiebe schlagend, mit lauter Stimme das Lied: "Feinde ringsum . . .!" Oder man konnte ihn in ärgerlicher Stimme sagen hören: "Die ganze Welt taugt nichts — nur die Gänsekiele, die ich mir selbst schneide". Der tragende Grund dieses Lebens offenbarte sich aber am schönsten in seinem persönlichsten Leben und in dem, was ihn und seine Frau an Schicksalsschlägen in seiner Familie traf. Das Tragende und letztlich Bestimmende seines Charakters ist sein schlichtes Gottvertrauen, sein Glaube an seinen Heiland gewesen. Das haben die Menschen um ihn gespürt, das hat seine Gemeinde empfunden. So ging der Segen dessen mit ihm durch sein ganzes Leben, von dem auch heute noch der Dom in Ratzeburg in schwerster Zeit der Not all denen künden will, die durch seine Hallen gehen oder ihn über den See erblicken. Das Lebensbekenntnis des alten Domschülers, wie er es in mehrfachen Kirchenbucheintragungen von sich bekannt hat, möge in diesen Jahren wieder unter uns lebendig werden:

"Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler, daß sie laufen und nicht matt werden, daß sie wandeln und nicht müde werden." (Jes. 40, 31)

### Die Antwort

Ich glaube nicht,
daß ich zum Licht erkoren,
die Sterne strahlten kaum
in jener Nacht.
Vielleicht bin ich
für fremde Schuld geboren,
vielleicht auch
trag ich andrer Last.

"Ach nein! —
Du birgst nur immer,
was deinem Wesen
tief entspricht,
und heller Glanz
und dunkler Schimmer
sind deine Seele,
dein Gesicht.

Wie du dich trägst, entscheidet deine Reise, wie nimmst du Härte und die Not? Empfängst die Wunde du in Demut, leise, und wie begegnest du dem Tod!"

G.H.

## Von Komödianten und Bühnen im alten Güstrow

Ein Beitrag zur Güstrower Theatergeschichte von ihren Anfängen bis zur Einweihung des alten Schauspielhauses

#### Von Wilhelm Gernentz

Zwischen den ersten Schauspielaufführungen in Güstrow und dem Jahre 1828, in dem unser altes Theatergebäude seine Pforten zum ersten Male geöffnet hat, liegt eine Zeitspanne von fast drei Jahrhunderten. Schon bald nach der Gründung der evangelischen Domschule (1553) führten ihre älteren Schüler Komödien der römischen Dichter Plautus und Terenz auf. Sie spielten in ihrem Schulgebäude am Domplatz, vor dessen Errichtung (1579) vielleicht auch schon in dem zunächst als Schule dienenden ehemaligen Franziskanerkloster. Die zu diesen Vorstellungen erschienenen Eltern der Schüler und Honoratioren der Stadt werden gewiß ihre Freude gehabt haben an der derb-drastischen Komik und dem teilweise lasziven Stoff dieser Schauspiele. Daran nahm man damals keinen Anstoß und hatte auch keine Bedenken, die Schüler möchten durch die Beschäftigung mit diesen Komödien moralisch gefährdet werden. Selbst Luther hat sich in diesem Sinne einmal in einer Tischrede geäußert: "Christen sollen Komödien nicht ganz und gar fliehen, darum daß bisweilen grobe Zoten und Bübereien darinnen sein, da man doch um derselben Willen auch die Bibel nicht dürfte lesen." Daß diese Aufführungen vornehmlich als lateinische Sprachübungen für die Schüler selbst dienen sollten, ergibt sich aus der von Herzog Ulrich erlassenen Güstrower Schulordnung von 1602. In dem Abschnitt "de ludis scenicis" heißt es dort: "Es sollen ale halbe Jahr eine Comedia aus dem Planto oder Terentio für die Knaben, daß sie gut Latein lernen mögen, von den Schülern in der Schule, jedoch extra habitum, agiret werden." Auffallend mag uns aber erscheinen, was weiter in dieser Schulordnung zu lesen ist: "Teutsche Comoedien und Tragoedien sollen für den gemeinen Mann noch sonsten von den Schülern nicht agiret werden, es sei denn, daß es mit Unserem Vorwissen und auf Unser Gutachten geschehe." Für die fürstliche Familie haben die Schüler aber doch im Jahre 1576 schon ein deutsches Drama "Daniel" unter der Regie ihres Rektors auf dem Güstrower Schlosse aufführen dürfen.

Unter dem Eindruck der Schrecken des Dreißigjährigen Krieges wollte man von den Aufführungen der lustigen römischen Komödien nichts mehr wissen. An ihre Stelle traten lateinische Schuldramen mit Stoffen aus dem Alten Testament, sogenannte Dramata sacro-politica. Ihr Verfasser, der Domschulrektor Georg Schedius, dem wir auch die älteste Güstrower Stadtchronik verdanken, berichtet darin über die Aufführungen von fünf seiner Dramen in den Jahren 1636 bis 1645, die "auch auf dem fürstlichen Schloß in Gegenwart der erlauchten Fürsten und ihrer Familie, der Herren Räte des Senats und anderer gebildeter Männer agiret, sich nicht geringen Interesses erfreut" hätten. Die nach der Reorganisation der Güstrower Domschule 1662 erlassene "Revidierte Schulordnung" forderte sogar, daß "alle Halbjahr vier lateinische Komödien von den Schülern agiret werden", aber — und das ist bezeichnend für den Geist dieser von der kirchlichen Orthodoxie beeinflußten Zeit — es durften jetzt nur noch aufgeführt werden Komödien eines "Terentius Christianus" oder "Sacra Dramata" von Humanisten des 16. Jahrhunderts.

Wenn auch noch in dieser Schulordnung das Verbot von Aufführungen deutscher Komödien wiederholt wurde, so setzte sich doch bald danach das deutsche Schauspiel auch in der Schule durch, nachdem die ersten wandern den Theatertruppen in Güstrow aufgetreten waren. Der letzte Güstrower Herzog, Gustav Adolph (1654—1695), der an seinem Hofe eine eigene Hofkapelle ins Leben gerufen hatte und auch für Theaterspiele ein lebhaftes Interesse hatte, stellte diesen ersten Berufs-Komödianten für ihre Aufführungen sein Ballhaus zur Verfügung, das sich auf dem Schloßplatz etwa auf der Stelle unseres heutigen Schauspielhauses befand.

Als nach dem Aussterben der Güstrower Fürstenlinie das Schloß nicht mehr bewohnt wurde, fanden dort in dem großen Festsaal gelegentlich noch Aufführungen statt. In den Jahren 1740/41, als die später weithin bekannte Schönemannsche Truppe auf Wunsch des kunstsinnigen Herzogs Christian Ludwig zuerst in Schwerin auftrat, kam sie von dort zu Gastspielen auch nach Güstrow. Wenn auch Ekhof und Ackermann, später glänzende Sterne am deutschen Bühnenhimmel, damals schon dieser Truppe angehört haben und vermutlich auch mit in Güstrow aufgetreten sind, so erhob sich das Repertoire, mit dem Schönemann damals aufwartete, doch erst wenig über das der fahrenden Komödianten. Zwei von seinen Theaterzetteln, mit denen er seine Aufführungen in Güstrow ankündigte - sie sind heute der wertvollste Besitz in der theatergeschichtlichen Sammlung unseres Heimatmuseums - laden das Publikum ein zum Besuch folgender Vorstellungen: "Die Unmöglichkeit, ein verliebtes Frauenzimmer zu hüten" und "Der verlorene Sohn" (l'enfant prodigue) von Voltaire mit einem "Lustigen Nachspiel: Arlequin, der Bräutigam ohne Braut." Schönemann, unterdessen zum herzoglichen Hofkomödianten ernannt, kam im Winter 1751/52 mit seiner Gesellschaft nochmals zu einem mehrwöchigen Gastspiel nach Güstrow. Auch diesmal wird, wie wir schon auf den Theaterzetteln von 1741 lesen, "der Schau-Platz allhier auff dem Hochfürstlichen Schlosse rechter Hand auf dem Tantz-Saale" gewesen sein. Dort befand sich wohl eine Bühne - sie wurde auf Befehl des Herzogs Friedrich 1756 abgebrochen - aber kein festes Gestühl, wie dies aus dem Hinweis auf den Theaterzetteln hervorgeht: "Es werden diejenigen, so sich etwa eines Sessels oder Stuhles bedienen wollen, gehorsamst ersucht, solchen vorhero durch dero Bedienten bestellen zu lassen."

Komödiantentruppen, die in den folgenden Jahrzehnten nach Güstrow kamen, durften unter gewissen Voraussetzungen den großen Saal des Rathauses, der Platz für 400 Personen geboten haben soll, benutzen. Sie mußten auf eigene Kosten hier eine hölzerne Bühne aufschlagen lassen und hatten für jede Vorstellung eine Saalmiete zu zahlen. Nach Ausweis der Theaterakten im Güstrower Ratsarchiv - sie enthalten auch sämtliche Anträge von Theatergesellschaften auf Spielerlaubnis und die Antworten des Magistrats darauf – haben 1755 und 1772 — 1774 Komödianten im Rathaussaal spielen dürfen. 1778 erhielt die aus 18 Mitgliedern bestehende Truppe des Schauspieldirektors Ilgener die Spielerlaubnis unter der Voraussetzung "eines von seiner Gesellschaft zu führenden tugendhaften, unsträflichen Wandels" und mit dem Bemerken, es solle "zu einer des Endes auf seine Kosten von Holz zu errichtenden Bude ihm ein Platz auf dem hiesigen Pferdemarkt angewiesen werden". Ob Ilgener diese Kosten nicht hat zahlen wollen oder ob er diese Theaterbude als unter seiner Würde stehend angesehen hat, ist nicht bekannt. Jedenfalls hat er nach Ausweis seiner Theaterzettel von der vierten Vorstellung an in dem "Comoedienhaus im Hinterhaus des Kaufmanns Böhmer in der Holzenstraße" (Hollstraße) gespielt, das er seinem Publikum wohl noch besonders empfehlen zu müssen für nötig hielt mit dem Hinweis, es sei ganz ausgebessert, auch seien dort Erfrischungen zu haben.

Auf seinen Theaterzetteln lesen wir offenbar von ihm selbst stammende Zusätze zu den Titeln der von ihm angekündigten Dramen: "Minna von Barnhelm oder Der Major mit dem steifen Arm", "Romeo und Julia, oder Der unvermutete Ausgang auf dem Friedhof", "Hamlet, Prinz von Dänemark oder Die Komödie in der Komödie", dazu hier noch die Aufforderung: "Hört, hört heute Hamlets nervöse Gedanken! Seit aber ja alle aufmerksam, damit ihr nichts von dessen Schönheit durch unerträgliche Geräusche verliert!" Trotz dieser marktschreierischen Reklame brachte die Spielzeit Ilgener nicht den erhofften pekuniären Erfolg. Nicht besser ging es ihm damit in seiner zweiten Spielzeit im Herbst und Winter 1778/79. Zwar durfte er diesmal wieder im Rathaus spielen, aber Ende Januar 1779 wurde seinen Aufführungen ein vorzeitiges Ende gesetzt. Herzog Friedrich "der Fromme", der aus religiösen Grundsätzen schon in seiner Residenz jedes Auftreten von Schauspielern verboten hatte und deren Tätigkeit nun auch in den anderen Städten seines Landes unterbinden wollte, verlangte in einem Schreiben vom 11. Januar 1779 von dem Güstrower Magistrat, den Rathaussaal nicht mehr für die Komödien und Redouten herzugeben. Die theaterfreudigen Einwohner der Stadt wußten allerdings in den nächsten Jahren das Verbot öffentlicher Aufführungen dadurch zu umgehen, daß sie ein Kindertheater gründeten, das im Saale eines Privathauses seine Vorstellungen gab.

Mit dem Regierungsantritt des Herzogs Friedrich Franz I. im Jahre 1785 begann wieder eine regere dramatische Tätigkeit in Mecklenburg. Der erste Schauspieler, der nun wieder um die Spielerlaubnis für Aufführungen in dem Rathaussaale bat, versprach dabei sogar "im nächsten Jahre in der Stadt auf eigene Kosten an einem anständigen Ort ein besonderes Schauspielgebäude zu errichten." Doch dieser Vorschlag, vielleicht nur gemacht, um einen Konkurrenten zu überbieten, der sich damals ebenfalls um die Spielkonzession bemühte. ließ sich bei der notorisch schlechten Finanzlage aller Theatertruppen nicht verwirklichen. So mußte auch weiterhin das Rathaus der "Schauplatz" für Theateraufführungen bleiben. Hier spielte 1786 die Gesellschaft von Frau Koeppi. In ihrem Repertoire fanden sich neben einigen Opern und vielen Lustspielen auch schon Schillers "Räuber" und "Kabale und Liebe", sowie auch wieder Shakespeares "Hamlet". Bei den Aufführungen dieser Truppe muß es bisweilen recht feucht-fröhlich zugegangen sein, was nach der Ansicht eines hochlöblichen Magistrats mit der Würde seines Rathauses nicht zu vereinigen war. Er stellte nämlich entrüstet fest, auf der Schaubühne und in dem Nebenraum sei zum Warmhalten an die Zuschauer und Schauspieler Punsch verkauft. Unter Androhung der Beschlagnahme dieses Getränks und der Zahlung eines Strafgeldes von fünf Talern bei jeder Übertretung ihrer Anweisung erhielt die Truppe die Anweisung: "Sollte ein Schauspiel es erfordern, daß dabei Getränke für die Akteure gegeben werden müssen, so ist Frau Koeppi schuldig, davon und von der Anzahl der bedürfenden Boutellgen dem wortführenden Bürgermeister zuvor Nachricht zu geben, damit selbiger sodann die Boutellgen-Anzahl, so den Abend frei ins Rathaus einpassieren soll, auf einem von ihm unterschriebenen Zettel bemerken könne."

1790kam die erste, vom Herzogfinanziell unterstützte Schweriner Theatergesellschaft nach Güstrow. Sie bestand aus 12 Opernsängern, 20 Schauspielern und 7 Orchestermitgliedern. Ihre 70 Vorstellungen, darunter mehrere Opern, fanden großen Beifall beim Publikum. In den Jahren 1793 bis 1795, der Zeit des ersten Koalitionskrieges gegen Frankreich, lehnte der Magistrat alle Gesuche von Theatertruppen, in Güstrow auftreten zu



Das Rathaus von Güstrow Der alte Theatersaal befand sich in dem rechten Flügel des Gebäudes

dürfen, ab "im Hinblick darauf, daß man den Bürgern bei den jetzt so nahe bevorstehenden und besorglich sich mehrere Jahre fortziehenden Reichskriegsausgaben keine Gelegenheit zu unnötigen Ausgaben machen möge." 1796 durfte dann wieder eine Theatergesellschaft, die Küblersche, im Rathaus auftreten. Den Höhepunkt ihres Gastspieles bildete die dreimalige Aufführungvon Mozarts "Zauberflöte".

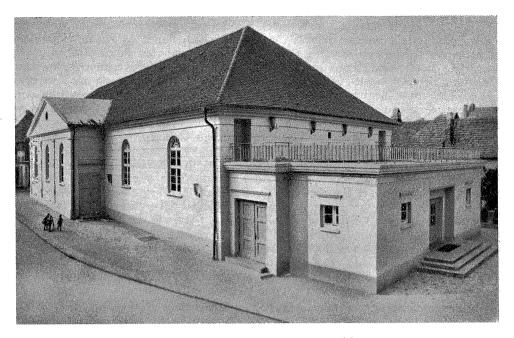
In den Jahren 1797/98 wurde das Rathaus umgebaut, der Saal erhielt dabei eine feste Bühne, während vorher jeweils eine Behelfsbühne für die Vorstellungen errichtet worden war. Die neue Bühne wurde im Herbst 1799 eingeweiht mit einer Aufführung der "Theatralischen Gesellschaft", einer von Güstrower Bürgern gebildeten Laientruppe. Sie löste sich aber schon im nächsten Jahre wieder auf, als Berufsschauspieler wieder in der Stadt auftraten. Es folgten in den Jahren 1802 bis 1805 weitere Gastspiele der "Schweriner Hofschauspielgesellschaft" mit künstlerischen Leistungen, wie sie Güstrow bisher noch nicht erlebt hatte. Neben den immer noch vorherrschenden Gesellschaftskomödien eines Iffland und Kotzebue spielte man auch schon Schillers letzte große Dramen, dazu kamen im Opernrepertoire auch Mozarts "Figaros Hochzeit", "Don Juan" und wieder "Die Zauberflöte".

In den schweren Kriegsjahren 1806/07 und während der darauf folgenden Besatzungszeit gab es in der Stadt keine öffentlichen Theateraufführungen. Der Rathaussaal diente den französischen Truppen als Lagerraum für Korn und Mehl. 1811 bemühte sich der "Königlich Preußische Generalprivilegierte Schauspieldirektor" Breede um die Spielerlaubnis in Güstrow und erklärte sich dabei

sogar bereit, auf seine Kosten die im Rathaus lagernde Kornmenge anderswounterzubringen, Das Gesuch wurde abgelehnt mit der Begründung: "Die gegenwärtigen Zeiten sind so, daß man auch für das Publikum auf alle mögliche Entfernung bedacht sein muß und wir Auftritte ganztäglich vor Augen haben, die uns alle anderen Schauspiele wohl vergessen machen mögen." Nach einem längeren Gastspiel der Breedeschen Theatertruppe im Winter 1812/13 – der theaterbegeisterte Senator Lönnies hatte trotz des Widerstrebens des Magistrats doch noch die Spielerlaubnis durchgesetzt - mußte das Rathaus 1813 den mecklenburgischen freiwilligen Jägern als Magazin überlassen werden. Auch das Schützenhaus, das in den Jahrzehnten vorher gelegentlich für Aufführungen benutzt worden war, stand dafür jetzt nicht zur Verfügung, weil es als Aufenthaltsraum für durchziehende Gefangenentransporte eingerichtet war. Einen gewissen Ersatz dafür bot aber der neuerbaute Saal im Jahn'schen Gasthaus am Markt, dem späteren "Hotel Erbgroßherzog". Hier etablierte sich die wieder ins Leben gerufene Liebhaberbühne, ihre Einnahmen kamen den unbemittelten freiwilligen Jägern zugute. Eine im Sommer 1815 wieder im Rathaus spielende kleine Theatertruppe - ihr Leiter Ruhland brachte ein Empfehlungschreiben des "berühmten Theatergrafen" Hahn-Basedow mit, in dessen Diensten er vier Jahre gestanden hatte - entsprach mit ihren patriotischen Dramen "Der Befreier Deutschlands oder der Brand von Moskau" und "Die Schlacht bei Leipzig, ein großes heroisches Ballett mit militärischen Evolutionen" dem Geist der Zeit und sicherlich auch dem Geschmack des Publikums.

Bedeutender aber waren die künstlerischen Leistungen, die seit dem Jahre 1818 den Güstrowern wieder von dem "Großherzoglich Meckl.-Schwerinschen Theater" in jeweils zwei- bis dreimonatigen Gastspielen geboten wurden. Dabei traten die Opernvorstellungen stark in den Vordergrund. Neben Mozart erschien nun auch schon Weber auf dem Spielplan. Die dreimalige Aufführung seines "Freischütz" (25. – 27. Oktober 1822), schon ein Jahr nach dessen Berliner Uraufführung, bildete den Höhepunkt dieser Spielzeit. Das Publikum liebte damals alles, was auf der Bühne besonderen Effekt machte. So werden sich auch die Güstrower besonders angesprochen gefühlt haben durch den Vermerk auf dem Theaterzettel: "Bei Erscheinung des Samiel wird die Scene von der neu erfundenen rothen Flamme erleuchtet werden." Für diese Aufführungen hatten die Schweriner zur Verstärkung ihres eigenen Orchesters die gesamte Rostocker Stadtkapelle herangezogen, sich dabei allerdings in solche Unkosten gestürzt, daß sie ihren Schauspielern und Sängern die Gage nur teilweise auszahlen konnten. Seit 1825 hatte für sechs Jahre die ausschließliche Spielkonzession für alle Städte in Mecklenburg-Schwerin die Schweriner Theatergesellschaft. Alljährlich spielte sie im Winter in Schwerin, zur Zeit des Pfingstmarktes in Rostock, während der Badezeit in Doberan, im Frühjahr und Herbst abwechselnd in Wismar und Güstrow.

Der Besuch der Vorstellungen war so stark geworden, daß der Rathaussaal dafür nicht mehr ausreichte. Angesichts der fast ständigen Überfüllung des Saales mußten sich Magistrat und Bürgerschaft immer ernster der durch den Bühneneinbau noch erhöhten Feuergefahr bewußt werden, von der die Theaterbesucher, aber auch ihr schönes Rathaus selbst bedroht waren. Man erwog deshalb, den Rathaussaal durch Einbauten in eine Anzahl von Diensträumen aufzuteilen. Um so dringlicher wurde dadurch nun die Forderung der theaterfreudigen Güstrower, ein eigenes Theatergebäude mit ausreichenden Sitzplätzen und einer größeren Bühne zu erhalten. Weil die Stadt — seit 1818 Mittelpunkt des Wollhandels in



Das Theater in Güstrow (Meckl.) Der niedrige Vorbau (rechts) ist erst bei dem Umbau 1958 errichtet

Mecklenburg-Schwerin — damals auch größere Lagerräume für die angelieferte Wolle brauchte, tauchte das Projekt auf, ein größeres Gebäude zu errichten, das im Sommer als Wollmagazin, im Winter aber als Theater benutzt werden könnte. Ein daraufhin von dem Baumeister Kufahl — in der Stadt bekannt geworden durch die von ihm entworfene neue Rathausfassade (1798) — vorgelegter Entwurf zu einem größeren Bau, der diesen beiden Aufgaben dienen sollte, wurde wegen der hohen Kosten, die seine Ausführung erfordert hätte, abgelehnt. Man errichtete zunächst ein bescheidenes Gebäude nur für die Lagerung der Wolle. Es dient heute dem Theater als Kulissenhaus.

Den Plan, in Güstrow auch ein eigenes Schauspielhaus zu bauen, griff 1826 Senator Lönnies wieder auf. Er forderte die Bevölkerung zur Zeichnung von Aktien dafür auf. Diese gingen anfangs in so erfreulicher Höhe ein, daß man mit dem baldigen Baubeginn rechnen konnte, zumal sich nun auch die Stadt bereit erklärte, sich an den Kosten zu beteiligen. In einem Vertrage, den sie darüber mit Lönnies abschloß, verpflichtete sie sich, den Bauplatz unentgeltlich zur Verfügung zu stellen, allerdings nur unter der Bedingung, daß das Gebäude zugleich auch als Wollmagazin mitbenutzt werden dürfe. Auch die für den Bau erforderliche Menge an Holz und Mauersteinen lieferte die Stadt, während die Aktionäre 3500 Taler aufzubringen und davon alle Bauhandwerker zu entlohnen hatten.

Indessen zeigte sich bald, daß dieses Kapitel von privater Seite nur zu einem Teile bereitgestellt werden konnte. Man mußte sich daher zu einem wesentlich einfacheren Theaterbau entschließen, als zunächst von den Aktionären geplant war. Die Stadt beauftragte darauf 1827 den jungen Schweriner Baumeister Demmler, den Sohn eines Güstrower Bürgers, mit der Ausarbeitung des Entwurfs für ein kleineres Theatergebäude, das zugleich auch wieder für die Lagerung von Wolle nutzbar gemacht werden könnte. Die Ausführung dieses Demmlerschen Entwurfes verzögerte sich aber noch ein volles Jahr, mag dies nun daran gelegen haben, daß auch die für diesen Bau erforderlichen Gelder von der Aktiengesellschaft nicht aufgebracht werden konnten oder auch daran, daß der Plan eines auch als Wollmagazin dienenden Theaters in weiten Kreisen der Bevölkerung auf heftigen Widerstand stieß. Man entschied sich dann aber doch für die Ausführung von Demmlers Bauentwurf, für den sich im Bürgerausschuß besonders eingesetzt hatten die an einem verstärkten Wollhandel interessierten Handelsleute der Stadt, "die Woll- und Wohlhabenden", wie sie der Schriftsteller J. E. Bahrdt in seinem Buch "Scherz und Ernst" (erschienen 1830) nennt. Seinem hier gebrachten satirischen Bericht über den Güstrower Theaterbau fügt er die boshafte Bemerkung an: "Die Güstrower besitzen nun in ihrem Wollmagazin zugleich ein Schauspielhaus. Die Zusammenstellung paßt recht gut, insofern in beiden die meisten Produkte von Schafen eingeliefert werden."

In der kurzen Zeit von nur einem halben Jahr wurde das Gebäude aufgeführt und Anfang Oktober 1828 vollendet. Wenn Lönnies in seiner abschließenden Rechnungsablage des Aktienkapitals den Theaterbau ein Werk nennt, das nur durch den Gemeinsinn hat entstehen können, so gebührt zweifellos das Hauptverdienst daran ihm selbst. Mag schließlich auch die Stadt den Bau zum größten Teile finanziert haben, ohne Lönnies' Initiative zur Wiederaufnahme des 1823 zurückgestellten Bauprojektes, ohne seinen unermüdlichen Eifer, seine Mitbürger zur Zeichnung von Aktien zu veranlassen, hätte Güstrow vermutlich noch lange Jahre auf ein eigenes Theatergebäude warten müssen.\*)

Am 12. Oktober öffnete das Theater seine Pforten. Es spielte wieder die Schweriner Theatergesellschaft unter Krampes Leitung. Der ersten Vorstellung "Hans Sachs, Dramatisches Gedicht von Deinhardstein" ging ein Prolog voraus, aus dem hier eine Strophe Platz finden möge:

'Hier ruht mein Freund von seinen Leiden aus. Er baute Straßen und ein Schauspielhaus. Zur Ehre seiner Stadt war er Senator. Zu seines Leibes Nahrung Seifenfabrikator.'

Natürlich nahm Lönnies den Scherz sehr übel. Das neue Schauspielhaus fand nämlich eine sehr abfällige Kritik in der Bürgerschaft und Senator Lönnies behauptete immer, der viele Ärger darüber sei noch sein Tod.'"

<sup>\*)</sup> In der Biographie des berühmten Wiener Schauspielers Ludwig Gabillon, eines Sohnes des Güstrower Steuerrats Gabillon, schreibt der Verfasser (H. Bettelheim-Gabillon "Ludwig Gabillon, Tagebücher - Briefe - Erinnerungen", Wien Leipzig 1900. Seite 305): "Hofbuchhändler Emil Opitz in Güstrow schreibt mir: "Es ist mir persönlich ein Bonmot des Herrn Steuerrathes Gabillon bekannt, der ein äußerst humoristisch beanlagter, geistreicher Mann war. Eines Abends brachte er dem Erbauer unseres Theaters, seinen Freund und Quartettgenossen Herrn Senator Lönnies zu dessen großem Ärger fein säuberlich geschrieben ein Epigramm: Auf Senator Lönnies' Grab.

Mit abermalig gnädigster Erlaubniß wird beute von denen

allhier anwesenden Deutschen

# ödtanken,

Deutsches Schau-Spiel vorgestellet werden/

# Tie Anmöglichkeit ein verliebtes Granen-Simmer zu hüten,

IRLEQUIN, einem listigen/ und in vielerlen Bestalt metamorphosirten, doch übel abgesertigten kuveen.

# Die Verkleidung des ARLEQVINS ift:

Als abgebanctter Golbat.

Mis ein Schorftein Feger.

Mis ein laderlicher Operift und Aftrologus.

Als ein brenjahriges Rind.

5. Alls ein Papagey.
6. Alls eine Statue,

Als ein Guheridon,

Ale Baron von Schweineburg. N. Dieses ist ein gant lustiges Stud/ und wird zu mehrerm Bergnügen ein lächerliches Mach-Spiel beschlieffen:

Die Perfon giebt auff bem erften Biah : March/ auff dem zweiten 8. fi. und auff dem letten 4. fl.

NB. Wer sich auch beym Eingange nicht lange aufhalten will / t.... debischen Straffen / im Auswerben Hause Beilets bezahlen und abholen lassen. Auch werben bie jenigen / so sich etwa eines Sessels ober Stuhis bedienen wollen geborsamst erwechet / solchen vorhero durch dero Bedienton bestellen zu lassen / auch wird unsertwegen/ alle Unorbnungen ju verhuten/ teine Trommel gerühret merben.

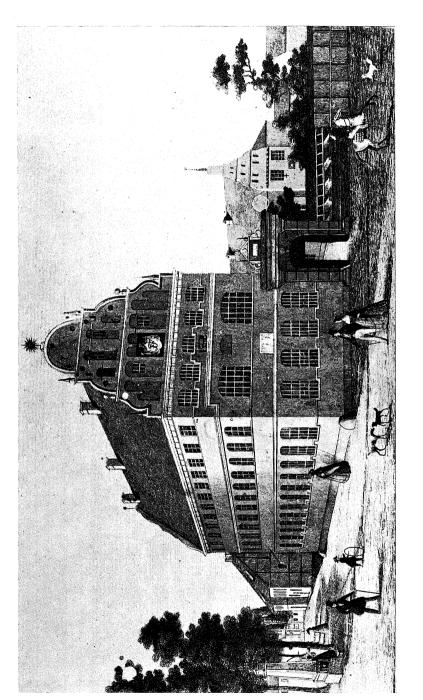
Die Bedienten tonnen ohne Bezahlung nicht eingelaffen werben.

Der Aufang ift um 4. Uhr / und der Schau. Blat albier auff ben Bod fürfit. Schloffe/ rechter Sand auff bem Tang-Saale wohin die Beren Liebhabet invitiret:

Donnerstags/ den 12. Jan. 1741.

Johann Friedrick Schönemann.

Theaterzettel über eine Aufführung der Schönemannschen Truppe im Güstrower Schloß am 12. 1. 1741



Die Domschule in Güstrow

Fotokopie einer Lithographie von Thiedemann-Rostock etwa aus dem Jahre 1840

"Den Musen heilig ist dies Haus erstanden So schnell, als hätt' es der Gedank' erbaut. Die tausend Hindernisse alle schwanden Dem Eifer, dem die Leitung war vertraut, Den Kräften, die sich treu mit ihm verbanden. So ward, was jetzt mit Lust das Auge schaut. Wo Bürgersinn und Manneskraft sich stützet, Da fördert schnell sich, was dem Ganzen nützet."

Waren die Güstrower zunächst auch hocherfreut über ihr neues Theater, so wurden doch schon bald Stimmen der Kritik laut, besonders an der Einrichtung des Zuschauerraumes. Ihnen gibt wieder Bahrdt besonders beredten Ausdruck. Nach einer humorvollen Schilderung aller Übelstände an dem neuen Bau tröstet er abschließend die darüber verärgerten Theaterbesucher mit den Worten: "Indeß, Patientia vincit omnia. Geduld und Gewohnheit überwindet alles. So werden denn die kunstliebenden Güstrower derweil kleine Unannehmlichkeiten übersehen und sich in dem sonst freundlich genug dekorierten Kunsttempel für etwaige Mängel desselben, durch den Genuß der Meisterwerke zu entschädigen wissen."

Wenn auch einige der schon damals gerügten Mängel im Laufe der Zeit durch mehrere Umbauten beseitigt wurden und man sich wiederholt bemühte, die veralterten technischen Einrichtungen in dem beschränkten Bühnenraum zu verbessern, so konnte das alte Haus doch schon längst nicht mehr den neuzeitlichen Ansprüchen genügen, zumal auch in feuer- und baupolizeilicher Hinsicht. So hat man sich denn vor einigen Jahren zu einer grundlegenden Erneuerung des Gebäudes entschlossen. Dabei durfte aber seine Fassade, eine der schönsten aus der klassizistischen Zeit in Güstrow und darum unter Denkmalsschutz gestellt, nicht oder doch nur unwesentlich verändert werden. Trotzdem ist es gelungen, die Bühne bedeutend zu vergößern und in der technischen Ausrüstung zu modernisieren. Der Zuschauerraum, der ja in seinen Abmessungen nicht geändert werden konnte, hat eine ansprechende moderne Gestaltung erhalten. Darunter im Kellergeschoß ist eine Zentralgarderobe geschaffen, die in den Pausen als Foyer benutzt wird. Dem künstlerischen Personal ist damit nun eine Wirkungsstätte gegeben, die ihm im Schauspiel, in der Oper und in den Orchesterkonzerten eine volle Entfaltung ihrer Fähigkeiten ermöglicht. So kann dieses älteste Theatergebäude in Mecklenburg auch weiterhin seinen kulturellen Aufgaben gerecht werden. — Es trägt heute den ehrenden Namen "Ernst-Barlach-Theater".

#### Benutzt sind:

Theaterakte im Güstrower Ratsarchiv (1755 — 1828).

Theatergeschichtliche Sammlung des Heimatmuseums Güstrow: (Theaterzettel 1741; 1798 – 1828).

Freimüthiges Abendblatt, Schwerin. 1818, 1819; 1828.

Güstrowsches Wochenblatt. 1822; 1826 – 1828.

H. W. Bärensprung: Versuch einer Geschichte des Theaters in Mecklenburg-Schwerin. Von den ersten Spuren theatralischer Vorstellungen bis zum Jahre 1835. Schwerin 1837.

I. F. Bahrdt: Scherz und Ernst. Neustrelitz 1830. Bd. II.

G. C. H. Raspe: Zur Geschichte der Güstrower Domschule. In: Festschrift zur Jubelfeier des dreihundertjährigen Bestehens der Domschule zu Güstrow am 4. Oktober 1853. Güstrow, 1853.

## Der Mecklenburger Otto Piper

Begründer der deutschen Burgenforschung

Am 22. Dezember 1841 wurde Otto Piper, der Begründer einer wissenschaftlichen Forschung und Beschreibung deutscher und österreichischer Burgen, in Röckwitz in Mecklenburg geboren. Wenn man sich, speziell als Mecklenburger, in den ersten Teil von Otto Pipers Lebenserinnerungen, den er "Jugend und Heimat" überschrieben hat, vertieft, so kommt man unwillkürlich in Versuchung, einige Parallelen zu der Herkunft und den stark nachwirkenden Eindrücken der Jugendjahre Heinrich Schliemanns zu erleben. Hier wie dort lagen in den ländlichen Bindungen und Lebensverhältnissen die Keime und Wurzeln zu einem eigenartigen und eigenwilligen Leben, das den Zeitgenossen sowie viel späteren Generationen einmalige Werte von größter Bedeutung schenken durfte.

Röckwitz liegt in Mecklenburgs echtester "Fritz-Reuter-Ecke". Otto Pipers Großvater und Vater waren dort Pastoren. Und Neubrandenburgs Gymnasium hat ihm die Grundlage für sein juristisches Studium gegeben in München, Berlin und Rostock, wo er das Richterexamen mit Auszeichnung bestand.

In den siebziger Jahren finden wir Otto Piper als Redakteur in Straßburg und Trier, dann in Düsseldorf, wo er für die Düsseldorfer Zeitung vorzügliche Beiträge und gute Studien über Goethes Reisen im Rheingebiet, über das Düsseldorfer Theater unter Immermann und über seine eigenen "Rheinischen Spaziergänge" lieferte. Aber gerade für sein späteres großes Lebenswerk, die deutsche Burgenkunde, wurden die Düsseldorfer Jahre von ganz besonderer Bedeutung. Hier werden — rheinauf und rheinab — die jugendlichen Schwärmereien zu ernsten Forschungen. Dazu kam der Verkehr mit Künstlern, Schriftstellern und Gelehrten, der in der Düsseldorfer Zeit begann und den er sein ganzes Leben hindurch gepflegt hat.

Dann aber zog es ihn wieder in seine mecklenburgische Heimat, und 1879 wird er Bürgermeister in der kleinen Stadt Penzlin, die dadurch zum Geburtsort seines Sohnes Reinhard wurde, dem wir später als dem Begründer und Leiter des weltbekannten "R. Piper & Co.-Verlages" in München begegnen. Das kleinstädtische Milieu gestattete ihm eine recht persönliche Lebensweise und seine Bürgermeistertätigkeit hatte ein ganz individuelles Gepräge in der Art, wie Otto Piper sich um das Schulwesen in der kleinen Stadt, um das Krankenhaus, um die Orgel in der Kirche, um Konzerte, um Ausgrabungen und die Altertumskunde der Umgebung kümmerte.

An dem Elternhause des Dichters Johann Heinrich Voß ließ er eine Gedenktafel anbringen.

Und trotzdem wurde ihm der Rahmen eines solchen persönlichen Wirkungskreises doch bald zu eng. So verzichtete er 1889 zugunsten der Stadt auf seine Pension und zog nach Konstanz, wo er sich besser seinem Interesse an den deutschen Burgen widmen konnte. Bis 1893 lag dieses Werk abgeschlossen vor, das er einem Münchener Verleger anbot. Gleichzeitig wechselte er dorthin seinen Wohnsitz. Aber immer wieder fand er Lücken in dieser seiner Arbeit. Die zweite wesentlich erweiterte Auflage konnte bereits sein Sohn Reinhard im eigenen Verlag herausbringen. Erst in der dritten Auflage 1910 genügte dem Verfasser die erreichte Vollständigkeit. Sie enthält über 600 eigene Zeichnungen und beschreibt 3250 Burgen. Dazu kommt eine lexikonartige systema-

tische Darstellung des deutschen Burgenbaus. Das Werk ist heute allgemein als wissenschaftliche Großtat anerkannt, um so mehr als es in den Jahren 1902 bis 1909 um eine Österreichische Burgenkunde von 8 Bänden mit mehr als 2000 Abbildungen erweitert wurde. Für Kunsthistoriker, Archäologen und alle Freunde der deutschen Vergangenheit wird Otto Pipers einmaliges Lebenswerk für alle Zeiten eine unerschöpfliche Fundgrube sein und bleiben! Dies erkannte auch seine heimatliche Universität in Rostock an, indem sie ihn zu seinem 70. Geburtstage zum Dr. h. c. promovierte.

Den Zusammenhang mit seiner mecklenburgischen Heimat hat er immer gepflegt. Das beweisen u. a. auch die plattdeutschen Erzählungen, die sogar in München entstanden. Er pries die guten Seiten seiner Landsleute in einer kleinen Broschüre.

Und noch einiges berichtet uns Reinhard Piper im Vorwort zu seines Vaters Lebenserinnerungen. Kaiser Wilhelm II. hatte Otto Piper aufgefordert, die Geschichte der Hohkönigsburg im Elsaß zu schreiben und an ihrem Wiederaufbau mitzuarbeiten. Aber die Phantastereien, die dem Kaiser damals als angeblich getreue Wiederherstellung inspiriert wurden, konnte Otto Piper unmöglich gutheißen, was er auch bei einer Konferenz im Berliner Schloß vor dem Kaiser offen und ehrlich zum Ausdruck brachte.

Und weiter schildert der Sohn den Vater: "Mit zunehmenden Jahren zog er sich immer mehr auf sich selbst zurück. Enttäuschungen und Verluste, die auch ihm nicht erspart blieben, machte er still mit sich selbst ab, und seine Angehörigen erfuhren davon erst oft nach Jahren." Und für die Mecklenburger besonders wertvoll ist wohl der Satz: "Kaum ein Hund kam ungestreichelt in seine Nähe." Auch in Bayern noch sprach er mit den Tieren unwillkürlich plattdeutsch, als ob diese Volkssprache ihnen verständlicher sein müßte.

Otto Piper ist am 23. Februar 1921 im 80. Lebensjahr aus der Welt gegangen. Mit einem seiner eigenen Worte im hohen Alter mögen diese Zeilen enden: "Um so mehr gilt mir im wachsenden Maße, daß ich immer noch lebe, als ein besonderes Geschenk des Himmels. Dabei ist mir am wenigsten der Neujahrstag als ein neu erreichter Abschnitt von Interesse, wenig auch mein Geburtstag, sondern vor allem das nochmalige Erleben des Frühlings, des großen Auferstehungsfestes der Natur."

Gerhard Böhmer

Wenn also beide, Religion und Naturwissenschaft, zu ihrer Bestätigung des Glaubens an Gott bedürfen, so steht Gott für die eine am Anfang, für die andere am Ende allen Denkens. Der einen bedeutet er das Fundament, der anderen die Krone des Aufbaus jeglicher weltanschaulicher Betrachtung.

Wohin und wie weit wir also blicken mögen, zwischen Religion und Naturwissenschaft finden wir nirgends einen Widerspruch, wohl aber gerade in den entscheidenden Punkten volle Übereinstimmung. Religion und Naturwissenschaft — sie schließen sich nicht aus, wie manche heutzutage glauben oder fürchten, sondern sie ergänzen und bedingen einander.

Max Planck (1858 – 1947), Physiker, Professor in Berlin und Göttingen, Nobelpreis 1918

# Über die Gelehrtenschule in Neubrandenburg

IV. Die Schule von Neubrandenburg um 1804 Von Irmgard Unger-Brückner

"In dieser ersten Vorderstadt (Neubrandenburg) 1) des Stargardischen Kreises, die 4700 Einwohner zählt, sind die Schulen nicht in dem blühendsten Zustande, wenn man anders nach einem Aufsatze in den Nützl. Beitr. zu den Neustrelitzer Intelligenzblättern des Jahres 1795, der von dem verdienstvollen, nunmehr verewigten Pastor Kortüm daselbst herrühren soll, urteilen darf. Er verdient es, hier nochmals abgedruckt zu werden, weil die Schilderung auf

die meisten Unterschulen in den Städten hiesigen Landes passen dürfte."

Der Verfasser des Aufsatzes, der sich als "ein Freund der Wahrheit" bezeichnet, spricht in Anlehnung an den Aufsatz von Kortüm im besonderen ausführlich von der Schädlichkeit der, neben der Stadtschule bestehenden Winkelschulen, und er tritt energisch für die Beseitigung dieser "Trivial- und Klippschulen" ein, die von irgendwelchen unberufenen und ungeeigneten Elementen gehalten werden konnten, dadurch aber einer regelrechten und fruchtbaren Erziehung der Kinder im Wege standen." Dem Einsender<sup>2</sup>) dieses ist es nicht bekannt, daß für die dasigen Schulen irgend eine wesentliche Verbesserung seitdem eingetreten wäre. Im Jahre 1796 waren es 16 Klippschulen. Die Stadtschule hatte einen Rektor (der den Charakter als Professor hat) 3), einen Konrektor, 4) Subrektor, 5) 2 Schulhalter und einen französischen Sprachmeister. (6)

#### V. Biographie von August Alex. Ferd. Milarch

Der Rektor der Schule in Neubrandenburg, August Alex. Ferd. Milarch stammte aus Falkenburg im Kreise Dramburg in Pommern, wo er als Sohn eines Administrators am 11. VII. 1786 geboren wurde. Zur Schule ging er im Waisenhaus in Halle an der Saale, wo er von 1804 – 1806 studierte, um dann als Hauslehrer beim Baron Le Fort in Neubrandenburg, seit 1807, als Nachfolger von Jahn, tätig war, dessen Turnspiele und Wanderungen er fortsetzte und später den Turnplatz in der Stadt begründet hat.1) Am 25. VII. 1810 übernahm Milarch die Stunden des Konrektors Bodinus und wurde nach dessen Tode, am 22. II. 1813, als Konrektor mit einem Gehalte von 300 Reichstalern angestellt, behielt auch einen Teil seines Gehaltes, als er am 11. IV. 1813 als Quartiermeister, später Leutnant, in das mecklenburgisch-strelitzsche Husarenregiment eingetreten war. Er kämpfte mit in der Schlacht bei Leipzig, wo er am 15. X. bei

Zu IV. Die Schule...

2) Ebenda S. 31f.

4) Bodinus, seit 1766.

Zu V. Biographie . . .

<sup>&</sup>lt;sup>1</sup>) Patriotisches Archiv der Herzogtümer Mecklenburg, 1804, Rostock, bei Karl Christoph Stiller, VI, 1, S. 13.

<sup>3)</sup> Prof. D. Johann Heinrich Walther, seit 1776.

<sup>5)</sup> Hilgendorf, seit 1789; Christ. Friedr. Wilh. Wendland, von 1802 bis 1811, dann Pastor in Groß-Daberkow, geb. 1779 in Neubrandenburg, gest. 6. XII. 1835 (Krüger, Pastoren S. 25).

6) Lorenz Ludwig Tillemann, seit 1766 bis 1809.

<sup>1)</sup> BFV XI, S. 19 ff. — Krüger, Pastoren, S. 171. — Boll Chronik, S. 250f Ahlers, Skizzen, S. 129f., 139. — Sein Vater hieß Ernst, seine Mutter Eva Juliane Stern.

Möckern an der Stirn verwundet, beim Richter Knapp in Halle gesund gepflegt wurde. Am 15. XI. 1813 meldete er sich wieder bei seinem Regiment und machte den Feldzug bis zu Ende mit. Zusammen mit seinem Kommandeur dem Obersten von Warburg besuchte er England im Juni-Juli 1814 im Gefolge Blüchers und kehrte am 7. IX. 1814 wieder nach Neubranden den burg zurück. Als Auszeichnung im Feldzuge erhielt Milarch den St.-Wladimir-Orden 4. Klasse mit der Schleife, wie er selbst in seinen "Denkwürdigkeiten" (S. 306) mitteilte, nicht aber das Eiserne Kreuz, wie Krüger (Pastoren, S. 171) behauptet, er selbst nennt sich ("Denkwürdigkeiten", S. 307 f.) auch nicht unter den Trägern des Eisernen Kreuzes.

Nach seiner Rückkehr vom Feldzuge übernahm er sein Konrektoratsamt und erhielt den Titel Professor. Er verlobte sich am 23. X. 1815, was sein Schwiegervater mit folgender Anzeige bekannt gab, in dem "Neustrelitzer Anzeiger" vom 1. XI. 1815, S. 486.<sup>2</sup>)

Verlobungs-Anzeige

Die Verlobung des Herrn Milarch, des Wladimirs-Ordens-Ritters und Professors allhier, mit meiner jüngsten Tochter, habe ich die Ehre, hiedurch (!) allen unsern Gönnern und Freunden hiedurch (!) ergebenst anzuzeigen. Neubranden burg, den 25. Okt. 1815

D. Brücknerder ältere Hofrath

Die Trauung, die am 19. IV. 1816 durch Pastor Franz Boll I. stattfand, zeigen sie aber selbst an in derselben Zeitung 1816, S. 208:

#### Heirats-Anzeige

Unsere am 19. d. Mts. volzogene eheliche Verbindung zeigen an Neubrandenburg, den 23. IV. 1816

A. A. F. Milarch

Professor und Konrektor, Ritter des K. russ. St.-Wladimir-Ordens Adolfine Milarch geb. Brückner

Auch aus diesen Anzeigen geht hervor, daß Milarch nicht im Besitze des Eisernen Kreuzes gewesen ist, da er dies nicht verschwiegen hätte. Über seine Eindrücke vom Feldzug erschien anonym: "Denkwürdigkeiten des Meckl.-Strel. Husarenregiments in den Jahren des Befreiungskampfes 1813 — 1815, nach dem Tagebuche eines alten Husaren und authentischen Quellen. Neubranden den burg, Brünslow, 1854 (vgl. Krüger, Pastoren, S. 171). Vgl. Otto Vitense, Mecklenburg und die Mecklenburger 1813 — 15, Neubrandenburg, 1913, S. VIII."

Milarch hatte 7 Kinder, von denen aber 3 Knaben früh starben, während 3 Mädchen und ein Knabe die Eltern überlebten. Dieser, Ernst, geb. am 29. I. 1822, wurde am 26. XII. 1859 Pastor an St. Marien in Neubranden-burg, Ida, geb. 1819, gest. 1901, heiratete den Präpositus Bahr in Woldegk, Clara starb 1891 unverheiratet, und Marie heiratete den Pastor Beyer in Neddemin (Krüger, Pastoren S. 171).

Neben seiner Schultätigkeit betätigt sich Milarch auch als geistlicher Redner, z. B. beim Reformationsfest in St. Johann am 1. XI. 1817 (BFV XI, S. 20).

<sup>2)</sup> BFV XI, S. 20, nennt den 23. X. 1815, während die Anzeige den 25. X. angibt. BFV = Brücknerscher Familienverband XI, 1939.

Aus dem Stammbuch des Buchbinders und Gerichtssekretärs Johann Friedrich Hahn habe ich folgende Eintragung von Milarch entnommen:

Neubrandenburg, 12. I. 1820

"In allem vertraue Gott, so wird er Dir aushelfen; richte Deine Wege und hoffe auf ihn." Sirach 2, 6. Diesen Spruch jenes Weisen ruft Dir aus der Ferne zu

Dein Lehrer und Freund A. A. F. Milarch

Hahn ist geboren am 2. V. 1784 und gestorben 3. V. 1862.

Milarch interessierte sich auch für die Kunst und hat eine Schrift geschrieben über die 4 Zeiten des Malers Philipp Otto Runge, der mit ihm verwandt war. Der Bruder von Runge, Carl, war verheiratet mit Heinrike Brückner, einer Schwester seiner Frau Adolfine Milarch. Milarch beginnt seine Gedanken über die 4 Zeiten von Runge mit einer Vorbemerkung von Goethe, die dieser im 1. Band des 1. Heftes "Über Kunst und Altertum" über Kunst geschrieben hatte:

"Aller Vorzug der bildenden Kunst besteht darin, daß man ihre Vorstellungen mit Worten zwar andeuten, aber nicht ausdrücken kann."

Zum Schluß der 20 Seiten seiner Abhandlung<sup>3</sup>) bemerkte Milarch:

"Und somit bitte auch ich es den Manen des Künstlers ab, daß ich versucht, in Rede es auszusprechen, was er so oft bei gemachten Aufforderungen abgelehnt mit den Worten: 'Hätte ich das sagen wollen oder können, so hätte ich nicht nötig gehabt, es zu malen'. Womit sich zugleich sein Verhältnis als Künstler zu seinem Werke aussprach. Entschuldigung aber vom Leser sichern mir die vorbemerkten Worte des Meisters deutscher Rede zu."

Zum besseren Verständnis der berühmten "Vier Zeiten" von Runge gebe ich hier die ausgezeichneten Bemerkungen des Kunsthistorikers wieder:

P. F. Schmidt schreibt in Thieme-Becker, Künstlerlexikon XXIX, S. 210 über Philipp Otto Runges 4 Tageszeiten:

"Runge entwarf 1802/3 die 4 großen "Tageszeiten", in denen er sein romantisches Bekenntnis zur Alleinheit der Welt und ihrer Geschöpfe ablegte und ein Symbol pantheistischer Weltanschauung schuf, das umfassender, klarer und anschaulicher war, als alle Werke der romantischen Dichter. In den "Tageszeiten" treffen sich die Ideen religiöser Mystik von der Art Jakob Böhmes (vor allem aus seiner "Aurora") und der Naturromantik der Novalis, Wacken-roder und Tieck zu plastischer Darstellung. Runge schuf in 4 Bildern Symbole zugleich für Tages- und Jahreszeiten, für den Kosmos Gottes und das Leben des Menschen. Im "Morgen" erhebt sich die Welt zum Leben und zu einem neuen Tag, das Neugeborene streckt dem Licht seine Arme entgegen, Genien musizieren auf der Lilienblüte, die Symbol des reinen Lichtes und der Urschöpfung ist, und Gottes "Werde" leuchtet über dem Ganzen. Im "Mittag"

<sup>&</sup>lt;sup>3)</sup> Die in Deutschland sehr seltene Abhandlung von Milarch, die auch in BFV XI nicht genannt ist, fand ich auf der Universitätsbibliothek in Bonn (E 119b), sie hat den Titel: A. A. F. Milarch, Über Ph. O. Runges vier Zeiten, Berlin 1821 Fr. Nicolaische Buchhandlung, 20 Seiten, gedruckt bei A. W. Schade, Alte Grünstraße Nr. 18. — Hierzu vgl. auch Wilhelm Feldmann, Philipp Otto Runge und die Seinen, 1943, S. 130f.

runden sich Welt, Tag und Menschenschicksal, im "Abend" sinkt die Welt unter zarter Musikbegleitung in Dämmerung, und in der "Nacht" steht sie still, bereit zum Wiedererwachen. In jedem Bild ist zugleich eine der 3 Grundfarben Gelb, Blau und Rot vorherrschend und sind christliche Symbole im umfassenden Rahmenwerk dargestellt. Gedacht waren die 4 Entwürfe als Raumdekoration in größtem Maßstab, und Runge verwandte nun die Arbeit seines Lebens auf Erreichung dieses Ziels. Zur Übertragung der Umrißzeichnungen in Malerei gehörte nicht nur eine geistige Umformung zu realistischer Raumdarstellung, sondern auch eine weit umfassendere Beherrschung des Handwerks, als sie Runge nach seiner akademischen Schulung zu Gebote stand. Diesen Plan verdanken wir sein eigentliches Malwerk an lebensgroßen Bildnissen, religiösen und symbolhaften Gemälden; Runges einzige Absicht dabei war, Hand und Auge zu schulen und an großes Format zu gewöhnen, um – zunächst – seinen "Morgen" in gewaltigem Maßstab anzulegen. . . . Aber vor Vollendung auch nur des 1. Bildentwurfs der "Tageszeiten", mitten in der Arbeit für die 2., (wohl auch nicht endgültige) Fassung des "Morgen" starb Runge (am 2. XII. 1810); und auch dieses Bild wurde nach seinem Wunsche so zerschnitten, daß nur ein paar Reste übrig geblieben sind."

Nach dem Tode des Rektors Johann Heinrich Walther am 13. III. 1830 wurde Milarch dessen Nachfolger und am 19. V. 1830 als Rektor durch den Neustrelitzer Superintendenten D. Glaser eingefürt, doch schon nach kaum 2 Jahren reichte er sein Entlassungsgesuch ein, am 14. IV. 1832 (nach den Repräsentationsakten, mitgeteilt im Auszug von Geh.-San.-Rat Ludwig Brückner). Milarch hielt, wie schon gesagt, gern Predigten und fühlte wohl hier seinen Beruf besser ausgefüllt. Eine Schrift: "Gedanken bei der Wiederkehr der gottesdienstlichen Feier des 18. Oktober 1823" ließ er drucken. Er wurde zum Pastor im Dorfe Schönbeck, südlich von Friedland, gewählt, und dort am 6. I. 1833 eingeführt. 1834 ließer eine "Predigt am Neujahrstage 1834 über Lukas II, 21" drucken.4) In Neubranden burg hielt er die Festpredigt in St. Marien am Tage des Aufrufs zu den Waffen und zur Erinnerungsfeier des Husarenregiments am 30. III. 1838. Im August desselben Jahres verlor er seine Frau, worüber er folgende Anzeige veröffentlichte (Meckl.-Strel. Anz. vom 22. VIII. 1838, S. 480):

Am 12ten d. M. Abends 6 Uhr vollendete meine geliebte Frau A dolfine Hedwig Milarch geb. Brückner in einem Alter von 50 Jahren 4 Monaten, nach 22jähriger Ehe ihre irdische Laufbahn. Allen, die mit mir der viel Geprüften die Ruhe gönnen nach des Lebens Mühe, und doch mit mir trauern, widme ich diese Anzeige unter Verbittung des Beileids.

S c h  $\ddot{\mathrm{o}}$  n b e c k , den 14ten August 1838

#### A. A. F. Milarch

Der ganze Ton der Anzeige gibt einen charaktervollen und christlich festen Mann kund, der sich in Schule in theologischem Beruf und im Kriege bewährt hat. Es war ihm vergönnt, sein 50jähriges Dienstjubiläum am 25. VII. 1860 durch eine große Feierlichkeit in Neubrandenburg begehen zu können

<sup>4)</sup> Lukas II, 21: "Und da 8 Tage um waren, daß das Kind beschnitten würde, da ward sein Name genannt Jesus, welcher genannt war von dem Engel, ehedem er im Mutterleibe empfangen war."

(Ahlers, Skizzen, S. 130), gleichzeitig wurde er zum Kirchenrat ernannt. Über seine Wirksamkeit als Rektors. die folgende Aufzeichnung.<sup>5</sup>)

Zwei Jahre darauf, am 13. VI. 1862, starb er, im Alter von 76 Jahren. An seinen Tod erinnert eine runde silberne Oblatendose, die in der Kirche zu  $Sch\"{o}$ n beck $^{6}$ ) gestiftet war und folgende Inschrift zeigte:

"A. A. F. Milarch, Pastor zu Schönbeck, 13. Juni 1862."

#### Abschied

Schon lange waren die Schritte verhallt! und immer noch stand ich, den Klang seiner Stimme zu fangen.

Die Welt ist leer

— so leer —
ohne ihn!
Wird er noch einmal
mir zum Geschenk,
zu zuckender Qual?

G. H.

<sup>&</sup>lt;sup>5</sup>) vgl. Heft 40.

<sup>6)</sup> Kunst- und Geschichtsdenkmäler von Mecklenburg-Strelitz I, 2, S. 465. Die Dose hat das Beschauzeichen: einen Adler, das Meisterzeichen: den Namen Henniger. — Sie ist 0,06 m hoch und hat einen Durchmesser von 0,15 m.

### Wilhelm Unger 1775-1855

# Neffe von Wilhelm Tischbein Hofmaler und Professor in Neustrelitz von Eckhard Unger

#### Anhang IV, Werke \*)

\*) Die Werke sind eingeteilt in: E = Ergänzungsbilder, K = Kupferstiche u. Radierungen, L = Lithographien, M = Miniaturen, O = Olbilder, P = Porzellanmalerei, S = Silhouetten, Z = Zeichnungen, aquarellierte, Sepia- und Bleistiftzeichnungen. Biographisches zu den Bildern s. Anhang V. Die Kursiven Ziffern bezeichnen die Kapitel der "Lebensgeschichte" (Carolinum Nr. 33 — 34). — \* vor der laufenden Nummer der Werke weist auf eine Abbildung.

#### E

- \* 1. W. Tischbein, Brustbild nach rechts. Blick zum Beschauer. Bleistiftzeichnung von Rudolf Suhrlandt, 1817. Graues Papier, H: 0,261; B: 0,207 m. Unterschrift: "W. Tischbein"; Beischrift: "Historienmaler" (Palimpsest) über einer anderen Charakterisierung"... maler", Eutin, den 4 Martius 1817 gez. v. R. Suhrlandt".
  - Nationalgalerie Berlin, Kat.-Hdz. 1902, S. 531, Nr. 79. 8; 12; 20.
- \* 2. W. Unger, Brustbild nach rechts. Blick zum Beschauer. Bleistiftzeichnung von Rudolf Suhrlandt, 1819. Graues Papier, H: 0,259; B: 0,200 m. Unterschrift: "W. Unger", Beischrift: "aus Heßen 1819, Neu Strelitz den 2<sup>ten</sup> May Miniatur Maler gez. v. R. Suhrlandt.
  Nationalgalerie Berlin, Kat.-Hdz. 1902, S. 531, Nr. 81: Singer, Bildniskatalog, Nr. 91 980, 5; 8; 10; 20.
- \* 3. August von Oertzen, Brustbild nach rechts. Blick auf den Beschauer. Kupferstich von F. Ruschewey, 1834, Folio. Nach dem Ölbild von W. Unger (= Ö 10). Unterschrift "Wilh. Unger pinx. Ferd. Ruschewey sc. Neustrelitz 1834 August von Oertzen, Großherzogl. Mecklenb. Strel. Staatsminister, geb. den 11. Sept. 1777."

  Weigel, Kunstkat. 1843, Abt. 8, S. 60, Nr. 8827. Nagler, Neues allg. Künst-
  - Weigel, Kunstkat. 1843, Abt. 8, S. 60, Nr. 8827. Nagler, Neues allg. Kunstlerlex. XIX, 1849, München, S. 241. 14; 15.
  - 4. Belvedere bei Brandenburg. Blick vom Buchort am Tollensesee auf B. links und Neubrandenburg rechts über den See hinweg. H: 0,266; B: 0,35 m. Zeichnung von Scheuermann, lithographiert von Engelmann, Paris 1831. Unterschrift: "N. d. N(atur) gez. von Scheuermann. Lith. von Engelmann in Paris. Ansicht des Belvedere bei Neu Brandenburg Ihrer Königl. Hoheit der regierenden Frau Großherzogin Marie von Mecklenburg-Strelitz ganz unterthänigst gewidmet von Giuseppe Bernasconi Verlag von G. Bernasconi in Neu Strelitz." MSA, vom 24. VIII. 1831, S. 636: G. Bernasconi bietet an die "soeben fertig gewordene Lithographie" für 12 gute Groschen, koloriert für 1 Reichstl. 18.
- 5. Hermann Heinrich Adami, im Alter von etwa 14 Jahren (1841), Brustbild rechtshin, Augen linkshin. Miniatur. Olbildnis eines unbekannten Malers. Focke-Museum Bremen (K 1050c). Zum Vergleich mit M 23 und O 15. 15.
  - 6. Unbekannte Dame, in Trollenhagen, Brustbild linkshin. Augen rechtshin. Ölbild, oval, unsigniert. Vielleicht von W. Unger. 15.
  - 7. Broda und Belvedere bei Neubrandenburg. Ölbild von Heinrich Stoll, 1944, H: 0,228; B: 0,442 m. Neustrelitz, Schloßmuseum. 18.
  - 8. Theodor von Scheve, Brustbild rechtshin, den Beschauer anblickend. Lithographie von P. Rohrbach nach der Zeichnung von C. Wiese. Unterschrift: "Gez. v. C. Wiese, Lith. v. P. Rohrbach d. König. Lith. Inst. Berlin." Jahrb. Meckl. Geschichte XXIII, 1858, S. 21. 15.

- 9. Otto von Dewitz (Familien Nr. 475). Brustbild nach rechts, Blick zum Beschauer. Lithographie von Eduard Flor. Unterschrift: "N. d. N(atur) lith. v. Ed. Flor." 15.
- 10. Luisentempel in Hohenzieritz, Photographie von Eckhard Unger, Sommer 1939. Z 23. 18.
- Otto von Dewitz (Familien Nr. 475). Brustbild rechtshin, Augen zum Beschauer gewendet. Lithographie von A. Waldow. Unterschrift: "Lith. A. Waldow, Berlin Druck F. W. Schmidt." Original in Meesow.
   L. Wagner, Familiengesch. v. Dewitz, 1868, Nr. 306, S. 473, Tafel. Paul Gantzer, Familiengesch. v. Dewitz, 1918, Band III, Tafel 19, links. 15.
- \* 12. Eckhard Unger, Brustbild linkshin, Ölbild von Walther Günteritz, 1937. Unterschrift: "Walther Günteritz 12. X. 1937." Kürschner, Deutscher Gelehrtenkalender, 1961, Spalte 2138 f.

#### K

- Schloß in Kassel, Radierung zur Einleitung als Kopf. Unterschrift: signiert: "W. Unger". H: 0,045; B: 0,083 m.
   David von Apell, "Cassel und die umliegende Gegend", Cassel, 1792, S. 1.
   Vorwort vom 23. II. 1792. Exemplar in Marburg, Universitätsbibliothek. Müller und Singer, Allg. Künstler-Lexikon IV³, 1901, S. 464: "Radierte landschaftliche Vignetten und Ansichten aus der Kasseler Gegend. III, Hoffmeister. Weitere Radierungen daraus s. K 2 6. 1.
- 2. Paradeplatz in Kassel, Radierung, Kopf zum 1. Abschnitt. H: 0,046; B: 0,086 m. D. v. Apell, a. a. O. S. 7. 1.
- 3. Wilhelmsbrücke in Kassel, Radierung, Kopf zum 2. Abschnitt, H: 0,046; B: 0,083 m. D. v. Apell, a. a. O. S. 41. 1.
- 4. Friedrichsplatz in Kassel, Radierung, Kopf zum 3. Abschnitt, H: 0,046; B: 0,084 m. D. v. Apell, a. a. O. S. 44. 1.
- 5. Orangerie in Kassel. 2 Türme am Wald, Kopf zum 4. Abschnitt, H: 0,047; B: 0,083 m. D. v. Apell, a. a. O. S. S. 88. 1.
- 6. Weissenstein, Seitenflügel des Lustschlosses, jetzt Wilhelmshöhe, Kopf zum 5. Abschnitt, H: 0,08; B: 0,085 m. D. v. Apell, a. a. O. S. 99. 1.
- \* 7. Teufelsbrücke auf dem Weissenstein bei Kassel, Kupferstich. Signiert: "Die Teufelsbrücke auf dem Weissenstein Wil. Unger fec. 1795." Kupferstichkabinett Berlin, Neue Abt. 446 133. Vgl. III. Hoffmeister. 1; 18.
  - 8. Grotte des Pluto der Kaskade in Weissenstein, bei Kassel. Radierung, signiert: "U Vue de la grotte de Pluton de la cascade à Weissenstein" III, Nagler. Hoffmeister. 1.
  - 9. Liegende Kuh, rechtshin, Radierung, quer 12°. III, Nagler, Mon. Nr. 956, 3. 1.
  - 10. Kamel mit seinen Jungen, Radierung. III, Hoffmeister. 1.
- \* 11. Schloß Weissenstein bei Kassel, Kupferstich nach dem Gemälde von Ludwig Strack. Unterschrift: "Ansicht des Fürstl. Schlosses zu Weissenstein von der Morgenseite. L. Strack pinx. W. Unger 1795." H: 0,31; B: 0,43 m, Bremen, Kunsthalle. T B, XXXII, S. 144, 1.
  - 12. Landschaft, Kupferstich nach Jan van der Meer van Delft, Kassel, Staatliche Kunstsammlungen. 1.
  - 13. Brustbild eines Bauern, der Münzen betrachtet. Kupferstich nach Adriaen van Ostade. Signiert: "W. Unger". III, Hoffmeister. Weigel, Nr. 25 115.
- \* 14. Tierdrama von Paul Potter, Skizze dazu: Aufhängen der Jagdhunde Zubereitung des Scheiterhaufens für den Jäger. 1804, Hamburg, Kunsthalle, Vgl. K 15. 1; 4.
  - 15. Desgleichen, Skizze zum Gericht über den gefangenen herangeführten Jäger durch den Löwen. 1804. Hamburg, Kunsthalle. Vgl. K 14. 1; 4.

- \* 16. Desgleichen, wie K 15, aber mit Licht und Schatten ausgeführt, 1804. Groß quer roy. Folio 4°. Signiert: "P. Potter pinxit W. Unger aqua forti 1804." Berlin, Kupferstichkabinett, Neue Abt. B-Format. III, Wieland. Heller-Andresen. Nagler. Meusel. Weigel, Kunstkatalog, 1843, S. 59, Abt. 8, Nr. 8811. Wien, Albertina V, Holl. Schule II, Section Suppl. 4, Nr. 19, Kasten 13, oben. 1; 4.
  - 17. Viehweide, nach Paul Potter, Kupferstich, Kassel, Staatl. Kunstsammlungen. 1.
  - 18. Eber, von vier Hunden angefallen, Kupferstich nach Paul Potter, und zwar nach dem Kupferstich von Markus de Bye, quer 8°. Signiert: "Unger fec." III, Nagler, Mon. Nr. 956, Nr. 4. 1.
  - 19. Villers, Ch de, Porträt, Kupferstich, nach Tischbein (?). II, 2. II, 4. M 4. III, Landsberger, S. 215, Nr. 10. Kat.-Nr. 102. 3.
  - 20. Homer, nach Antiken gezeichnet von Wilhelm Tischbein, mit Erläuterungen yon Christian Gottlob Heyne, Göttingen, Heinrich Dieterich, 1801 - 1802 (!), vgl. Vorrede zum II. Band (S. III), I. Band, 6 Hefte. - II. Band, Stuttgart, Tübingen, J. G. Cotta, 1821 — 1823, 3 Hefte mit Erläuterungen von Ludwig Schorn und Fr. Creutzer. Im 3. Heft ist das vom Grafen Choiseul-Gouffier in Lesbos entdeckte archaische griechische Marmor-Relief in einer Zeichnung abgebildet und diese durch Charles de Villers an Wilhelm Tischbein übersandt worden: Agamemnon, linkshin sitzend, und hinter ihm sein Herold Thalthybios und der Erbauer des trojanischen Pferdes, Epeos, stehend, und ihre Namen mit archaischen Buchstaben beigeschrieben. Unger sollte hiervon eine Kopie für Heyne machen (1801), vgl. Kapitel 3. Die Zeichnung im II. Bande, Heft 3 trägt die Signatur "gest. v. J. Felsing jun.", ist jedoch gegenüber dem Originalrelief, das sich nach der "Description des Antiquités du Musée Royal" in Paris (Verfasser: Visconti, 1820, Nr. 608) befand, recht mäßig. Das Werk des Grafen Choiseul-Gouffier, Voryage pittoresque (1752 - 22. VI. 1817), der 1776 in den Orient reiste, erschien erst 1824. Durch Güte des Herrn Dr. Massiczek konnte ich das vollständige Homerwerk am 14. III. 1961 in der österreichischen Nationalbibliothek in Wien einsehen. II, 4. Vgl. M 2. 3; 16.
  - 21. J. F. Blumenbach, Professor, Brustbild, Kupferstich, vermutlich von W. Unger. Vgl. II, 1. M 1. III, Singer, Bildniskatalog, Nr. 8044, 45, Katalog von Diepenbrock-Grüter, Nr. 2379 2391 und 37 804. III, Oldenburg, Nr. 524. 3.
  - 22. Münster, Graf Ernst, Brustbild, Kupferstich, vermutlich von W. Unger: II, 5. 3.
  - 23. Amazonen, die zu jagen anfangen. Nur im Brief (II, 2) um 1801 erwähnt. Vgl. II, 21, 25 28, Ö 3. 3.
  - 24. Kuhweide am See, nach Friedrich Voltz (1817 1886), Staatliche Kunstsammlungen in Kassel (fraglich ob von Wilhelm Unger).
  - 25. Radierung: Älterer Herr, Brustbild in bürgerlicher Kleidung. H: 0,218; B: 0,147 m, rechts unten: "Sign." W. Unger sculps." Bau- und Kunstdenkmäler von Kassel, NF, Nr. 2, 1938, S. 55 (ohne Abb.) Schloß Arolsen.

L

- W. Tischbein, Brustbild, nach dem Selbstbildnis von 1810. H: 0,213; B: 0,14 m. Hamburg, Kunsthalle. — III, Landsberger, S. 215, Nr. 20, Katalog-Nr. 134 Oldenburg, Nr. 537, S. 72, vgl. hier das Titelbild-Olbildnis W. Tischbeins. 12.
- W. Tischbein, Kopf mit Schultern, linkshin, den Beschauer anblickend. Unterschrift: "W. Unger, 1824, Hamb. Steindr. W. Tischbein." Hamburg, Kunsthale. Sammlung: Frau Frieda Canzler, Dresden. H: 0,348; B: 0,245 m (Staatsarchiv Hamburg). III, Landsberger. Oldenburg, Nr. 538, S. 72.
   Vgl. E 1; 12; 20.
- \* 3. Voß, J. H., Dichter, nach W. Tischbein, 1826. Bildnis 1817 von Tischbein gemalt. Unterschrift: "Nach Wilh. Tischbein auf Stein von W. Unger 1826. Johann Heinrich Voß geb. d. 20n Febr. 1751 — gest. d. 29n März 1826. Hamb. privil.

Steindr." Berlin, Kupferstichkabinett, Neue Abt. 546 — 135. — II, 8.— Könnecke, Literaturgeschichte, S. 262 (Abb.). — III, Heussner. — Landsberger, S. 215, Nr. 21, Katalog-Nr. 156. — Nagler, Mon.-Nr. 956, Nr. 1. 12.

#### м

- 1. Blumenbach, J. F., Professor, Brustbild nach rechts, den Beschauer anblickend, mit wehendem Schlips, in Trollenhagen, Miniatur in Ol (?). Tradition auf Blumenbach, als Verwandten der Familie Grisebach. II, 1; K 21. 3.
- 2. Selbstbildnis. Brustbild nach rechts. Gesicht den Beschauer anblickend. Frische gesunde Gesichtsfarbe, dunkles Haar. Er hat dunklen Rock, beigefarbene Weste und weißes Halstuch. Die Finger der linken Hand lugen unter dem rechten Ellenbogen hervor. Er sitzt vor einer aufgestellten Kupferplatte, hat den Grabstichel in der rechten Hand. Links ein Postament mit der Homerbüste. Elfenbein, zerbrochen. Um 1800. Arbeit an dem Homerwerk Tischbeins. Neustrelitz, Schloß. II, 26, 31, 35. K 20. 3; 8; 10; 20.
  - 3. Graf Münster, Miniatur, vermutlich von W. Unger, um 1801. II, 2, 4, 5, K 22. 3.
  - 4. Villers, Ch. de, Brustbild, vermutlich von W. Unger, um 1801, Miniatur. II, 3 4, K 19. III, Singer, Bildniskatalog, Nr. 93 296, Band XIV, S. 307. 3.
  - 5. Wake, Anna, Gattin des Sir John Sheffield. Elfenbein. H: 0,073; B: 0,064 m. Viereckiger Ausschnitt, Kopie nach Van Dyck's Ölbild im Haag, Königl. Museum. Braune Augen und braunes Haar, dunkelgraue Seide. Signiert: "W. U. 1809". Berlin, Kaiser-Friedrich-Museum (M 210). Künstlermonographie Van Dyck, Abb. 225. 2; 5.
  - 6. Sitzende Frau, 1812. Kunstausstellung Paris 1812 (III, Paris). 5.
- Junger Mann, Brustbild, oval, linkshin, dunkelgrüner Flauschrock, schwarzes Haar, braune Augen. 1814. Elfenbein, Miniatur. H: 0,096; B: 0,078 m. Signiert auf der Rückseite: "W. Unger 1814". Berlin, Kaiser-Friedrich-Museum (M 335). Katalog, Gemälde, S. 552. 2; 5.
- 8. Junge Dame, Brustbild, 1814. Elfenbein, linkshin gewendet, Augen den Beschauer ansehend. Graue Augen, dunkelblondes Haar, rotbrauner Schal, rotgrünblaue Stickerei. Signatur (in Rot): "W. Unger 1814". Im Hintergrunde Palast (Louvre) mit Reiterstatue Heinrichs IV. auf dem Pont Neuf. Links vorn Säulenunterteil. Vorn rechts dunkler Vorhang im Bogen nach rechts unten herabhängend, den Blick freilassend. Berlin, Kaiser-Friedrich-Museum (M 209). H: 0,099; B: 0,08 m. Viereckiges Bild. Katalog, 1931, S. 549. 2; 5.
- \* 9. Junges Mädchen, Brustbild linkshin, vor Säulenfuß mit Vorhang, rechtshin, Augen den Beschauer anblickend. Signatur: links vorne in Rot: "W. Unger 1815". Frau hat graue Augen, braunes Haar, Kleid aus schwarzem Samt, karminrotes Tuch. Elfenbein, oval. H: 0,088; B: 0,074 m. Wohl Hedwig Suden, die Braut des Künstlers. Berlin, Kaiser-Friedrich-Museum, Kat. S. 545 (M 31), II, 16. Z 25. 2; 6; 10.
  - Junges Mädchen, Brustbild, oval. Lila Kleid mit Überwurf. Dieselbe Dame wie M 9. Elfenbein? H: 0,082, B: 0,067 m. Unsigniert, wohl Hedwig Suden, die Braut des Künstlers. Berlin, Kaiser-Friedrich-Museum, Katalog, Gemälde, 1931, S. 545 (M 31a), Mosner 239. II, 16, M 9, Z 25. 2; 6; 10.
- \* 11. Luise Unger-Tischbein, die Mutter des Künstlers, um 1800. Brustbild, oval. Rechtshin gewendet, Blick zum Beschauer. Braune Haare, graue Augen. Dunkelgraues Umschlagtuch. Hintergrund hellgrau. Elfenbein, H: 0,064, B: 0,052 m. Rückseite mit Schrift: "Louise Unger geb. Tischbein, Mutter von Professor Wilhelm Unger, Schwester v. Direktor Tischbein". Besitz: Eckhard Unger. 3; 6.
  - Ida, Fürstin von Schaumburg-Lippe. Elfenbein, Goldmedaillon, 1816. H: 0,065;
     B: 0,052 m. Signatur: "W. Unger 1816". Brustbild rechtshin, Gesicht dem Beschauer zugewandt. Weißes Kleid mit türkischem Schal. Rückseite von M 13. Sammlung: Fürst von Schaumburg-Lippe. III, Brinckmann, Nr. 667. 3; 6.

- 13. Georg Wilhelm von Schaumburg-Lippe. Elfenbein, Goldmedaillon, 1816. Oval, H: 0,065; B: 0,052 m. Brustbild in blauem Rock mit weißer Weste und Halsbinde, zwei Ordenssterne und Ordensband. Vorderseite von M 12, signiert: "W. Unger 1816". Sammlung wie M 12. III, Brinckmann, Nr. 667. 3; 6.
- Ida, Fürstin von Schaumburg-Lippe. Elfenbein, Goldmedaillon, 1816. Oval. H: 0,061; B: 0,051 m. Signiert: "W. Unger 1816". Brustbild rechtshin, weißes Kleid mit türkischem Schal. Sammlung wie M 12. III, Brinckmann Nr. 668 und Abbildung. — Cicerone. — Sigfrid Steinberg, Bibliographie zur Geschichte des deutschen Porträts: Historische Bildkunde I, Nr. 50. 3; 6.
- Preußischer General, Brustbild. Elfenbein, oval. 1817, H: 0,041; B: 0,033 m. Signiert: "W. Unger 18(1)7". Blaue Uniform mit rotem, goldbesticktem Kragen und zahlreichen Orden. Sammlung: Frau Alexandrine Brusselle, Graz. III, Schidlof. 6.
- 16. Charlotte Luise, Prinzessin von Sachsen-Hildburghausen (Altenburg), geboren 1791, vermählt mit Herzog Wilhelm von Nassau, 1813, gestorben 1825. H: 0,098; B: 0,072 m. Elfenbein. Signiert: "W. Unger 1817". Sammlung: Dr. Albert Figdor, Wien. Miniaturen-Ausstellung, Wien, 1905, Nr. 1331, S. 159. 6.
- 17. Junges Mädchen, um 1817, ehemals Besitz: Eckhard Unger. 6.
- 18. Junges Mädchen, um 1817, desgleichen. 6.
- 19. Adelheid, Großherzogin von Oldenburg (1800 1820). Elfenbein, Lederetui mit Stellrahmen. H: 0,087, B: 0,07 m. Signiert: "W. Unger" um 1817. Brustbild rechtshin, blaues Kleid mit türkischem Schal. Hintergrund grüner Vorhang und Säule. Sammlung wie M 12. III. Oldenburg Nr. 403. Brinckmann, Nr. 669. 6.
- \* 20. Mädchen mit Stieglitz auf dem linken Zeigefinger. Pergament, Gouache. H: 0,103; B: 0,088 m. Oval. Das Kind hat blaues Kleid, schwarzen Gürtel, graue Augen, die den Beschauer anblicken, goldblondes Haar. Es wendet sich rechtshin. Hintergrund: Säule mit Vorhang. Ausblick auf See mit Halbinsel und weißem Pavillon. Waschspülhaus 1820 von Buttel gebaut. Die Fleischteile und die Haare sind hinten mit Silber unterlegt, so daß vorn Glanz entsteht. Signiert auf dem Säulenfuß: "Unger". Sammlung: von Dewitz, Kölpin. Aus dem Besitz von Fräulein von Molière (1834 1917), die wahrscheinlich dargestellt ist. Dann etwa 1840 gemalt. Ihre Schwester war Frau Marie von Michael-Ihlenfeld (1833 1913). 10; 15.
  - 21. Junge Dame, Elfenbein in grünem Lederetui. H: 0,068, B: 0,055 m, oval. Brustbild in Weiß mit graublauen Schleifen. In der Flechtkrone ein Schiltpattkamm. Um 1817. Signiert: "Unger pinxit". Sammlung: Leopold O. H. Biermann, Bremen. III, Brinckmann, Nr. 670. 6.
  - 22. Kind, Porträt, 1828. III, Berlin, 1828, Nr. 487, S. 49. 15.
- \* 23. Jüngling. Elfenbein, viereckig. Brustbild, linkshin, Augen linkshin. Lockenhaare. Hinter ihm Buchenstamm und rechts Blick durch den Wald. Wahrscheinlich = W. Unger (II), um 1834. Neustrelitz, Schloß. Vgl. O 25. 10; 15.
  - 24. Wilhelmine, Gräfin von Münster, geb. Gräfin von Schaumburg-Lippe (1783 bis 1858). Brustbild rechtshin, in weißem Kleid und weißem Schal. Lockenfrisur mit Flechtenkrone. Elfenbein im viereckigen Metallrahmen mit blau- und goldbemalten Flächen. Oval H: 0,065; B: 0,043 m. Unsigniert, vielleicht von W. Unger. Sammlung wie M 12. III, Brinckmann, Nr. 778. 3.
  - 25. Ovale Form, Büste, Junges Mädchen, um 1810, linkshin, Gesicht von vorn, Haar: dunkelbraun, Augen: hellbraun, Haut: weiß, Wangen und Lippen: leicht rot, Kleid: schneeweiß, H: 0,08; B: 0,065 m, Besitz: Frau Sabina Çelikmen, Smyrna, geborne Unger.
- \* 26. Ovale Form, Junges Mädchen, Dorothea Unger, Frau des Künstlers, um 1821. Brustbild linkshin, Kopf dreiviertel Profil nach links, rechts unten Unterschrift: D. Unger. — Haar: braunschwarz, Augen: braun, Haut: bräunlich, Lippen und

- Wangen: rot, Kleid: weiß, Schal: hell purpurrot, H. 0,06; B: 0,045 m, Besitz: Frau Sabina Çelikmen, geborne Unger.
- 27. Mehrere Porträts in Miniatur: Paris 1814: "Explication des ouvrages de peinture, sculpture etc. exposées au Musée Royal des Arts, le 1<sup>r</sup> novembre 1814, S. 136 (supplément, peinture), Salon VIII, Unger, Nr. 1397, plusieurs portraits en miniature." Mitteilung von A. Scharr, 1960.
- 28. Porträt, Prinz (?), Brustbild, Sammlung Max Lang, Berlin. Mitteilung von Frau Irene Stark-Werk.
- 27. Mehrere Porträts in Miniatur. Paris, 1814: "Explication des ouvrages de peinture, sculpture etc., exposés au Musée Royal des Arts, le 1<sup>r</sup> novembre 1814, S. 136 (supplément peinture), Salon VIII, U n g e r , Nr. 1397, plusieurs portraits en miniature." (Mitteilung von A. Scharr, 1960).
- 28. Porträt, Prinz (?), Brustbild, Sammlung Max Lang, Berlin, (Mitteilung von Frau Irene Stark-Werk, Neubrandenburg).
- \* 29. Miniature, Oval, Gouache. H: 0,075; B: 0,062 m. Brustbild, linkshin. <sup>3</sup>/<sub>4</sub> Profil des rasierten Kopfes, strähniges Haupthaar. Rock dunkelblau, weiße Weste, Vatermörder, weiße Binde, linkshin wehend. Signiert: "W. Unger 1815". Kupferstecher Kristian Didrik Forsell (1777 1852), Professor der Kunstakademie in Stockholm 1817. Publikationsleitung der "Description de l'Égypte". Vgl. T. G. Rudbeck, "Forsell, den siste (letzte) Kopparstickaren (Kupferstecher)", 1861. Sammlung Kamrer Forsell, in Flen (1925). Nach "Svenska Porträttarkivet" des Schwedischen Nationalmuseums, Stockholm, Nr. 1925 1254. (Mitteilung von Benkendorf 1962.) Gegenstück von M 30.
- \* 30. Miniatur, oval, Gouache, H: 0,08; B: 0,065 m. Brustbild der Frau Sofia Kristina Forsell, geborene von Seyerlein (1780 1855). Rechtshin, Gesicht <sup>3</sup>/<sub>4</sub> Profil, Haarlocken seitlich, oben Zopfknoten, auf dem Scheitel aufgesetzt, schwarz vgl. M 9 (Teil I, S. 24). Schwarzes Kleid mit weißem Aufschlag. Weiße Halskrause. Signiert: "W. Unger, 1814". Sammlung wie M 29. Registriert wie M 29; Nr. 1925 1253. Gegenstück zu M 29. (Mitteilung Benkendorf 1962.)
- \* 31. Miniatur, oval, Gouache, H: 0,091; B: 0,071 m. Brustbild eines rasierten Herrn, Gesicht <sup>3</sup>/<sub>4</sub> Profil, schwarzes, lockiges Haar. Vatermörder, weiße Binde, rechtshin verschoben. Blauer Rock. Signiert, Bildseite rechts: "W. Unger, 1825". Das W mit Schnörkel am Anfang und am Ende, wie bei E 2 (Teil I, S. 27). U mit Anfangsschnörkel. Das "r" ist verschieden von dem des Jahres 1819, da 1825 in Neustrelitz, später wohl verändert. Die Augen sind gut ausgeführt mit Pupille und weißem Lichttupfen. Sammlung Kammerherr C. v o n W ä stfelt (1922), in Stockholm. Registriert wie M 29, Nr. 1922 1169. Johannes Schubach, Gutsbesitzer in Göteborg (Daten unbekannt). Vgl. M 32 (seine Frau). (Mitteilung Benkendorf, 1962.)
- \* 32. Miniatur, oval, Gouache, H: 0,091; B: 0,071. Frau, Brustbild, rechtshin (!), Gesicht <sup>3</sup>/<sub>4</sub> Profil. Haar in der Mitte gescheitelt. Haarknoten, schräg aufwärts nach hinten aufgesetzt. Augen ohne weißen Lichttupfen, wohl nicht vollendete Arbeit, auch kein Gegenstück zu M 31. Rosaweißes Kleid mit gelbgoldner Draperie. Signiert: "W. Unger, 1825" (wie M 31). Gattin von Johannes Schubach, geborene Euphrosyne Francke (Daten unbekannt). Sammlung Kammerherr C. von Wästfelt (1922), in Stockholm. Registriert wie M 29, Nr. 1922 1169 (!). (Mitteilung Benkendorf, 1962.)

О

- 1. Heilige Caecilie, Kopf, Kopie nach Raffael, Leinewand. Besitz: Ida Schinn, Neubrandenburg. 7; 16.
- 2. Desgleichen, Gesamtbild. Leinewand. H: 0,66; B: 0,42 m. Besitz Addy Freifrau von Wenckstern, geb. von Engel-Eichhorst, Neustrelitz. 7; 16.
- 3. Amazonenbild, um 1800, nur in Briefen erwähnt. II, 2, 21, 25 28. 3; 16.

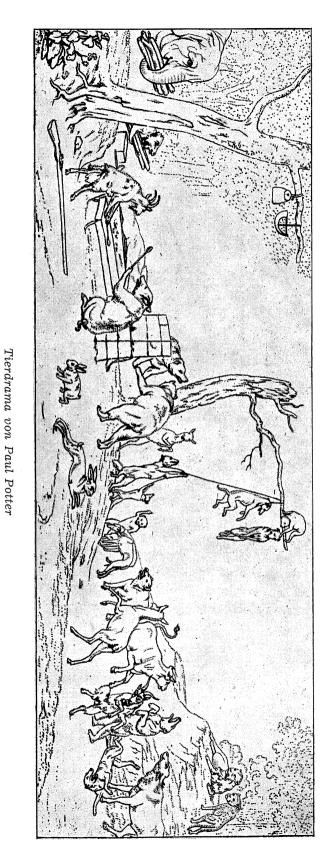
- 4. Selbstbildnis von W. Unger. Nur im Brief erwähnt. Besitz: Heinrich Diehl, Zeilbach. II, 37 38. 10; 19.
- \* 5. Dorothea Unger, Gattin des Künstlers, 1825, datiert. Brustbild linkshin. Gesicht zum Beschauer gewendet. Blaues Samtkleid, türkischer Schal mit weißroter Kantenstickerei. Besitz: Eckhard Unger. Ehemals Besitz: Spalding. 10.
- 6. Georg, Großherzog von Mecklenburg-Strelitz. Um 1825. Brustbild nach links, Kopf zum Beschauer, rechte Hand im Rockschlitz. Im Hintergrund, rechts: Säule, links Tiergarten mit Hirschportal. Hohenzieritz, Schloß. 15.
  - Landender Kahn mit jungem Manne und zwei Mädchen, Netze ziehend. Nach der Zeichnung gefertigt (Z 17). — Original im Parkhaus, Neustrelitz, Großherzogl. Besitz, 1937. H: ca. 1 m, B: ca. 1,50 m. 17.
  - 8. Erntelandschaft, um 1830. Größe etwa wie O 7. Besitz: Frau Müller-Crepon. Neustrelitz, 1937. 18.
- Buttel, Friedrich, Baurat, um 1830, Brustbild rechtshin, Gesicht zum Beschauer gewandt, rechte Hand mit Zirkel. Neustrelitz, Schloß. Meckl. Monatshefte III, 1927, S. 246 (Abb.). — a. a. O. IX, 1933, S. 233, Konrad Hustaedt. — Das Bildnis in Mecklenburg, Kunstverein Rostock, 1934, S. 5 (Abb.). Vgl. O 35. 15.
  - 10. August von Oertzen, Staatsminister, um 1830, Brustbild, vgl. E 3. H: 0,515; B: 0,45 m. Besitz: Frau von Wenckstern, Warnemünde. 15.
- \* 11. Theodor von Scheve, auf Canzow, Kammerdirektor, Brustbild, oval. H: 0,65, B: 0,54 m. Bild rechtshin, Gesicht zum Beschauer. Besitz Frau Addy von Wenckstern, geb. von Engel-Eichhorst, Neustrelitz. Vgl. E 8. 15.
  - Segnender Christus, Altarbild in Wulkenzin bei Neubrandenburg, seitlich je zwei Evangelisten übereinander. Vor bergiger Landschaft der über einem Dunststreifen unten schwebende segnende Christus. Signiert: "W. Unger 1831". III, Wulkenzin. Krüger, Kunst- und Geschichtsdenkm. Meckl.-Strelitz, I, 3, Wulkenzin. 16; 20.
- \* 13. Budler, Pastor, Carl, um 1835, rechtshin oval, im viereckigen Rahmen. Blick zum Beschauer mit Brille. H: 0,32, B: 0,27 m. Oval: H: 0,295, B: 0,255 m. Besitz: Ida Schinn, Neubrandenburg. Vgl. Ö 14. 9; 10.
- \* 14. Budler, Charlotte, Frau des Pastors, um 1835. Brustbild, linkshin mit Haube, Blick zum Beschauer. H: 0,32, B: 0,27 m, oval: H: 0,295, B: 0,255 m. Besitz: Ida Schinn, Neubrandenburg. Vgl. O 13. 9; 10.
- \* 15. August Schmidt, sog. "Piepschmidt", um 1837, Brustbild, Dreiviertelprofil, Arme über der Brust verschränkt, wehender Schlips, Augen zum Beschauer. H: 0,305, B: 0,26 m. Neubrandenburg, Palais-Museum. Nr. 42, Sammlung Schmidt, Nr. 2550. Abbildung im Saal: Führer von Neubrandenburg, 1925, S. 34. 15.
- \* 16. St. Georg, den Drachen tötend, um 1825. Von linksher zu Pferde sprengend, im Harnisch und Helm, mit der Lanze den sich aufbäumenden geflügelten Drachen in die Brust stoßend. Am Meeresufer, hinten rechts ein Schiff (Kahn). Rundbild im viereckigen Rahmen. Neustrelitz, Schloß. 16; 20.
- \* 17. Junges Mädchen, Familie des Amtsgerichtsrats Horn. Brustbild, linkshin, Gesicht zum Beschauer. Um 1840. Hinten Vorhang, links geöffnet zum Fenster (?). Oval im viereckigen Rahmen. Besitz: Amtsgerichtsrat Horn, Neustrelitz. Vgl. I, 18. 10; 15.
  - 18. Junge Frau, Familie von Horn, um 1840. Brustbild von vorn gesehen. Gazehaube, viereckiger Rahmen. Besitz: Amtsgerichtsrat Horn, Neustrelitz. Vgl. I, 18. 10: 15.
  - 19. Selbstbildnis im Fuchspelz. Sammlung Unger, um 1840. 10.
- \* 20. Selbstbildnis, 1842, datiert und signiert. Brustbild, rechtshin, Blick zum Beschauer, wehender Schlips. Samtkragen. Besitz: Eckhard Unger. 10.
- \* 21. Dorothea Unger, Gattin des Künstlers, datiert und signiert, 1843, Gegenstück zu O 20. Brustbild, linkshin, Blick zum Beschauer, mit Haube und Spitzenkragen. Besitz: Eckhard Unger. 10.

- 22. Friedrich Wilhelm, Erbgroßherzog und Augusta Caroline von England, Brustbilder, 1843 (Vermählung). Neustrelitz, Schloß. Vgl. S 4. 15.
- \* 23. Piper, Anton, Bildnis in halber Figur. 1847. Sammlung Piper-Buhl, Deidesheim. Signiert: "W. Unger 1847". Vgl. Ö 24; jetzt Margarete Brunswig, Düsseldorf. 15.
- \* 24. Piper, Mathilde, Gattin von Anton Piper, nebst Sohn Carol und Tochter Mathilde. Ö 23. Signiert: "W. Unger 1848". Sammlung Piper-Buhl, Deidesheim. Jetzt Margarete Brunswig, Düsseldorf. 15.
- \* 25. Wilhelm Unger (II), Brustbild, 1848, rechtshin. Blick zum Beschauer, wehende Halsbinde. Oval im viereckigen Rahmen. Besitz: Eckhard Unger. Vgl. O 26. — M 23. Signiert und datiert. 10.
- \* 26. Maria Unger geb. Lehste, Gattin von Wilhelm Unger (II), 1848. Brustbild, linkshin. Oval im rechteckigen Rahmen. Im Hintergrund: Park mit Pfeilereinfassung. Blick zum Beschauer hinwendend. Besitz: Eckhard Unger. Signiert und datiert. Vgl. O 25 und 27. 10.
  - 27. Dieselbe, Brustbild rechtshin, Blick zum Beschauer. Hinten Vorhang, der rechts unten den Blick auf den Tiergarten mit Hirschportal in Neustrelitz freiläßt. Um 1848. H: 0,54, B: 0,47 m. Besitz: Sabina Çelikmen-Unger in Smyrna. 10.
  - 28. Lenzerwische, Gutshaus der Pachtung von Wilhelm Unger (II). Um 1848. Besitz: Eckhard Unger. 18; 19.
  - 29. Herzog Georg von Mecklenburg-Strelitz und Katharina von Rußland. 1851 (Vermählung). Brustbilder. Neustrelitz, Schloß. 15.
  - 30. Wilhelm Unger (III), als Knabe, um 1854, Brustbild im Rund, rechtshin, Gesicht zum Beschauer. Rahmen viereckig. H: 0,30; B: 0,294 m. Besitz als Kopie: Eckhard Unger. Vgl. O 31. 10.
  - 31. Derselbe, als Knabe, um 1854, Brustbild, rechtshin, Gesicht blickt den Beschauer an. Vierckig. H: 0,45, B: 0,35 m. Besitz: Sabina Çelikmen-Unger, Smyrna. 10.
  - 32. Adolph von Dewitz (Familiennummer 496). Oval. Brustbild, rechtshin, Schlips wehend, sehr lebendig und ausdrucksvoll. Wohl von W. Unger stammend. Bild in Krumbeck. Gantzer, Fam. v. Dewitz, III, Tafel 18, links. 15.
  - 33. Otto von Dewitz (Familiennummer 497). Rechteckig, Brustbild, Augen matt. Unsicher ob von W. Unger. Bild in Krumbeck. Gantzer, III, Taf. 20, links. Sellmer, Nr. 129. 15.
  - 34. Hermann von Dewitz (Familiennummer 548). Viereckig. Brustbild, rechtshin. Ausdrucksvoll wie das Bild von Buttel (Ö 9) mit wehender Halsbinde, Bild in Meesow. Gantzer, Fam. v. D. III, Tafel 17, links = Wegner Nr. 326. 15.
  - 35. Buttel, Friedrich Wilhelm, Baurat. Oval, Halbfigur, rechtshin. Bild in Trollenhagen. Ungewiß, ob Darstellung von Buttel und auch ob von W. Unger gemalt. Vgl. O 9. 15.
  - 36. Junges Mädchen, Familie Horn, Brustbild, linkshin, Gesicht zum Beschauer gewandt. Hals offen. Unsicher ob von W. Unger. Besitz: Amtsgerichtsrat Horn, Neustrelitz. I, 18. 10; 15.
  - 37. Junges Mädchen, Familie Horn. Brustbild, Hals mit Kragen, Gesicht zum Beschauer gekehrt. Unsicher ob von W. Unger gemalt. Besitz: Amtsgerichtsrat Horn, Neustrelitz. I, 18. 10; 15.
- \* 38. Hermann Bahlcke, Hofrat, Regierungssekretär, Neustrelitz, um 1845, unsigniert, nach Überlieferung Bahlcke; Brustbild, Dreiviertelprofil linkshin. H: 0,50 m; B: 0,48 m. Haar: grau; Augen: blau; Kleid: dunkel; Besitz: Ehrenfried Bahlcke, Hermannsburg, Hannover.
- \* 39. Pauline Bahlcke, Ehefrau von Hermann Bahlcke, Gegenstück zu Nr. 38. Profil Dreiviertelansicht, rechtshin. H: 0,50 m; B: 0,48 m; Haar: dunkel; Augen: blau; Haube: hell; Schleife: rechtshin wehend. Spitzenkragen: weiß. Besitz: Ehrenfried Bahlcke, Hermannsburg, Hannover.



Junges Mädchen der Familie Horn Neustrelitz, um 1840

Ölgemälde von W. Unger (Ö 17)



Danach Skizze von W. Unger: Aufhängen der Jagdhunde und Zubereitung des Scheiterhaufens für den Jäger. 1804. Hamburg, Kunsthalle. (K14)

- 1. Porzellanmalerei auf einer Tasse (?). Geschenk der Gemeinde Pasenow an den Großherzog. Mitteilung von Konrad Hustaedt. Gemalt von W. Unger. 18.
- 2. Porzellanmalerei. Ansicht der Stadt Woldegk, von Süden gesehen. Vielleicht auch von W. Unger. Unsigniert. - Kunst- und Geschichtsdenkm. Meckl.-Strelitz I, 2, S. 193 (Abb.). (Krüger). Vgl. Z 9 - 11. 18.

79 Silhouetten in Neustrelitz, Schloß, mit Beischriften. 11.

- 1. Georg, "S. Königliche Hoheit Georg Großherzog von Mecklenburg", Meckl. Monatshefte IX, 1933, S. 235 (Abb.). Vgl. O 6. 11.
- 2. Maria, "Ihre Königliche Hoheit Maria Großherzogin von Mecklenburg", Meckl. Monatshefte IX, 1933, S. 235 (Abb.). 11.

3. Luise, "Prinzessin Louise v. M. St." 11.

4. Friedrich, "Erbgroßherzog Friedrich von Mecklenburg, K. H." Vgl. Ö 22. 11; 15.

5. Caroline, "Prinzessin Caroline von Mecklenburg. H." 11.

6. Georg, "Prinz Georg von Hessen Darmstadt". 11.

7-79 alphabetisch; gemäß ihren Beischriften.

- 7. Gräfin von Bassewitz-Schlitz
- 8. Ober-Jägermeister von Behmen
- 9. Frau von Behmen
- 10. Frau von Bonin
  - 11. Frau von Bülow
  - 12. Fräulein von Dallwitz
- 13. Kammerdirektor von Dewitz
- 14. Frau von Dewitz
  - 15. Regierungsrath von Dewitz
  - 16. Frau von Dewitz
  - 17. Auditor von Engel
  - 18. Kammerherr von Fabrice
  - 19. Frau von Fabrice
  - 20. Herr von Graeffe
  - 21. Frau von Graeffe
  - 22. Fräulein Louise von Graeffe
  - 23. Kammerherr von Graevenitz
  - 24. Fräulein von Gundlach
  - 25. Fräulein von Günderode
- 26. Prälat von Heiden-Linden
- 27. Frau von Heiden-Linden
- 28. Fräulein Ida von Heiden
- 29. Fräulein von Hesberg
- 30. Geheimer Medizinalrat von Hieronymi
- 31. Fr. von Hieronymi
  - 32. Emma von Hieronymi
  - 33. Frau von Hobe
  - 34. Fräulein Charlotte von Hobe
  - 35. H. von Jasmund
  - Frau von Jasmund
  - 37. Hofmarschall von Kamptz
  - 38. Kammerherr & Kammer-R. von Kamptz
  - 39. Landrost von Kamptz
  - 40. Major von Kamptz
  - 41. Frau von Kamptz
  - 42. Fräulein Florine von Kamptz

- 43. Fräulein von Ludwiger
- 44. Major von Malschitzky
- 45. Frau von Malschitzky
- 46. H. von Maltzahn
- 47. Frau von Maltzahn
  - 48. Legationsrath Matthei
  - 49. Frau Oberhofmeisterin Gräfin von Melck
  - 50. Schloßhauptmann von Monroy
  - Auditor von Normann
  - 52. Frau von Normann
  - 53. Staatsminister von Oertzen. Vgl. E 3; Ö 10. 14; 15.
  - 54. Frau von Oertzen 14; 15
  - 55. Frau Landmarschallin von Oertzen 14; 15
  - 56. Frau Landräthin von Oertzen 14; 15
  - 57. Auditor von Oertzen (I) 14; 15
  - 58. Auditor von Oertzen (II) 14; 15
  - 59. Fräulein Adolphine von Oertzen 14; 15
  - 60. Frau von Plessen
  - 61. Hauptmann Graf von Rantzow
  - 62. Gräfin von Rantzow
  - 63. Geheimrat von Scheve
  - 64. Frau von Scheve
  - 65. Kammerherr von Scheve. Vgl. E 8; Ö 11
- 66. Frau von Scheve
- 67. Landrost von Scheve
- 68. Frau von Scheve
- 69. Fräulein Charlotte von Scheve
- 70. Fräulein Friederike von Scheve
- 71. Fräulein Louise von Scheve
- 72. Oberkammerherr von Schmalensee 11
- 73. Fräulein von Schmalensee
- 74. Oberstlieutenant von Wenckstern
- 75. Frau von Wenk(!)stern
- 76. Hauptmann von Zülow
- 77. Frau von Zülow
- 78. Fräulein Auguste von Zülow
- 79. Fräulein Wilhelmine von Zülow

- Broda mit Belvedere bei Neubrandenburg. Skizzenbuch von 1837, auf dem Titelblatt signiert, mit 16 Zeichnungen (hier Z 1 — 16) auf 13 Blättern mit Bleistift gezeichnet. Auf Blatt 1. Neustrelitz, Schloß. 18.
- 2. Feldberg, auf Blatt 2. 18.
- 3. Fürstensee, Beischrift: "Fürstensee", oberer Teil von Blatt 3. 18.
- 4. Feldberg, "Amt Feldberg", unterer Teil von Blatt 3. 18.
- 5. Prillwitz mit der Lieps. "Prillwitz". Oberer Teil von Blatt 4. Die Ansicht ist von den Hellbergen bei Usadel genommen, ebenso die Fortsetzung in Z 6 (unterer Teil von Blatt 4). 18.
- 6. Neubrandenburg mit dem Tollensesee. "Neubrandenburg", unterer Teil von Blatt 4, vgl. Z 5. 18.
- 7. Neubrandenburg, Stargarder Tor von außen, "Das Stargarder Thor von Neubrandenburg gegen SO". Auf Blatt 5. 18.
- 8. Burg Stargard. Die Turmspitze ist 1823 durch Buttel aufgesetzt. "Burg Stargard geg. SW." Blatt 6. Vgl. Z 16. 18.
- 9. Woldegk, das Brandenburger Tor von außen. "Das Brandenburger Thor von Woldegk von außen geg. W." Blatt 7, oben. Kunst- und Gesch.-Denkm. Meckl.-Strelitz, I, 2, S. 197 = MSH I, 1925, S. 31. 18.
- Woldegk, Das Brandenburger Tor von innen. Unterer Teil von Blatt 7. "Dasselbe von innen." Kunst- und Gesch.-Denkm. I, 2, S. 197, oben = MSH I, S. 31. 18.
- 11. Woldegk, Ansicht der Stadt mit Kirche links. Blatt 8. "Woldegk geg. W." Vgl. P 2. 18.
- 12. Strelitz, Gesamtansicht, Blatt 9. "Strelitz geg. SW." 18.
- 13. Wesenberg, Gesamtansicht. Blatt 10. "Wesenberg geg. SW." 18.
- 14. Neubrandenburg, vom Stargarder Berg aus gesehen. Blatt 11. "Neu Brandenburg."
- 15. Neustrelitz, Gesamtansicht; Blatt 12, "Neu Strelitz geg. SW." 18.
- 16. Burg Stargard, Ansicht der Burg, Vgl. Z 8; Blatt 13. "Burg Stargard geg. S." 18.
- \* 17. Kahnpartie, Bleistiftzeichnung. Landender Kahn mit jungem Herrn, der den Kahn am Ufer hält, indem er sich an einem Baumaste festklammert. Im Kahne, vorn und hinten, je eine junge Dame, die Fischnetz oder Ruder halten. Aus der Sammlung Konrad Hustaedt, geschenkt. H: 0,112, B: 0,17 m. Querformat. Vorbild zu O 7. Besitz: Eckhard Unger. 17.
  - Aquarellierte Zeichnung. Schloß in Neustrelitz mit Monopteros-Laterne, um 1824 aufgesetzt, vom Tiergarten aus gesehen. Vorn Hirsch und sechs Rehe. Um 1825. — Kunst- und Gesch.-Denkm. Meckl.-Strel. I, 1, S. 34 (Abb.) — MSH IX, 1933, S. 12 (Abb.). Neustrelitz, Schloß. 18.
- \* 19. Schloßkoppel, Neustrelitz, mit Pavillon und Guirlanden an den Bäumen. Aquarellierte Zeichnung, um 1825. — NZ 1912, Nr. 99, 104 (Hustaedt). — NZ, vom 22. XII. 1912 (Ein unbekannt gebliebenes Bild Wilhelm Ungers, Hustaedt). — MSH IX, 1933, S. 34 ff. (Hustaedt). Neustrelitz, Schloß. 18.
- \* 20. Schloß Neustrelitz, Blick auf den Tiergarten mit Schildwache, rechts im Hintergrunde das Portal mit den Bronzehirschen von Rauch, 1835 aufgesetzt. — MSH IX, 1933, S. 246 (Tafel). Aquarellierte Zeichnung. 18.
- \* 21. Paradeplatz mit Blick auf die Schloßstraße und den Rathausturm, der 1842 abgebrochen wurde. Aquarellierte Zeichnung. Um 1825. Gruppen von Personen im Vordergrunde. Rechts vorn Ecke vom Schloß. Schloßmuseum. 9; 14; 18.
- \* 22. Neustrelitz, Gesamtansicht über den Zierker See. Aquarellierte Zeichnung. Vorn sitzender zeichnender Maler, nebst zwei sitzenden Damen. Kühe in der Koppel. Um 1825. Neustrelitz, Schloßmuseum (= Schloß). 18.

- \* 23. Hohenzieritz, Park mit Luisentempel, der 1820 errichtet wurde. Aquarellierte Zeichnung in Hohenzieritz, Schloß. Um 1825. MSH X, 1934, S. 55 ff. E 10. 18.
- \* 24. Belvedere bei Neubrandenburg, Blick auf den Teetempel, der 1824 erbaut wurde, mit Ausblick auf die Stadt mit der Marienkirche mit alter Turmhaube, die erst 1841 als Spitze umgestaltet wurde. Vgl. Z 6, 7, 14. Um 1825. Vgl. II, 26, E 4 und 7. 18.
- \* 25. Hedwig Suden (?), die Braut des Künstlers, 1806 oder 1815. Brustbild, linkshin. Tuschzeichnung. Ausschnitt aus einem Blatt eines Skizzenbuches. H: 0,102, B: 0,058 m. Besitz: Eckhard Unger. II, 16, M 9 10. 6.
  - 26. Auguste Böhlke, Schwägerin des Künstlers. Brustbild, linkshin. Gesicht zum Beschauer. Lockenfrisur, Kohlezeichnung um 1825. Besitz: Ida Schinn. 9; 10.
  - 27. Dieselbe, Gesicht, Kohlezeichnung, angefangenes Bild auf der Rückseite von Z 26. Als verfehlt nicht weiter ausgeführt. Besitz: Ida Schinn. 9; 10.
  - 28. Transfiguration von Raffael, der obere Teil. Sepiazeichnung. 1820. III, Berlin, Kunstausstellung, S. 19, Nr. 117. "Herr Ungar (!)." 7; 16.
  - 29. Erzengel Gabriel mit der Lilie, Kopie von W. Unger. 1818. III, Marie. 7; 16.
  - 30. Madonna mit Christuskind, Kopie von W. Unger. 1822. III, Marie. 7; 16.
  - 31. Feldberg, Ansicht, Aquarellierte Zeichnung. Um 1825. Neustrelitz, Schloß. 18.
- \* 32. Bühnenentwurf zum Geburstage des Großherzogs Georg, um 1829. Zeichnung von W. Unger und Friedrich Buttel. Zeichnung und Unterschrift "Unger" mit hellerem Bleistift von Unger. Beschreibung und Unterschrift mit dunklerem Bleistift von Buttel. Unterschrift: "Der Rahmen des Bildes Bäume. Die Vordergardine ein Triumphbogen in braungrauem Gestein. Die Stufen Marmor. Kandelaber und Altar Bronze. Figuren entweder lebende oder marmorne. Hintergrund natürliche Gewächse aus den Treibereien und Luftgardine. Die Figur rechts eine Viktoria, in der Rechten ein Lorbeerkranz. Figur links eine Priesterin. Beide halten einen Blumenkranz mit dem Buchstaben aus Blumen geflochten, gelbe Immortellen. F. Buttel. Unger." 15; 17.
  - 33. "Tod des Generals Wolfe". Nachzeichnung nach dem früher im Schloß Arolsen befindlichen Gemälde von Benjamin West (vgl. Franz Weinitz, Das fürstliche Residenzschloß zu Arolsen, Leipzig, 1907, Abb. 16), Federzeichnung, Deckfarben. H: 0,277, B: 0,445 m. Mit dem oberen Rande aufgeklebt auf ein Rückblatt, auf dessen Vorderseite Signatur: "W. Unger, Arolsen im Merz 1799" steht. Bau- und Kunstdenkmäler Kassel, NF Nr. 2, 1938, Arolsen, S. 56. Kreis der Twiste. 18.
  - 34. "3 bzw. 4 Federzeichnungen, laviert von C. W. Unger (1797). H: 0,335, B: 0,50 m: 1) "Haus Campf". 18.
  - 35. 2) "Dillich", rechts unten Signatur: "C. W. Unger". 18.
  - 36. 3) "Haus Sand und Burg Lichtenfels bei Dalwigksthal". 18.
  - 4) "Die Schaumburg im Jahr 1797". H: 0,275, B: 0,51 m. Bau- und Kunstdenkmäler von Kassel, NF Nr. 3, 1939, Kreis des Eisenberges, Dalwigksthal, S. 37 ff.: Burg Lichtenfels am östlichen Rande des Orketales. Haus Sand, am rechten Ufer der Orke, am Fuß der Burg Lichtenfels. Haus Kampf. Haus Hohenkampf. (S. 234.) Federzeichnungen genannt auf S. 44. 18.

#### Ein Märchen

#### Von W. Cordua

Es war einmal ein alter Mann, der wollte seinen Freund wiedersehen aus der Kindheit goldenen Tagen. In den langen Jahren seines arbeitsreichen Lebens hatte er ihn aus den Augen verloren und gar aus dem Sinn. Er packte einen großen Sack voll Proviant, begab sich auf die Suche über Norden gen Osten zu, immer weiter. Eines Abends kam er an einen großen Wald, der im Schein der Abendsonne friedevoll vor ihm lag. Er war recht müde von dem weiten Weg, suchte sich unter einer alten Eiche, die ihre knorrigen Äste weit und schützend ausgebreitet hatte, sein Nachtlager und legte sich schlafen. Die Vögelein sangen ihr Nachtgebet zum Himmel, die Blumen deckten ihr innerstes Geheimnis zu und gaben sich der Ruhe hin, die ganze Erde strömte balsamische Düfte aus, als würden heilende Kräfte in ihr lebendig, die sie verbinden mit Himmelshöhen. Hatte er jemals einen so gesegneten Abend verlebt? dachte der alte Mann. Und er mußte weit zurückdenken in seinem Leben bis zu den Tagen der Kindheit, als sein Freund noch bei ihm war, von dem er die helfende, heilende Kraft empfing. Aber würde er ihn jetzt wiedererkennen? Käme ich doch endlich ans Ziel! Und er schickte ein Gebet zu Gott empor, daß er ihm, der den Freund so innig suche, helfen möchte.

Am anderen Morgen erwachte er frisch und gestärkt und wanderte leichtbeschwingt durch das Wäldchen hindurch. Die erwachende Natur war voller Leben, und die Erde schien ihm so schön. Die Sinne frohlockten; sein war alle Schönheit der Welt. Nicht achtete er Donner und Blitz, der die starke Eiche zerbarst. Bald ging der Weg wieder durch weite Felder mit wogendem Korn, — aber das Ende des Weges wußte er nicht. Als er sich eines Abens auf dem duftenden Heu einer frisch gemähten Wiese schlafen legte und die ersten Sterne am Himmel tröstend auf ihn herabschienen, hörte er eine Stimme, die sprach zu ihm: "Du findest diesen Weg wohl schön, aber du bis nicht auf dem rechten Wege. Kehre um und beginne eine neue Wanderung." Da war er sehr betroffen, denn die Stimme war zwingend, ihr mußte er folgen.

Er ging zurück gen Westen und begann, auf einem neuen Weg zu suchen. Ich werde dieses Mal über Süden nach Osten gehen zu der Stelle, wo ich einst den Freund verlassen, so dachte er. An Bächen und tiefblauen Seen, an Wäldern, durch tiefe Täler und über hohe Berge ging sein Weg, und er empfand die Schönheit der Schöpfung. Oft traf er Gefährten, die sich ihm gesellten, so daß der Weg ihm leicht schien, wenn er rüstig vorwärts strebte. Dann wieder war der Weg beschwerlich und voller Hindernisse. Doch den Freunden gesellt überwandt er sie. So hielt er an, sein Ziel zu verfolgen und scheute keine Last und Mühe. Eines Tages kam er durch einen Wald, in dem der Sturm gewütet hatte, so daß viele Bäume entwurzelt über seinem Wege lagen und ihn versperrten. Doch er blieb bei seinem Entschluß und verfolgte den Weg beharrlich, bis er nur noch mit seiner letzten Kraft vorwärts kommen konnte und schließlich sich müde hinlegen mußte, um auszuruhen und neue Kräfte zu sammeln. Da erschien ihm im Traum eine Gestalt wie aus lauterem Licht und sprach zu ihm: "Auch dieser Weg ist nicht

der rechte. Kehre um, denn es ist Hoffnung vorhanden, daß du bei einer neuen Wanderung dein Ziel erreichen wirst."

Da fing der alte Mann noch einmal seine Wanderung an. Er hatte sich jedesmal verirrt, und er wußte nur noch, daß er nach Osten vordringen müsse, um den Freund zu finden. Dieser dritte Weg war noch schwieriger und gefahrvoller. so daß er viel leiden mußte. Die Stürme des Winters fegten über den Schnee, er litt Frost und Hunger und wollte gar verzagen. Die Dornen und Zweige am Wege zerfetzten ihm Gesicht und Hände, die wunden Füße schmerzten und Blut quoll aus den Wunden. Doch er litt diese Leiden, weil er Vertrauen hatte zu der Stimme, die ihm die Hoffnung mitgegeben hatte auf seinen Weg. Er dachte viel nach. Wo konnte der Freund nur sein? Mußte er vielleicht einen ebenso dornenvollen Weg wandeln wie er selbst, mußte er ebenso leiden oder gar noch mehr? Wie, wenn er entstellt war von Leiden, undurchschaubaren Oualen? Wenn der Böse ihn gepackt hatte, ihn so verändert hatte, daß er unkenntlich war, entstellt? Aber das konnte ja nicht sein. Er stand so rein vor seiner Seele. Eine große Helligkeit durchleuchtete stets sein Inneres, wenn er an ihn dachte. Bei ihm war Erlösung, Licht und Wahrheit war sein Reich. Eines Tages, als lindere Lüfte wehten und die Erde nach frischem Leben duftete, hielt plötzlich ein kleiner Wagen an seinem Weg, und eine Stimme sprach zu ihm: "Steige ein, ich werde dir helfen." Und er fuhr durch Gottes gesegnete Schöpfung. Wie schön war diese Fahrt! Herrlich schien ihm die Welt. Nicht spürte er mehr die Leiden, die ihn gequält. Womit habe ich diese Gnade verdient, fragte er sich. Und er empfand, daß er ein Anderer geworden war. Sie fuhren durch eine große Stadt, in der geschäftig die Menschen einhereilten. Er mußte lachen, wie sie eiligst davonliefen, wenn sein kleiner Wagen kam. Sie hatten, so schien es ihm, alle Furcht. Dann bog der Wagen scharf um die Ecke in einen ganz schmalen Weg hinein und hielt vor einem großen Zaun, der einen dahinterliegenden Wald abschloß. "Steige aus, gehe durch diese Tür und sieh zu, daß du den rechten Weg weiter wandelst."

Der alte Mann wollte noch fragen und sich bedanken für die treue Hilfe, die ihm so unerwartet gekommen war, aber das Wägelchen war ebenso schnell wieder verschwunden, wie es erschienen war. Nun muß ich mich aber beeilen, dachte er, bald ist die Sonne untergegangen, und ich könnte den rechten Weg wieder verfehlen. Er öffnete die Pforte und trat in einen Wald. Eichen, Buchen, Birken, Erlen, Holunder, herrliche Apfel- und Birnenbäume, Tannen, Fichten, Wacholder, alles stand wild durcheinander, und die Sterne blitzten durch die Kronen der Bäume. Ja, was war das denn? Wie ein rechter Zauberwald, so lag der Wald da. Er war nur einige Schritte gegangen, da saß ein großer schwarzer Kater am Wege, der jammerte gewaltig: "Miau, miau, gib mir zu trinken, mich dürstet so, daß ich verschmachte." Armes Tier, dachte der Mann, ich habe noch ein wenig Milch bei mir. Und er gab ihm seine letzte Milch. "Miau", sagte der Kater, "das schmeckt", und er schleckte die Milch mit Behagen. "Weißt du wohl, wo hier mein alter Freund aus der Kindheit wohnt? Ich finde mich in dieser Wildnis nicht zurecht." "Den schmalen Weg hier rechts mußt du verfolgen", sagte der Kater, "dann wirst du kein vergeblich Suchender sein." Und weg war er.

Der Mann ging weiter, und der Weg wurde immer beschwerlicher. Da saß am Pfade ein großer, gelber Hund, der sprang auf ihn zu und bellte ihn wütend an: "Halt! Hier geht es nicht weiter. Ich armer Hund muß hier immer sitzen, und keiner gibt mir zu fressen. Wenn du mir nicht sogleich hilfst, dann fresse ich das Fleisch von deinen Knochen." Nur nicht gleich so böse, dachte der Mann, der auch einst einen Hund besaß, den er sehr liebte, ich kann dir ja helfen. Er schnürte seinen großen Sack auf und holte die letzte Wurst hervor, die er als Proviant noch hatte. "Lieber Hund", sagte er, "wie sollte ich dich verhungern lassen. Ich weiß, Hunger tut weh. Hier hast du meine letzte Wurst, die soll deinen Hunger stillen." "Wau, wau, wau", bellte der Hund jetzt in einem viel freundlicherem Ton und verschlang den leckeren Bissen mit sichtbarem Behagen. "Aber ich muß wissen, was du eigentlich in unserer Wildnis willst?" "Ja, lieber Hund, ich suche den Freund meiner Kindheit, den ich seit diesen Tagen nicht sah, und ich weiß noch immer nicht, wo er zur Herberge ist. Ich bin seither viele Wege gewandert, mußte oft umkehren und von neuem die Suche beginnen. Ich sorge, ob ich an ihm vielleicht schon vorbeigegangen, ohne ihn zu erkennen. Kannst du mir nicht sagen, wo ich ihn finde?" "Weil du mit deiner ganzen Kraft anhältst, ihn zu suchen, und weil du mir Nahrung gegeben hast, will ich dir helfen. Der rechte Weg geht hier weiter durch das Dickicht. Verfolge ihn, auch wenn er beschwerlich ist."

Der Mann ging noch tiefer in das Dickicht hinein, und es war so dunkel, daß er nur schwer vorwärts kommen konnte. Da schien vor ihm eine helle Stelle zu kommen, und er eilte von neuer Hoffnung beseelt, darauf zu. Und wirklich, das Gestrüpp lichtete sich ein wenig auf, und er konnte hinaufblicken zum Abendhimmel, von dem die ersten Sterne zu ihm herabschauten, als wenn sie tröstend ihm beistehen wollten in ihrer Himmelssprache. Hier, dachte der alte Mann, kannst du wohl ein paar Minuten ausruhen, denn weiter mußt du jetzt. Da sah er am Rande der Lichtung eine riesige Gestalt sich bewegen, und er hörte ein tiefes Brummen und ein Splittern und Krachen, wie wenn Eisen am Schleifstein sich schleift. Er bekam einen gewaltigen Schreck. Als er genauer hinsah, war es ein mächtiger Bär. Der kam rasch auf ihn zugelaufen. Was soll ich nur machen, dachte er. Der Bär blieb vor ihm stehen und sagte: "Siehst du nicht, wie mir mein Pelz am Leibe hängt? Gib mir zu fressen, denn mich hungert." Der alte Mann dachte, ich habe ja schon meinen letzten Bissen dem Kater und dem Hund gegeben, was soll ich nun tun? Da fiel ihm ein, daß er noch einen großen Schinkenknochen im Sack habe. Den holte er sogleich hervor und gab ihn dem Bären. Dieser zerknackte ihn mit einem einzigen Biß seiner starken Zähne und fraß gierig das weiche Mark, das ihm entgegenquoll. Vielleicht weiß der Bär mir zu helfen, dachte er, denn ich weiß wirklich nicht mehr, wie ich noch weiter kommen soll. "Lieber Bär", sagte er, "ich suche meinen besten Freund, der mich ins Leben geleitet und meine Hilfe war in der Kindheit Tagen. Ich habe den Weg bis hierher verfolgt, aber jetzt weiß ich nicht weiter, und meine Kräfte gehen zu Ende. Kannst du mir nicht helfen?" Da sagte der Bär: "Weil du ein guter Mensch bist, kann ich dir helfen. Der Kater und der Hund haben mir von dir berichtet, und du hast trotz Not, Leiden und Wunden ihnen geholfen. Als Helfer und als ein würdig Leidender sehe ich dich vor mir stehen. Du bist auf dem rechten Wege, Sieh dort den Schein

des Lichtes, gehe auf ihn zu, so kommst du alsbald an ein schweres mit geschmiedetem Eisen beschlagenes Tor. Klopfe dort dreimal an, es wird sich dir öffnen, und dein Wunsch wird erfüllt werden."

Wie ermutigt schritt da der alte Mann weiter! Ihn schmerzten nicht mehr die Wunden des Weges. Bald kam er an das eiserne Tor, tat dort drei starke Schläge, und wirklich öffnete es sich, und vor ihm stand ein würdevoller Greis mit langem, weißem Bart, und ein Licht leuchtete ihm entgegen, dessen milder Schein ihm den Weg gewiesen hatte. "Wen suchst du", fragte eine Stimme, "ich habe dich schon lange erwartet." "Ich suche den Freund meiner Kindheit, der mich behütet hat und mir Kraft gab und die Lichter der Weisheit, der Schönheit und der Stärke entzündete an einem Wege als Mitgift für mein Erdenleben. Ihn suche ich wieder." Da sprach der weise Führer: "Kater, Hund und Bär haben mir berichtet, daß du ein guter Mensch bist, der ein Helfer ist der leidenden Kreatur, die durch des Menschen Schwäche hineingezogen ist in das Leiden dieser Erde. Ich selbst habe dich beobachtet. Du bist auf dem Wege ein würdig Leidender geworden, darum steht dir der Weg jetzt offen. Du bist am Ziel im Osten. Tritt ein zum Licht." Er ging yoran auf ein kleines Haus zu, das mitten hineingebaut war in diese Wildnis. Wie ein Märchenschloß erschien es auf den ersten Blick. Doch als er näher hinzutrat, sah er, daß alle Fenster und Türen dicht verschlossen waren durch schwere, eiserne Gitter. Ei, was ist das für ein verwunschenes Haus, dachte er, wie eine Festung sieht es aus. Und hier soll der Mensch wohnen, den ich suche, so festgeschmiedet in eiserne Stäbe, gefesselt in Erdensklavenketten? Ich sehe keinen Eingang zu diesem verwunschenen Haus. Ist das der Osten? Ex oriente lux?

Der weise Mann sprach eine Zauberformel, drückte auf einen Knopf, eine verborgene Tür sprang auf, und sie standen vor einem Raum, in welchen alles Sonnenlicht eingeschlossen schien, so strahlend hell war es und so warm, wie die erste Liebe an der Mutter Herz. Mitten im Licht erkannte er den Gesuchten. Er fühlte sich von IHM umfangen und nichts konnte den Freund ihm je vom Herzen lösen.



### Zwei Wossidlo-Briefe\*)

Die beiden nachstehenden Briefe Wossidlos an den Amtsrichter Wollenberg in Gadebusch wurden von Oberregierungsrat a. D. Werner Praefcke, Aachen, entdeckt und dem "Carolinum" zur Veröffentlichung übersandt. Sie bedürfen — nicht für Altmecklenburger, aber vielleicht für die jüngere Generation — eines erklärenden Wortes, zumal selbst der Große Brockhaus den Namen Wossidlo nicht bringt.

Richard Wossidlo, 1859 zu Friedrichshof bei Tessin geboren, wurde nach seinen Studien Gymnasialoberlehrer und hat sich später als Gymnasialprofessor von seinen Amtspflichten entbinden lassen, um sich ausschließlich der Erforschung meckl. Volkstums und der meckl. Sprache zu widmen. Sein schönes, großes Haus in Waren beherbergte viele Sammlungen, die, wenn mich mein Gedächtnis nicht trügt, zuletzt aus fast einer Million handschriftlicher Notizen und einem Museum von Möbeln, Handwerksgeräten, Trachten u. dgl. bestanden. Das große "Meckl. Wörterbuch", von Wossidlo zusammen mit dem Rostocker Univ.-Prof. H. Teuchert begonnen und von letzterem fortgesetzt, der "Grimm" für Mecklenburg, liegt von 1942 bis Anfang 1964 mit bisher 4 Bänden bei Wachscholtz/Neumünster vor und wird mit Unterstützung der Dt. Akademie der Wissenschaften weiter bearbeitet.

Wossidlo veröffentlichte, soweit ich ohne größeren gelehrten Apparat feststellen kann, die "Meckl. Volksüberlieferungen", 4 Bd., Wismar, 1897 — 1931; "Aus dem Lande Fritz Reuters", Leipzig, 1910; die "Meckl. Sagen", Rostock, 1939. Daneben erschienen außer einer Anzahl von Aufsätzen eine Reihe kleinerer Werke, z. B. "Erntebräuche", "Buernhochtied", die "Bökerie von Plattdütschen Landesverband Mecklenburg", 7 Hefte, und das uns hier berührende Spiel "Ein Winterabend in einem meckl. Bauernhause", Wismar, 1901.

In diesem Spiel stellt Wossidlo Sagen, Rätsel mit Liedern, dem Schäfergruß und Volkstänzen zusammen. Auch ein Hochzeitsbitterspruch und ein Erntekranzspruch, beide aus mehreren Quellen zusammengeführt, finden sich und ebenso eine Reihe der Leberreime für Hochzeitsfeiern. Diesem künstlichen szenischen Gemälde fehlt eine dramatische Fabel, und die dichte Abfolge der diese Stammestumsgüter verbindenden Redensarten ergibt auch kein rechtes Gespräch, so sehr sich der Kuhfütterer Bihrens und die Bauernfamilie mit dem anderen Gesinde darum bemühen. Aber das Ganze berührt uns als (Teil)Bild des meckl. Stammescharakters und als Bindeglied zur Vergangenheit. Die beiden Briefe zeigen den ganzen Wossidlo: er hat sein volles (Junggesellen)Leben und sein Privatvermögen darangesetzt, einen Schatz von wörtlichen und dinglichen Überlieferungen unserer Heimat zu sammeln, noch vor der Veränderung durch Industrie und dichteren Verkehr.

Er war wohl der größte wissenschaftliche Sammler von Äußerungen des mecklenburgischen Stammesgeistes und reicht hierin an die Gebrüder Grimm heran. Er beschreibt uns in der humorvollen Einleitung zu dem Buch "Aus dem Lande Fritz Reuters" seine Art, aus unsern Landsleuten Redensarten, alte Wörter, Rätsel, Sagen, Märchen, Flurnamen usw. herauszuholen. Er gebrauchte natürlich die "Mundart", im

<sup>\*)</sup> Vergl. Carolinum, Heft 28, S. 9 — 18, Paul Kühl, Professor Dr. h. c. Richard Wossidlo, 1959.

Gespräch mit dem Hirten auf dem Felde, dem Alten, der die Wege bessert, dem Mütterchen, das beim Hüten der Gänse von jungen Tagen träumt, dem Tagelöhner, "der des gleichen Weges zieht". Mehr noch als die Mundart halfen ihm hierbei wohl sein reines Gemüt, seine Freundlichkeit und innere Ruhe, das Mißtrauen oder Unverständnis seiner Gesprächspartner zu überwinden. Der Schalk im Nacken, "die Hasenpfote in der Tasche" taten ein übriges.

In früheren Tagen benutzte er, da offenes Mitschreiben seinen Partner verschreckt hätte, für seine Notizen "abwaschbare Gummimanschetten". Er war aber schließlich so geübt in genauer Wiedergabe von Gesprächen und Erzählungen, daß er sich auf sein Gedächtnis verlassen konnte. Durfte er voll vertrauen, so las er seine Aufzeichnungen vor und ließ sie verbessern. Er veränderte den Stil und das Wort nicht, schmückte nichts aus und minderte auch nicht den zuweilen etwas handlichen Ausdruck. So ist er landauf, landab gezogen; 1891 hat er auf diese Weise sechs Monate hindurch Rätsel gesucht. Es mag sein, daß unsere Landsleute, wie Griese berichtet ("Mecklenburg, das ebene Land"), diese Kraft fast fürchteten und sich manchmal dem nahenden "Vosslo" durch Flucht entzogen, aber er fand sie alle bis hinauf in die Dörfer an der Küste. Das Buch "Reise, Quartier, in Gottesnamen, dt. Seemansleben im Munde alter Fahrensleute" aus dem Nachlaß herausgegeben von P. Beckmann, 2 Bde., Rostock, 1940 — 43, verdanken wir Wossidlo ebenso wie jüngere Veröffentlichungen (etwa "Herr und Knecht" Antifeudale Sagen, her. von Gisela Schneidewind, Berlin, 1960).

Er wurde in seiner Sammlertätigkeit unterstützt von Lehrern, Pastoren, Förstern, Bauern, Studenten und von alten Müttern.

Ich sehe Wossidlo, der keinem interessierten Mecklenburger entgehen konnte, noch vor mir: sein scharfgeschnittenes Gesicht, den hageren Gymnasiallehrer, der auch in seiner mundartlichen Äußerung immer von der Aura des Gelehrten umflossen war und doch Kontakt mit einfachen Leuten besaß.

So ist er, der sich in einem langen Forscherleben dem Volksgeist unserer Heimatvermählte, selber fast zu einer Sagengestalt geworden.

Man kann die beiden Briefe nicht ohne Rührung lesen. Sie sind so lebendig in ihrer persönlichen, mitdenkenden Art, der gedanklichen Dichte und Genauigkeit und zugleich so freundlich und höflich. Die alte, altmodisch-schöne, wenn auch etwas gezwungene, aber lesbare Handschrift ist wie ein Gruß aus alter Zeit an uns alle. Die ausgesprochene Vorahnung einer Veränderung, die so vieles Volksgut wegschwemmte, mutet uns heute wohl anders an als den Empfänger der Briefe. Seien wir dankbar, daß Wossidlo die große Ernte meckl. Volksüberlieferungen und der alten meckl. Mundart noch vor dem schlimmen Gewitter barg.

Waren, 29.1.15

Sehr geehrter Herr!

Durch die Kaiserrede im Gymnasium und andere Kriegsarbeit aufs Außerstein diesen Tagen in Anspruch genommen, komme ich erst heute dazu, Ihre Anfrage zu beantworten.

Es freut mich herzlich, daß Sie gerade in diesem Jahre sich meines kleinen Winterabends annehmen wollen. Ich bin gern bereit, mich mit einem ganz

Varen. 2. 4. 15

Tiff youghter your

Juliu son 29/3 wind fur Ollub sono Tii frust fur maine Wintersburd syntre futore furgice sono Tii frust June furgare. Mit June greenan spilluist to Tie, Into ze form fut if 75

The A allow future fur main guinto un fuire montosee

Richard Wossidle

niedrigen Honorarsatz zu begnügen und erbitte M. 15 für die erste, M. 10 für jede folgende Aufführung.

Auch Herr Danckert hieselbst (wenn Sie seine Leihkiste in Anspruch nehmen wollen: Adresse Firma Danckert & Tiele) wird Ihnen gewiß entgegenkommen, weil es jetzt still geworden ist im Lande.

Der Text der zweiten Auflage ist ja durch jede Buchhandlung (M. 1) zu beziehen. Abschreiben der Rollen ist gestattet. Zur Begleitung genügt durchaus Klavier mit Geige — auch Handharmonika, wenn es sein muß.

Bei der Auswahl der Darsteller ist einige Vorsicht geboten — namentlich die Rollen von Annmriek (Königskinder-Lied) und Vadder Bihrens müssen gut besetzt sein.

In größter Hochachtung

Ergebenst Richard Wossidlo.

M. 25 erhalten.

Sehr geehrter Herr!

Waren, 2, 4, 15

Es drängt mich, Ihnen für die liebenswürdigen Zeilen vom 29/3 und für Alles, was Sie sonst für meinen Winterabend getan haben, herzlichen Dank zu sagen. Mit dem Honorar (vielleicht interessiert es Sie, das zu hören) hab ich 75 Stück Altertümer für mein Heimatsmuseum erworben: den ganzen Nachlaß eines alten Schneiders, der in einem Dorfe der Umgegend jüngst verstarb: eine vollständige Reihe alter Flachsbereitungs-Geräte (brak, häkelstohl, swingblock, räpel etc.: alles ohne Hilfe eines Rademachers mit einfachsten Geräten hergestellt, sehr alte Mausefalle, Klapperbrett, Vogelbauer, ganz rohe Wiege, alte Schneiderelle mit rheinischem und hamburger Fußmaß usw.: alles für M 21,30 einschließlich Fuhrlohn und Zehrgeld). Für den Rest erwarb ich hier in der Stadt wertvolle Sachen. Es gilt eben für mich, gerade jetzt auf der Wacht zu sein — durch den Krieg wird mancher Haushalt aufgelöst oder erschüttert: große Mengen werden schon beim Osterumzug vernichtet werden.

Für Hinweise aus der Gadebuscher Gegend würde ich sehr dankbar sein. Ich erkannte vor 2 Jahren, als ich von Rehna aus sammelte, daß gerade bei Gadebusch herum noch sehr viel verborgen ist.

Mir fehlen ja nur immer wieder Zeit und Mittel. Was könnte man schaffen, wenn man freie Bahn hätte. Und wie würden spätere Geschlechter uns danken!

Morgen will ich nach Neukloster, um Sagen über die Hoheburg zu sammeln: das ist ja neben dem Petersberg bei Pinnow (der Heimat des Petermännckens) die älteste Kultstätte unseres Landes.

An Band 4. und 5. der Volksüberlieferungen arbeite ich jetzt mit voller Kraft – soweit mir meine Kriegsschreibstube Muße läßt. Beide Bände sollen zugleich herauskommen, oder doch unmittelbar einander folgen – und den Druck will ich nicht eher beginnen, bevor auch die Anmerkungen, die volle Beherrschung der Fachliteratur bedingen, fertiggestellt sind.

Mein Buch aus dem Lande Fritz Reuters bitte ich als ein kleines Zeichen meiner Erkenntlichkeit freundlich von mir hinzunehmen (gebundene Exemplare besitze ich leider nicht mehr): sollten Sie bereits im Besitze des Buches sein, bitte ich es Vadder Bihrens oder einem anderen Darsteller (durch Verlosung?) zu überweisen.

In vollkommener Hochachtung

Ihr Richard Wossidlo.

#### Der letzte Beethoven

#### Von Hermann Rössler

Wenn ich ihn auch nicht persönlich gesehen habe, so kann ich mich doch gut an ihn erinnern, denn ich war leiblich wie geistig in seiner unmittelbaren Nähe. Im Jahre 1916 befand ich mich als "Zwangsfreiwilliger" (wie wir Einjährig-Freiwillige uns nannten) im Wiener Schützenregiment Nr. 1, in dem ich als Leidensgenossen Rainer Maria Rilke kennen gelernt hatte. Aber bald erfuhren wir von einem anderen Leidensgenossen, der einen noch bedeutenderen Namen trug. Unser Fähnrich Dr. Sperber, der ein Jahr später in Rußland fiel, kam eines Tages ganz aufgeregt in die Baracke: "Denkt euch, im Regiment . . . (ich habe den Namen vergessen, glaube aber, es waren die "Deutschmeister") existiert ein Beethoven. Ein Freund Sperbers, Leutnant in jenem Regiment, hatte den Namen eines neueingerückten Infanteristen auf der Liste als "v. Petthoffen" gesehen. Der Gefreite, der die Liste aufgenommen hatte, mußte den Namen falsch verstanden haben. Kein Wunder, denn dieser "Petthoffen", ein kleines, verhutzeltes, schon äußerlich zum Soldaten ganz ungeeignetes Männchen von etwa 40 Jahren. konnte kaum sprechen. Seine Stimme klang leise, und er stotterte wie vor Angst und Aufregung. Aber er hatte in seinem Blick, den dieser Offizier nie vergaß. etwas Tiefgründiges, Wunderbares, Rätselhaftes. Der Leutnant ahnte, daß er hier vor einem Geheimnis stand. "Buchstabieren Sie Ihren Namen", sagte er fast schüchtern, und als dies geschehen war, wurde der Name auf der Liste in "van Beethoven" abgeändert. "Wie sind Sie mit Beethoven verwandt?" fragte der Leutnant ehrfürchtig diesen Unglücksraben von Infanteristen, dem man noch dazu aus Bosheit die schlechteste, unpassendste und schlottrigste Uniform gegeben hatte. Er konnte vor Aufregung nicht antworten, und der Leutnant mußte nachhelfen: "Vielleicht verwandt mit Beethovens Neffen Karl?" - "Da da-das war mein Großvater", erwiderte der Angeredete beinahe zähneklappernd, wie in einem Fieberschauer. Aber auch den Offizier überkam es wie ein Schauer, es war ihm, als hätte ihn selbst beim Anblick dieser Jammergestalt ein göttlicher Funke berührt. Dann verfiel er, mehr aus Verlegenheit, in den ironischen Wiener Kasernenhofton. "Van Beethoven - welcher Idiot von Stabsarzt hat Sie denn für tauglich zum Militärdienst erklärt?" - Was weiter gesagt wurde, dessen konnte sich Sperber nicht in allem erinnern. Er wußte nur noch, daß sein Freund die Absicht gehabt hatte, diesen so unmilitärischen Infanteristen Beethoven zur ärztlichen Untersuchung zu schicken, damit der Ärmste in ein Krankenhaus und hoffentlich zur Entlassung vom Militärdienst käme. Das war gut gedacht, denn dieser Leutnant wollte dem Kaiser einen unnützen Soldaten ersparen und auch den Wienern Gelegenheit geben, ihren letzten Beethoven an dem richtigen Platz zu ehren. Aber in Österreich wurde damals jede gute Absicht ins Gegenteil verkehrt. Zu unserem Erstaunen lasen wir ein paar Tage später in einer Tageszeitung, "der letzte Nachkomme Beethovens, jetzt Soldat, habe sich entsetzt geweigert, in ein Spital zu gehen. Er fürchte die Entlassung, das Militär sei seine einzige Existenz, und er sei froh, daß der Krieg ihm endlich solch eine Existenz gegeben habe. Er sei dem Krieg und dem Kaiser dafür dankbar." - Niemand von uns Zwangsfreiwilligen glaubte diesen Unsinn. Die Zeitungen waren unter strenger Kriegszensur, und da aus dieser Notiz eine Tendenz wie "Oh welche Lust, Soldat zu sein" herauszuhören war, schien es uns, daß man die Äußerung dieses letzten Beethovens entstellt hatte. Denn das wußten wir, so korrupt und verlottert Wien damals auch war, aber dem letzten Nachkommen eines der größten Genies hätte man, schon um der Ehre willen, bestimmt eine bescheidene Zivilexistenz gegeben, und wenn es auch, wie bei Rilke, ein Posten als Schönfärber in einem der üblichen Lügenämter gewesen wäre. Dieser letzte Beethoven war keineswegs ein Schwachköpf. Sperbers Freund hatte festgestellt, daß dieser unscheinbare Mensch Französisch, Englisch und Italienisch sprach und, wie er sagt, auch in England und Belgien als Journalist gearbeitet hatte. Aber aus seinen Augen, so hörten wir, leuchtete bereits der Tod, der Ärmste war fußkrank, gemütskrank, nerven- und seelenleidend. Gewiß hat Sperber mit seinem Freund zusammen alles getan, um Beethoven zu helfen, aber unseres Bleibens in Wien war nicht mehr lange. Unser Regiment war marschbereit und ging sehr bald an die Front.

Wie war nun dieser letzte Beethoven, wie sein großer Vorfahr, wieder nach Wien gekommen? Beethovens Neffe Karl, jener Taugenichts, der von seinem Onkel alles erbte und verluderte, dann aber eine bevorzugte Stellung und eine vernünftige Frau bekam - dieser Neffe hatte einen Sohn, der den Namen des Onkels "Ludwig" trug. Die Macht eines Genies wirkt unheilvoll auf die Nachkommen. Schon Karl hatte darunter gelitten, der "Neffe von Beethoven" zu sein. Die hohe Moral des Onkels lag dem leichtsinnigen "Wiener Früchtl" nicht, und Karl sagte offen, er fühle sich dieser ernsten Aufgabe, die sein berühmter Onkel von ihm mit großer Güte, aber dämonischer Macht von ihm verlangte, nicht gewachsen. Um so schlimmer bei Karls Sohn Ludwig. Dieser war musikalisch und organisatorisch begabt, sah aber bald ein, daß er nichts anderes als "der Großneffe des berühmten Beethoven" sein könne, weil man das einfach aus ihm machte. Ohne große Hemmungen gab dieser Ludwig sich bald als Enkel Beethovens aus, führte ein unstetes Leben, machte Schwindeleien, mußte Bayern und Osterreich verlassen, da ihm dort der Boden zu heiß wurde, ging nach Amerika, gründete in New York eine Firma, die in den Archiven der alten Handelsregister noch heute als "Louis van Beethoven & Co, New York, Broadway" zu sehen ist und heiratete endlich eine liebenswerte Pianistin. Mit ihr gab er große Konzerte in verschiedenen Städten Nordamerikas, u. a. auch in Montreal, Canada, wo diese Zeilen geschrieben werden. Ständig in Geldverlegenheit, hatte das Ehepaar Beethoven oft verzweifelte Briefe an die Verwandten der Frau zu schreiben, zuletzt von Paris aus. Aber der große Name gab ihnen stets neuen Credit, und dem Fluch des Genie-Nachkommens folgte ein gewisser Segen. Ihr Sohn, dieser letzte Beethoven, wurde in Brüssel geboren, der gleichen Stadt, aus der des großen Beethovens flämischer Großvater stammte. Seiner Abkunft nach war dieser unser letzter Beethoven kosmopolitisch eingestellt. Wäre er 1914 bei Kriegsausbruch, wo er wieder in Brüssel lebte, nach dem nahen Holland geflüchtet, das so vielen deutschen Flüchtlingen, unter diesen Kaiser Wilhelm, Asyl gewährt hat, dann wäre diesem unsteten Weltenwanderer ein besseres Schicksal beschieden gewesen. Es wurde ihm zum Fluch, daß sein Vater, der Sohn des unglückseligen Taugenichts Karl von Beethoven, in Wien geboren war. Er war dadurch nach Wien "zuständig" und wurde in dem von den Deutschen besetzten Belgien zur Musterung aufgerufen und für tauglich erklärt. In Wirklichkeit taugte Beethoven, wie jeder sehen konnte, ebensowenig zum Soldaten, wie jener Blödian, der ihn assentiert hatte, zum Stabsarzt getaugt hatte. Aber das Unglück war geschehen, und der Fluch, der über allen Beethovens lag, ging in Erfüllung. Als ich im nächsten Kriegsjahr von der russischen Front zurückkam, an der mein Regiment fast völlig aufgerieben war, hatte ich in Wien nur einige Tage Zeit, nach jenem letzten Beethoven nachzuforschen. Ich erfuhr, daß er kurz nach jener geschilderten Episode in einem Militärspital gestorben war. Es war ihm beschieden gewesen, in der gleichen Stadt wie sein berühmter Urgroßonkel zu sterben. Beide haben sie Wien nicht geliebt, Beethoven, der Rheinländer flämischer Abkunft, und sein letzter Nachkomme, der Heimatlose. Die Stadt Wien hat das Andenken an diesen unscheinbaren Soldaten, der der letzte Beethoven war, kaum festgehalten. Erst einem Franzosen, Romain Rolland, der seine berühmte Biographie "La vie de Beethoven" schon vorher verfaßt hatte, war es vergönnt, diese letzte Spur eines großen Geschlechtes der Vergessenheit zu entreißen. Er fand später eine Notiz, in der der Tod des "Infanteristen Beethoven" vermerkt war, in einer deutschen Militärzeitung, die Rolland zufällig in die Hand gekommen war. Merkwürdig ist nur, daß der so kluge Romain Rolland die angebliche Äußerung Beethovens "Um Himmelswillen, entlassen Sie mich nicht, das Militär ist meine einzige Existenz" für wahr gehalten hat. Er scheint sie im Gegensatz zu uns "Freiwilligen", die wir unsere Leute besser kannten, wirklich ernst genommen zu haben. Aber wie dem auch sei — Romain Rolland gebührt die Ehre.

Soeben erschien:

HANS-PETER RANGE

# Die Konzertpianisten der Gegenwart

Über 500 Namen konzertierender Klaviervirtuosen! 150 Künstlerbesprechungen! Viele Hinweise über Repertoire, Werktreue, Interpretationsstile Musikkritik, Arrangement, Programmgestaltung. Tafel der Lehrer und Schüler seit Mozart.

Das erste und einzigartige Nachschlagewerk für alle Konzertbesucher, Schallplattenfreunde und Musikliebhaber.

218 Seiten. In Leinen. 40 Künstlerfotos.

MORITZ SCHAUENBURG VERLAG · LAHR/SCHWARZWALD

Im folgenden bringen wir einen Auszug aus der Festrede unseres Caroliners Dr. jur Hermann Stech zur Einweihung des Erweiterungsbaues der Mecklenburgischen Versicherungs-Gesellschaft in Hannover. Der Gründer unseres Carolinums, Herzog Carl, ist es auch gewesen, auf dessen Initiative hin 1797 diese für die mecklenburgische Landwirtschaft so wichtige Gesellschaft ins Leben gerufen wurde.

Die Schriftleitung

#### Festrede

des Herrn GD. Dr. jur. H. Stech am 14. Dezember 1962

Meine Damen und Herren!

Für unsere Mecklenburgische Versicherungs-Gesellschaft a. G. und für uns alle, die wir in ihr wirken, ist heute ein festlicher Tag. Ihnen, unseren Freunden und Gästen, danken wir dafür, daß Sie daran teilnehmen.

Den Überlebenden und den Nachwachsenden der zwei oder drei Generationen der Gegenwart, die Kriege und Vertreibung überstanden haben, ist der Wiederaufbau unserer staatlichen und wirtschaftlichen Existenz aufgegeben worden. Das ist ein schwerer Auftrag, aber zugleich auch ein Geschenk an uns Heutige. Ich brauche die Mühsal des Anfangs hier nicht zu schildern, nicht die Härte der Ausdauer und auch nicht die Freude, mit der uns die Erfüllung eines solchen Auftrages beschenkt. Wir alle haben die Last kennengelernt, aber auch die tiefinnerliche Befriedigung über den wachsenden Erfolg, und die Nachdenklichen unter uns kennen auch die Dankbarkeit fürs Gelingen. Solche Empfindungen steigen in uns auf, wenn wieder ein sichtbares Werk, wie es dieses Geschäftshaus ist, vollendet ist, und wenn in diesem sichtbaren Werk sich dann auch das Wiedererstehen und die Ausbreitung einer alten Firma symbolisiert. In solchen Empfindungen dürfen und wollen wir feiern, indem wir heute diesem Erweiterungsbau zu unserem Geschäftsgebäude Auf dem Emmerberge die Weihegeben.

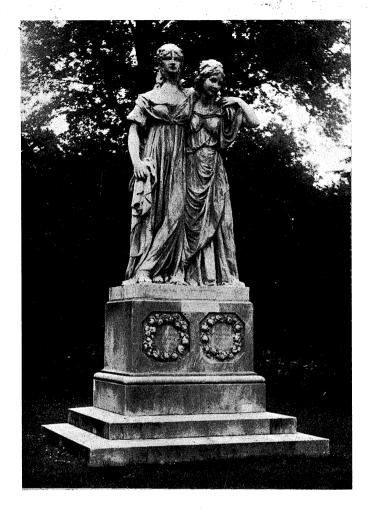
Es ist ein langer Weg von der Gründung unserer Gesellschaft im Jahre 1797 bis heute, ein langer Weg über fast 166 Jahre von der Schreibstube des sog. Ersten Sekretärs der "Mecklenburgischen Hagelschaden-Assekuranz-Gesellschaft" in Neubrandenburg bis zum modernen Bürohaus von heute in Hannover. Jener Erste Sekretär mit Namen Nentwig und dessen Schwiegersohn und Nachfolger Hofrat Neumann (den unser niederdeutscher Dichter Fritz Reuter in seinem Roman "Dörchläuchting" als Mitglied der Tafelrunde der Neubrandenburger Honoratioren in freundliche Konturen faßte) hatten in ihren Jugend- und Mannesjahren noch den Zopf der Rokokozeit getragen. Aber dann war in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts auch in ihre Gedanken und in ihre Arbeit der merkantilistische Hauch gedrungen, den der neue Landesherr von Mecklenburg-Strelitz mit dem Geist der Aufklärung in das ihm in seinen späten Lebensjahren zugefallene kleine Herzogtum gebracht hatte. Dieser Herzog Carl, übrigens der Vater der Königinnen Luise von Preußen und Friederike von Hannover, deren Doppel-Standbild von Gottfried Schadows Meisterhand uns hier in Hannover erhalten geblieben ist, war in fremden Diensten weit in der Welt herumgekommen und hatte als königlich Großbritannischer Generalresident auch ein Jahrzehnt vor 1790 seinen Schwager König Georg III. in dessen Stammland Hannover vertreten. Dieser Herzog war ein moderner Mann, und in sein modernes Regierungsprogramm paßt es hinein, daß er alsbald nach seinem Regierungsantritt in Mecklenburg 1795 kurzerhand die bis dahin von der Herzoglichen Domänenkammer großzügig gewährte Entschädigung der Pächter für Hagel- und Feuerschäden am Pächtereigentum aufhob und seine Domänenpächter auf den Weg der Selbsthilfe durch Versicherung verwies. Unternehmende Männer verwirklichten den Plan, und am 2. März 1797 wurde der von 33 Landwirten gegründeten Gesellschaft die herzogliche Bestätigung erteilt. Sechs von ihnen bildeten ehrenamtlich das sog. Direktorium, das wir etwa mit dem heutigen Aufsichtsrat vergleichen können. Die Aufgabe des heutigen Vorstandes übernahm der vorgenannte Erste Sekretär, und seine bescheidene kleinstädtische Advokaten-Kanzlei bot der jungen Gesellschaft das erste Obdach.

Es ist nicht zuverlässig überliefert, wie lange die Geschäfte in dem kleinen Kontor geführt wurden. Aber etwa um 1820, als der sog. Rayon der Gesellschaft sich schon auf 40 Meilen, also rund 300 km vom Sitz Neubrandenburg entfernt, erweitert hatte, bezog die schnell gewachsene Gesellschaft ihr erstes Bürohaus an der Kleinen Wollweberstraße in Neubrandenburg, das sie in späterer Zeit zu Eigentum erwarb. In ihm verblieb sie bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts, rund 90 Jahre lang. Erst im Jahre 1905 trat ein für die damalige Zeit moderner und repräsentativer Neubau in bevorzugter Lage am Wall an die Stelle des alten Gebäudes. Mehrmals erweitert, blieb dieser Neubau der Verwaltungssitz der Gesellschaft bis zur Katastrophe Ende April 1945, die im Inferno der letzten Kriegstage den größten Teil des 700jährigen Neubrandenburg in Asche legte und auch unser Geschäftshaus mit fast seinem gesamten Inhalt ausbrennen ließ. Heute dient unser Haus, bescheiden wiederhergestellt, als Rathaus der einstigen Heimatstadt.

Ein ähnliches Schicksal traf 1945 in der Schlußphase des Krieges das Geschäftshaus der Schwedter Hagel- und Feuer-Versicherungs-Gesellschaft, die 1826 vom Selbständigkeitsdrang brandenburgischer Mitglieder unserer Gesellschaft gegen die ihnen mißliebige Verwaltung im mecklenburgischen "Ausland" gegründet worden war, und die ebenso wie die 1840 von pommerschen "Ausländern" errichtete Greifswalder Hagel- und Feuer-Versicherungs-Gesellschaft sich im Jahre 1947 hier in Hannover mit der Mutter-Gesellschaft "Mecklenburgische" wieder vereinigt hat. Über 150 Jahre lang hatte die stilreine klassizistische Fassade des einstigen Hofkavalierhauses, das die Schwedter Gesellschaft 1838 aus Privathand erworben hatte, auf die Schloßfreiheit zu Schwedt geblickt, bis 1945 Artilleriegranaten sie mit allem verfetzten, was sich hinter ihr barg. Nur das Greifswalder Haus hat der Krieg verschont.

Nach der Stillegung der privaten Versicherungswirtschaft in Meckl.-Pommern beginnt schon im Sommer 1945 die Wiederbelebung der drei alten Gesellschaften in Hannover. Von hier aus werden nun die ersten gemeinsamen Schritte zur Bewahrung des aus dem Jahre 1945 Geretteten unternommen. Hier findet vier Jahre lang das langsam wachsende Fähnlein alter und neuer Mitarbeiter seinen ersten Arbeitsplatz wieder.

Langsam wurde in dieser Übergangszeit sichtbar, wie groß die Kriegsverluste für unsere drei Unternehmungen geworden waren. Schmal war die Basis, aber der neue Anfang wurde gewagt, und er gelang. Die Versicherungsnehmer bewahrten uns ihr Vertrauen. Schon im Spätsommer 1945 spannen sich die ersten Fäden zu einem neuen Rückversicherer und zu einigen alten Verbindungen aufs neue. Uns allen, die wir damals dabei waren, wird das Vertrauen gerade unserer



Inschrift: Gewidmet von Wilhelm II Deutscher Kaiser, König von Preußen

Luise Königin von Preußen geb. Hannover 10. März 1776 Friederike Königin von Hannover geb. Hannover 2. März 1778

G. Schadow fecit in Marmor V Casal

Naturtheater in Hannover-Herrenhausen

Rückversicherer aus jener Zeit unvergessen bleiben, und ebenso ihr Rat und ihre Tat in den folgenden Jahren, deren wechselnde Geschäftsergebnisse sie mit uns geteilt haben.

Überblicken wir nun die Baugeschichte, so sticht ihre Zerlegung in drei Bauabschnitte hervor, wie sie auch durch die uneinheitliche Gestalt der wieder aufgebauten alten Doppelhäuser, nun Nr. 25/27 benannt, und des Neubaues Nr. 23 deutlich gemacht wird. Wir sind in diesen drei Bauabschnitten sozusagen "Teilstrecke gefahren", und dieser Ausdruck meint nicht nur das Häuserbauen, sondern zugleich auch die Stationen der inneren Wiederbelebung der Gesellschaft und ihrer Ausbreitung auf neue Zweige. Diese "Teilstrecke" war, so scheint uns, ein richtiges Programm. Manche meinen freilich, besonders unter unseren durch Raumenge geplagten Mitarbeitern, die Verwaltung hätte das Tempo dieser Teilstreckenfahrt ohne Schaden ruhig etwas beschleunigen können. Nun, das mag dahinstehen, aber wir glauben, daß wir bei allem ein gesundes Maß gehalten haben: Maß im Tempo des Bauens, Maß auch in der Beschränkung auf die förderlichen Mittel der modernen Büroausstattung, schließlich auch Maß im Verzicht auf Raum und Kosten fressende Repräsentation.

Meine Damen und Herren! Im 166. Geschäftsjahr darf unsere Gesellschaft mit diesem Erweiterungsbau Auf dem Emmerberge 23 einen Baukomplex abschließen, den wir schlicht ihr viertes Heim nennen möchten. Das vierte Heim ist nun nach und nach auch ihr bisher größtes geworden. Hierin drückt sich unsere Geschäftserweiterung aus, die wir vornehmlich dem vor genau 12 Jahren aufgenommenen Betriebe der Haftpflicht-, der Unfall- und der Kraftverkehrsversicherung danken.

In der zweiten Heimat Hannover haben wir nun 17 Jahre verbracht. Nur ein halbes Menschenalter ist vergangen, seit wir die ersten feinen Wurzeln in Hannover einsenkten. Damals wußten wir nicht, ob wir hier in dieser Stadt zur Ruhe kommen würden, war sie doch selbst vom Kriege aufs schwerste mitgenommen worden und konnte uns keine Hilfe gewähren. Aber Zeit und Entwicklung haben gelehrt, daß unsere Verwaltungsorgane mit Hannover, der überlieferungsreichen Stadt im stammverwandten niedersächsischen Bereich und dem Mittelpunkt einer hochentwickelten Landwirtschaft, die rechte zweite Heimat gewählt hatten. Das ist diese Stadt und dieses Land geworden, die zweite Heimat unserer alten Firma und ebenso der zahlreichen Mitarbeiter und ihrer Familien, die, gleich unserer Ernährerin, im eigenen Vaterlande den Wanderstab hatten nehmen müssen. 17 Jahre sind rund ein Zehntel des Wirkens unserer Gesellschaft von ihrer Gründung an, und für die meisten von uns bedeuten sie einen wesentlichen Teil der Zeit, die zu wirken uns überhaupt zugemessen ist. So darf ich sagen: Möchte diese zweite Heimat Hannover uns und unseren Nachfahren erhalten bleiben! Möchte dieser Verwaltungssitz auf dem Emmerberge, in der landschaftlich wie städtebaulich so reizvollen Nachbarschaft des Maschsees und dennoch fast im Herzen des wiedererstandenen und mächtig vorwärts strebenden Hannover gelegen, auf eine lange Zukunft hinaus der alten Firma Heim und Obdach bieten! Ihnen aber, meine Herren Bezirksdirektoren und meine Herren Abteilungsleiter und Mitglieder des Betriebsrates, die Sie heute unsere Belegschaft hier vertreten, rufe ich mit dem Gruß vom Aufsichtsrat und Vorstand an Sie und Ihre Familien zu: Freuen Sie sich mit uns des Erreichten! Sie haben mit dem Abschluß dieses Baukomplexes eine moderne Arbeitsstätte gefunden, die Ihnen nach dem von Jahr zu Jahr fühlbarer werdenden Zwang zum Zusammenrücken und nach der bis zur Raumnot gesteigerten Einengung des arbeitenden Menschen inmitten von Tisch, Stuhl, Regal und Maschine endlich die ersehnte Auflockerung gebracht hat. Wirken Sie froh in den schönen Arbeitsräumen und freuen Sie sich auch des Anteils Ihrer Arbeitskraft, mit dem Sie mitgeholfen haben, diese Räume herzustellen! Vergessen Sie aber auch nicht, daß das Schicksal, das vor 17 Jahren und länger zurück mit harter Hand fast jedem von Ihnen und uns allen vieles, so manchem das Liebste und Teuerste genommen hat, heute auch so manchem mit gütiger Hand das Verlorene und noch mehr dazu zurückgewährt hat.

Führen wir also nun miteinander in den neuen oder in den umgestalteten Räumen unsere Alltagsarbeit in dem gleichen Geiste fort, wie einst in der Enge, als uns ein neues Verwaltungsgebäude nur als ferne Hoffnung erschien. Heute wie damals macht erst der Geist, in dem die Arbeit getan wird, die Zahlen und Buchstaben lebendig.

Leben wir alle auch künftig unseren bewährten Vorsätzen nach, im Bewußtsein einer großen Überlieferung als Glied der deutschen Versicherungswirtschaft: die uns anvertrauten Interessen gerecht zu verwalten, sie sorgsam zu mehren, nach der dauerhaften Bewährung des ehrbaren Kaufmanns zu streben.

Lassen Sie uns alle den Aufgaben, die die Gegenwart stellt, in Pflichtgefühl nach der Väter Art verbunden bleiben, für uns, die Lebenden, zur Bewährung und zur inneren Zufriedenheit mit unserem Dasein, und für die nachfolgenden Generationen zur Lehre und Nacheiferung!

In diesem Geiste sei das neue Heim geweiht! Gott schütze es und uns in ihm!

Ein Mensch, der nicht für sich selbst denkt, denkt überhaupt nicht.

Oscar Wilde

Leben, das ist das Allerseltenste in der Welt — die meisten Menschen existieren nur. Oscar Wilde

Menschen, die nur auf Entfaltung ihres eigenen Ichs aus sind, wissen niemals, wohin sie ihr Weg führt, und können es nicht wissen, denn niemand kann die Bahn seiner eigenen Seele berechnen.

Oscar Wilde

Der Stil ist die Physiognomie des Geistes. Sie ist untrüglicher als die des Leibes. Schopenhauer

Jede Entscheidung der Seele geschieht in Sekunden. Heinz Carossa (Eine Kindheit und Verwandlungen einer Jugend)

Die schönen Bilder von Seume (Spaziergang nach Sykarus), H. von Cotta, Adalbert von Chamisso und Heinrich von Morungen verdanken wir der Güte des Verlages Wolfgang Weidlich, Frankfurt/M. - Archivdirektor Dr. Forstreuter war bis zu seiner kürzlich erfolgten Pensionierung Leiter des Staatlichen Archivlagers in Göttingen. — Prof. Dr. Fr. Scheven hat auf unsern Wunsch das Leben und Wirken des Mecklenburgers Ludwig Giesebrecht dargelegt, die Beziehungen des späteren Preußenkönigs Friedrich II. zum Mirower Hof geschildert und vor allem aufgezeigt, warum die von dem damaligen Kronprinzen an seinen Vater gerichteten Briefe über den Mirower Fürstenhof nicht den Tatsachen entsprechen. Die eigentliche Anregung zu diesem wichtigen Thema ging von Margarethe Wolter geb. Wendlandt aus, die dem Herausgeber aus alten Familienbeständen einen Aufsatz von L. Giesebrecht zusandte. – Ein alter Caroliner, Pfarrer auf dem Lande, wird, wie uns Martin Breest berichtet, ein angesehener Entomologe neben seinem Beruf, und "gehörte zu den besten Spezialisten unter Deutschlands entomologischen Systematikern". Wir bewundern die nur durch strengste Selbstdisziplin mögliche Arbeitsleistung und sehen zugleich an diesem Beispiel, daß Theologie und Naturwissenschaften durchaus nicht feindlich sein müssen, sondern sich im Gegenteil ergänzen. - Wie auf anderen Kloster- und Domschulen wurden auch in Güstrow schon früh Komödien von den älteren Schülern, etwa ab 1560, aufgeführt, wenn auch natürlich zuerst in lateinischer Sprache. Über die Entwicklung des Güstrower Theaterwesens bis zur heutigen Zeit berichtet uns Dr. Wilhelm Gernentz. - Die Übersicht über die gesamten Werke des Neustrelitzer Hofmalers Professor Wilhelm Unger (1795-1855) durch Professor Dr. Eckhard Unger zeigt eine geradezu enorme Anzahl von Gemälden, Stichen und Zeichnungen, die Wilhelm Unger in einem kurzen Menschenleben geschaffen hat. Alle seine Arbeiten zeugen von seiner Berufung als Künstler; wir haben uns alle in dem vom "Carolinum" erstmalig herausgegebenen Abschnitten der Monographie von der Höhe und dem Ernst seiner Leistung überzeugen können. Man wird dem Carolinum dabei einen gewissen Stolz nicht verargen können, diesen tüchtigen und hervorragenden Maler ein für allemal der Vergessenheit entrissen zu haben. - Oberregierungsrat a. D. Dipl.-Ing. Werner Praefcke möchten wir auch an dieser Stelle dafür danken, daß er dem "Carolinum" die in seinem Besitz befindlichen beiden Wossidlo-Briefe zur Veröffentlichung übergeben hat. - Oberstudiendirektor Dr. Lüth hat in wenigen Worten Wossidlos ganze Persönlichkeit skizziert. Ist es wirklich zu glauben, daß selbst im Großen Brockhaus der Name des größten mecklenburgischen Heimatforschers überhaupt nicht erwähnt wird? - Die Bilder der Königin Charlotte von England (Gemälde des berühmten Malers Gainsborough), des Mirower Schlosses und der darin befindlichen Audienz verdanken wir Prof. Dr. Scheven. - Die Fotos der Güstrower Domschule, des Theaterzettels aus dem Jahre 1741, des Rathauses und des Ernst-Barlach-Theaters in Güstrow stellte uns Dr. W. Gernentz zur Verfügung. - Das Konterfei des Schadow-Denkmals mit den mecklenburgischen Prinzessinnen Luise und Friederike (den beiden Königinnen) in Hannover überließ uns freundlichst Dr. jur. Hermann Stech. - Das zu unserer Rezension gehörende Bild Adolf Friedrichs, Herzog zu Mecklenburg, stiftete der Verlag Krüger u. Nienstedt, Hamburg.

Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, hat auch Religion; wer jene beiden nicht besitzt, der habe Religion.

Goethe (Zahme Xenien)

#### Ein Brief aus Kalifornien

Deutscher Besuch in Los Angeles

Beverly Hills, den 1. Oktober 1963

Lieber Herr Oberstudiendirektor Piehler:

Gern folge ich heute der von Ihnen aus der alten Heimat und aus dem fernen Argentinien von Korvettenkapitän Hermann Brunswig kommenden Aufforderung, wieder einmal über allgemein Interessantes in meinem Leben zu berichten. So möchte ich Ihnen denn über meine Beziehung zur Vertretung der Deutschen Bundesrepublik in Los Angeles und den Besuch von Bundestagsabgeordneten in Kalifornien schreiben.

Der Generalkonsuls, hatten uns und etwa vierzig weitere Gäste am 15. September zu Ehren einer Gruppe von Abgeordneten des Bonner Bundestags zum Dinner eingeladen. Der Empfang fand statt in dem gastfreundlichen Heim des Generalkonsuls, das, von der Bundesrepublik gemietet, oberhalb des Ozeans auf den Pazifischen Palisaden gelegen ist, in der herrlichen, friedlichen Landschaft mit dem weiten Blick über die mit reicher Vegetation ausgezeichneten Berge nach Nordosten und über das große, stille Meer nach Südwesten, nicht fern von dem Hause, in dem Thomas Mann seine kalifornischen Jahre verlebt hatte.

Der Abend war von ideal schönem, mildem Wetter begünstigt. Von der Terrasse des Hauses sah man den Ozean in seinem tiefen Blau und den weiten Horizont in karminroten Farben nachleuchtend, dem Untergang des auf diesem Breitengrad schnell ins Meer sinkenden Riesenfeuerballs der Abendsonne folgend. Das Gesundheitsministerium der Bundesregierung in Bonn hatte die aus Wolfsburg, Bad Hersfeld, Mühlheim und Kaiserslautern stammenden Abgeordneten nach Amerika gesandt zwecks Gedankenaustauschs auf mannigfachen Gebieten. Die Unterhaltung mit diesen gesprächigen Herren kam schnell ins Rollen, da sich leicht viele Anknüpfungspunkte fanden, und führte zu einem der abwechslungsreichsten und anregendsten Abende, den meine Frau und ich in langer Zeit erlebt hatten.

Das Generalkonsulat der Deutschen Bundesrepublik, das im Geschäftszentrum von Los Angeles die zehnte Etage eines modernen, mit Luftkühlung ausgestatteten Hochhauses am Wilshire Boulevard einnimmt, hat sich in den vergangenen 10 Jahren zu einer der bedeutendsten Konsulatsvertretungen im Westen Nordamerikas entwickelt und verfügt über einen ausgezeichneten Stab von Mitarbeitern auf vielen umfangreichen Gebieten wie dem der diplomatischen Repräsentation, der Handels- und Industrievertretung, der Rechtsberatung für die vielen Tausende von Menschen mit Beziehungen nach Deutschland und der Kulturabteilung, die die Liaison zu den Universitäten, Hochschulen, wissenschaftlichen Laboratorien, zu den Museen und Kulturveranstaltungen herstellt. Unsere persönlichen Beziehungen zum Generalkonsul, zum stellvertretenden Generalkonsul, der die Wirtschafts- und Handelsabteilung, den Export und Import leitet, zur Konsulin, die die juristische Abteilung versorgt, zum Kulturdezernenten und den Sachbearbeitern sind immer freundlich gewesen, seitdem die Bundesrepublik ein Generalkonsulat hier eröffnet hat. Die Beamten sind Deutsche Staatsangehörige, die auf Diplomatenpässen von Bonn nach hier kommen. Die meisten Angestellten sind nach Amerika eingewandert und sind hier ansässig.

Der Umfang der deutschen Einwanderung nach Amerika ist vielleicht nicht allgemein bekannt. — Da war eine große deutsche Einwanderungswelle nach 1848. — Dann kam eine erhebliche Einwanderung in den Jahren von 1933 bis 1941. — Von Mitte 1941 bis etwa 1948 gab es praktisch keine Einwanderung. — Nach 1948 bis jetzt kamen Einwanderer aus Deutschland wieder in großer Zahl. — Bis 1924 war die Einwanderung nach Amerika zahlenmäßig unbeschränkt. Seit 1924 gibt es ein Einwanderungsgesetz und das Gesetz bestimmt eine jährliche Quote, die Maximalzahl für die verschiedenen Nationalitäten. Nach diesem Gesetz haben die englische und deutsche Nationalität die weitaus höchsten Einwanderungsquoten. Die Zahl für alle anderen Nationalitäten ist sehr erheblich geringer. Seit 1924 können pro Jahr bis zu 163 000 Personen einwandern. Ein neues, weit liberaleres Gesetz wurde von Präsident Kennedy beim Kongreß beantragt. Nach fünfjähriger Ansässigkeit in den USA wird man amerikanischer Bürger, wenn man einen diesbezüglichen Antrag stellt, und ist dann gleichberechtigt mit allen andern Bürgern.

Die Abgeordneten aus Bonn waren nach Amerika gekommen, um Erfahrungen zu sammeln: industriell auf dem Gebiet der Autoproduktion, auf hygienischem Gebiet bezüglich Maßnahmen gegen Luftverunreinigung in Industriestädten, Air pollution, medizinisch über Schwangerschaftssterblichkeitsverhütung und Sozialversicherungen und landwirtschaftlich auf dem Gebiet der kalifornischen Methoden der Geflügelzucht, vielleicht um zu lernen, warum der amerikanische Export von Geflügel solch große Konkurrenz für den Common Market darstellt.

Die industrielle Luftverunreinigung ist ein schwierig zu behandelnder Zustand in allen Industriestädten und besonders in den Millionenstädten der ganzen Welt. Südkalifornien besitzt an der Technischen Hochschule in Pasadena den aus Wiesbaden stammenden und bei dem Empfang beim Konsul anwesenden Professor Götz, der die Besucher aus Deutschland mit seinen Spezialfachkenntnissen über Luftverunreinigung ebenso erfreute, wie er sie — nach über 30 Jahren in Amerika — mit seinem unverfläschten Heimatdialekt überraschte. Die Bundestagsabgeordneten verbrachten einen Tag in den Laboratorien der Hochschule.

Auf dem Gebiet der Schwangerschaftsmüttersterblichkeit konnte ich darauf hinweisen, daß die Fortschritte in Amerika seit langem so groß gewesen sind, daß dieses Problem seit Jahren hier keine Bedeutung mehr hat. — Dieses Thema führte bald zu anderen medizinischen Themen wie Krankenhausorganisation, Krankenhausversorgung und Krankenhausbauten, wo hier erhebliche Unterschiede bestehen im Vergleich zu Deutschland, Unterschiede, die ihre Vorzüge und Nachteile haben.

Auf dem Gebiet der Krankheits- und Sozialversicherungen hatte ich eine lange Unterhaltung mit dem Spezialdezernenten aus Bonn, der mit Recht die mir aus meinen Praxisjahren in Deutschland wohl bekannte Tatsache betonte, daß die dort seit 1888 — unter Bismarck — erworbenen großen Erfahrungen zu bedeutenden praktischen Erfolgen geführt haben, während es in den USA eine staatliche Krankheitsversicherung nicht gibt und die Altersrentenversicherung erst 1934 unter Präsident Roosevelt vom Kongreß eingeführt wurde.

Von dem Bundestagsabgeordneten des Kreises Bad Hersfeld hörte ich mit Vergnügen, daß der uns aus seinen kalifornischen Jahren persönlich bekannte

Theaterintendant Wilhelm Dieterle dort alljährlich die Dramafestspiele veranstaltet und im letzten Sommer sieben Mal Goethes Iphigenie zur Aufführung brachte. — Auf diesem Gebiet leiden wir hier offensichtlich an Kulturmangel. Wir erleben zwar im November gelegentlich Gastspiele von Wagners Walküre, Tannhäuser und den Meistersingern in deutscher Sprache. Doch deutsches klassisches Drama hat es hier noch nicht gegeben. — Der Anregung dieses Abends folgend, sagte mir der Generalkonsul, daß er sich bemühen werde, eine deutsche Schauspielgruppe aus New York nach Los Angeles einzuladen.

Die Besucher aus Deutschland zeigten besonderes Interesse an Problemen der Landwirtschaft und der Bewässerung des subtropischen Bodens in Südkalifornien. Natürliche Wasserquellen gibt es hier nur in verschwindend geringer Zahl. Im Jahresdurchschnitt erreicht die jährliche Regenmenge kaum 20 Zentimeter. Die regenfreie Trockenperiode dauert von etwa Mitte März bis etwa Mitte November. Gewitter kommen fast nie vor, Stürme sind so gut wie unbekannt, in den Tälern gibt es nie Schnee, natürliche Seen und Flüsse gibt es in Südkalifornien nicht. So lernten die Herren aus Bonn, daß die Wasserversorgung stattfindet durch Kanäle und Röhrensysteme über 1000 bis 1500 Kilometer Entfernung, Staubecken und groß angelegte Wunderwerke von künstlichen Stauseen im Gebirge. Wir erhalten das Wasser aus den fernen Rocky Mountains und Sierra Nevada-Felsengebirgen, durch den Coloradofluß aus dem Staate Colorado sowie durch Stauanlagen in den regenreichen nordpazifischen Staaten vermittels kostspieliger Wassertransportanlagen. – Die sogenannte Regenzeit hier geht von Mitte November bis Mitte März. Dann regnet es an einigen (etwa 40) Tagen stundenweise. An mehr als 300 Tagen scheint die Sonne. - Und doch hat Südkalifornien sich zu einem der wichtigsten landwirtschaftlichen Zentren entwickelt mit üppiger Vegetation und Produktion. - Die Geflügelzucht spielt hier eine hervorragende Rolle und einer der Abgeordneten aus Bonn beschäftigte sich einen ganzen Tag mit deren Studium und besuchte Hühnerfarmen in den benachbarten landwirtschaftlichen Vororten. - Die Geflügelzucht wird in diesem subtropischen Lande während des ganzen Jahres in offenen Einzelkäfigen betrieben, eine Methode, die im nördlichen Klima natürlich nicht anwendbar ist.

In Gesellschaft der liebenswürdigen Herren aus Bonn verlief der gesellschaftliche Abend im gastfreundlichen Hause des Generalkonsuls gemütlich und schnell, bis die Besucher, die von den Autozentren im Osten Amerikas nach Los Angeles gekommen waren, sich um Mitternacht für ihren Weiterflug nach San Franzisko verabschieden mußten. - Am gleichen Abend verabschiedete sich der mir befreundete, langjährige Kulturdezernent am hiesigen Generalkonsulat, Dr. Volkmar von Zühlsdorff (Mitverfasser des Textbuches über die North Atlantic Treaty Organisation, NATO), um eine große neue Aufgabe, das Kulturdezernat für Südostasien an der Deutschen Botschaft in Bangkok zu übernehmen. Ihm überreichte ich zum Abschied einen Band des "Carolinum" (25/26), in den ich für ihn den auf ihn gut passenden, früher schon einmal zitierten Satz schrieb: "Dem Deutschtum des alten, frohen, freien und geistigen Sinnes, dem der deutsche Name sein bestes Ansehen, dem er die Sympathie der Menschheit verdankt." Dr. von Zühlsdorff hat sich seitdem mit warmen Worten dafür bedankt. Gelegentlich seines nächsten Heimaturlaubs in Deutschland werden Sie sicher von ihm hören.

Im nächsten Frühjahr werden es 28 Jahre seit unserer Auswanderung nach Amerika. — Tempora mutantur et nos mutamur in illis, es wird wohl Zeit für eine Besuchsreise in die alte Heimat, die nun für den kommenden Frühling geplant ist. — Wie Sie mir schrieben, wollen Sie, lieber Herr Piehler, die Mitteilungen in diesem Brief für die Carolinerzeitschrift benutzen. Da es wohl Ende dieses oder Anfang nächsten Jahres sein wird, bis die nächste Nummer erscheint, so benutze ich diese gute Gelegenheit, meinen vielen guten Freunden, denen direkt zu schreiben ich zu meinem Bedauern so lange versäumt habe, Ihnen und Ihrer Familie, den Mitgliedern der Carolinerschaft und deren Vorstand meine besten Wünsche für ein glückliches Jahr 1964 aus dem fernen Westen zu übermitteln, mit besonderen Grüßen an meine alten Lehrer und an den uns gemeinsam befreundeten Dr. Hermann Stech.

Ihnen persönlich bin ich dankbar für die große Arbeit, die Sie im Interesse des Zusammenhalts unter den Carolinern unermüdlich und tagtäglich leisten, um durch unsere "Blätter für Kultur und Heimat" Nah und Fern zu verbinden. — Auch bin ich dankbar für Ihr gütiges, wohlwollendes Verstehen und Ihre Objektivität, die Sie in diesen Jahren oft gezeigt haben und Ihr stetes Bestreben, die Harmonie in der Carolinerschaft zu wahren. Möge Ihnen vor allem die Gesundheit erhalten bleiben.

Dr. med. F. Rosenthal

## Zum Neuen Jahr

So rinnt immer Jahr um Jahr durch das Sieb der Zeiten, doch was einmal unser war, braucht nicht zu entgleiten.
Was an Goldsand sich gesetzt, halten wir in Händen:
Alles, hoffen wir, zuletzt mög' in Freuden enden!

Karl Nahmmacher (geb. 1874)

## Das Malchiner Realgymnasium

Von Erich Reincke

In das alte mecklenburgische Landtagsstädtchen Malchin zog es einst viele alte Neustrelitzer Realprogymnasiasten, die dort an dem Realgymnasium das Abitur ablegen wollten, da Neustrelitz ihnen dazu keine Möglichkeit bot: ein Grund mehr, der geschichtlichen Entwicklung der Malchiner Höheren Schule auch im "Carolinum" Platz zu geben.

Obwohl wir wissen, daß in Malchin schon 1298 ein Rektor tätig war und schon 1421 Malchiner Schüler die Universität Rostock bezogen, hat "die" Malchiner Höhere Schule nicht eine jahrhunderte alte Tradition, wie manche Höheren Schulen des Landes. Sie begeht im Jahre 1966 ihr hundertjähriges Jubiläum, ist also eine Gründung des Kriegsjahres 1866. Es war ein Nicht-Mecklenburger, ein Dr. Schmidt aus Genthin (Provinz Sachsen), der im März des Jahres 1866 an den Magistrat der Stadt Malchin mit der Anfrage herantrat, ob und unter welchen Bedingungen er hier eine höhere Knaben- (oder Töchter-)schule einrichten könne und welche Geldmittel ihm die Stadtverwaltung zur Verfügung stellen wolle. Dieses Vorhaben war ein Wagnis, denn die Malchiner Stadtschule stand auf einer beträchtlichen Höhe; sie hatte drei "studierte" Lehrer, meist Theologen und bot mit diesen den Malchiner Kindern Unterricht im Lateinischen und Französischen zur vollen Zufriedenheit. Leider ist das "Promemoria" des Gründers der Anstalt mit den meisten anderen Akten in den unheilvollen Tagen des Mai 1945 verloren gegangen. Jedenfalls stimmt in der Rats- und Bürgerschaftssitzung vom 23. März 1866 die Mehrheit der Stadtverordneten der Gründung einer höheren Schule zu. Am 7. April findet die erste Aufnahmeprüfung von sechs Schülern statt, die mit einem 7. zusammen die erste Sexta bilden. Der 23. April 1866 ist der eigentliche Geburtstag, an dem im Hause des Kaufmannes Eisenblätter in der Schulstraße das erste Schuljahr beginnt. Die letzten beiden Zöglinge dieses ersten Jahrganges sind erst im Jahre 1935 zur ewigen Ruhe eingegangen,. - Der Gründer und "Dirigent" Dr. Schmidt möchte den Lehrplan eines rein-humanistischen Gymnasiums zugrunde legen, trägt aber den Verhältnissen Rechnung und läßt das Englische von Quarta ab zu. Der weitere Ausbau der Schule kostet natürlich Geld; Nörgler und Kritiker treten auf. Aber mit großer Zähigkeit und unendlichem Idealismus umsorgt der Gründer der Anstalt seine Schöpfung als ahne er, wie bald er diese verlassen müsse. Ende Juni 1868 erliegt er einem Lungenleiden, seine und der Schule Tragik!

Der schon vor dem Tode des Gründers einsetzende "Wind" gegen die Höhere Schule wird zum Sturm, bald heißt es "hie humanistisches Gymnasium, hie Realschule"! Mehrere neue Leiter können sich nicht durchsetzen und wechseln. Im Kollegium hören wir von ärgsten Gegensätzen. Der ausgeglichene Ernst Reich (von 1867 – 72), der später viele Jahrzehnte an der Ribnitzer Realschule als Gymnasialprofessor wirkt, ist zeitweise abwesend, weil er am Kriege gegen Frankreich 1870/71 teilnimmt. Vorübergehend vertritt ihn der Kandidat Eduard Wrobel, der später viele Jahrzehnte die Große Stadtschule in Rostock leitet. Scheinbar tritt 1872 eine gewisse Stetigkeit mit der Wahl Kühnes zum Leiter ein. Indes muß auch er am 3. Dezember 1873 weichen – er war ein Schwindler und hatte seine "hervorragenden Zeugnisse" gefälscht. Als Ergebnis aller inneren Wirren und äußeren Kämpfe um den Bestand und die Form der höheren Schule sei vermerkt, daß das Progymnasium mit seinem altsprachlich-humanistischen Lehrplan 1872 in eine Realschule umgewandelt wird,

obwohl es zwei Jahre nach seiner Gründung bereits eine Zahl von 81 Schülern aufweist. Außerdem wird jetzt die Anstalt mit der Bürgerschule unter gemeinsamem Schulvorstand vereinigt und damit eine unglückliche Verbindung mit einer wesensfremden Schule durchgeführt.

#### 1874 - 1914

Nach der Ausschaltung Kühnes begann nun endlich die für das Schul-Schiff dringend erforderliche ruhigere Fahrt. Über ein Menschenalter steuerten zwei Nachfolger das Schiff allmählich in eine sichere Fahrrinne hinein. Wenn auch noch manche Gefahr drohte und die Wogen gelegentlich hochgingen, zu solchen unleidlichen Gegensätzen wie vorher kam es zunächst nicht wieder.

Im April 1874 begonnene Verhandlungen des Schulvorstandes mit dem Oberlehrer Fritz Reimann vom kaiserlichen Lyzeum in Schlettstadt/Elsaß führten zum Erfolg. Reimann, geb. 14. Sept. 1839 in Schwerin an der Warthe, übernahm als Direktor im Herbst die Leitung der Malchiner höheren Schule. Wir hören von der Anerkennung uns heute selbstverständlich erscheinender Bedingungen: Dem Direktor ist die innere Verwaltung der Schule in der ihm gebührenden Selbständigkeit zu übertragen; er ist in letzter Zuständigkeit dem Ministerium verantwortlich; er allein verteilt den Unterricht und stellt den Stundenplan auf; er hat Sitz und Stimme im Schulvorstand; gekündigt darf ihm nur werden bei groben Dienstvergehen und unsittlicher Lebensführung usw. Neujahr 1876 findet der Umzug in das eben fertiggestellte Schulgebäude vor dem Steintor statt, nachdem man schon 1867 aus dem Eisenblätterschen Haus in der Schulstraße in das Haus des Kaufmann Wiese übergesiedelt war, das vielen Malchinern als das Haus des Kaufmanns Weiher bekannter sein dürfte. In diesem neuen Gebäude hat die Schule auch heute noch nach 2 Anbauten im Jahre 1907 und 1932 ihre Heimstätte. - 1877 erreichte die Höhere Schule zum erstenmal die Schülerzahl 100. Am 1. April 1877 konnte der "Malchiner Generalanzeiger" verkünden, daß die Höhere Schule um die Schlußklasse (Prima) erweitert sei, und zu Ostern 1878 konnte der unermüdlich tätige Reimann die Anerkennung als "Realschule erster Ordnung" (Oberrealschule) buchen.

Diese Umwandlung hatte nun die selbständige Stellung der Schule, die Trennung von der Bürger- und Volksschule zur Folge. Sie bekam einen eigenen Schulvorstand und eine besondere Schulordnung. Dazu ein Kuratorium, das sich aus dem Bürgermeister, dem Superintendenten, dem Bürgerwortführer, einem Mitglied der Bürgervertretung und dem Leiter der Anstalt, zusammensetzte. Der Direktor muß wöchentlich 12, die akademischen Lehrer sollen 24—21, die seminaristischen 28—26 Wochenstunden erteilen. Für begabte Söhne unbemittelter Malchiner Bürger stehen 4 ganze und 4 halbe Freistellen zur Verfügung. Seit dem 14. März 1878 darf die Anstalt Zeugnisse ausstellen, die zum einjährigfreiwilligen Militärdienst berechtigen. Die ersten 4 Abiturienten verlassen Ostern 1879 die Anstalt; im ganzen haben bis zum 26. März 1945 578 Schüler die Reifeprüfung abgelegt.

Das Schuljahr 1883/84 bereitete mit seinem veränderten Lehrplan und mit verstärkter Stundenzahl im Lateinischen (10 Stunden wöchentlich, Mathematik und Deutsch wurden in der Stundenzahl gekürzt) auf eine Umgestaltung vor. Das folgende Jahr 1884 zeigt dann die Höhere Schule in der Form, die ihr durch 40 Jahre eigen geblieben ist. Die Höhere Malchiner Lehranstalt wurde ein Realgymnasium. Die Stundentafel von 1884 gibt für Prima drei Fremdsprachen an: Lateinisch mit 5, Französisch mit 4, Englisch mit 3 Wochenstunden,

dazu die üblichen Fächer, im ganzen 36 Wochenstunden. Um die Tertien und Sekunden in einigen Fächern teilen zu können, läßt Reimann die seit Jahren schwach besuchten Vorschulklassen eingehen; so kommt er ohne einen neuen Lehrer aus.

Für das Schuljahr 1885/86 sei die Tätigkeit des Kandidaten Dr. Max Dreyer am Malchiner Realgymnasium erwähnt. Dreyer machte hier die Studien zu seinem (1898) erschienenen "Probekandidaten". Die Personen dieses Stückes sind die mit dem Recht des Dichters gestalteten Kollegen Dr. Dreyers in Malchin.

Unter Reimanns Direktorat hob sich die Schülerzahl des Realgymnasiums von 86 im Jahre 1874 auf 165 im Jahre 1880 und sank dann wieder auf einen Tiefstand von 84 im Jahre 1898. Das war das Jahr, in dem er sein Amt aufgab - und merkwürdig: es ist dieselbe Schülerzahl, die er vorfand, als er seine Tätigkeit an der Malchiner Schule 1874 begann. Reimann hat die Malchiner Höhere Lehranstalt fast ein Vierteljahrhundert geleitet, seine Tätigkeit war von großer Bedeutung für die Schule, ihr Ausbau zur Vollanstalt ist sein Werk. Schon die bereits erwähnten Bedingungen, unter denen er sich nur bereit erklärte, die Leitung zu übernehmen, zeigen, wie er für die Selbständigkeit der Schule gekämpft hat. Reimann besaß einen scharfen Verstand und eine umfassende Kenntnis der neueren Sprachen. Dazu kam sein Lehrgeschick, seine glückliche Gabe, besonders die älteren Schüler zu gewinnen und fortzureißen. Nur eines fehlte ihm, die vor allem in einer Kleinstadt erforderliche Kunst der Diplomatie. In seinen letzten Jahren zeigte er ein immer schrofferes Wesen, das zu vielen Reibereien, vor allem auch mit den städtischen Behörden, besonders dem Magistrat führte. So wurde er wegen seines nervösen Leidens zunächst am 21. Februar 1898 beurlaubt zu einer Kur und schied dann zum 1. April des Jahres gänzlich aus dem Schuldienst aus. Am 29. April 1901 ist er in Kassel verstorben. Viele Schüler werden ihm ein gutes Andenken bewahrt haben. 1)

Es war ein Glück für die Schule, daß Reimann, des zuletzt offenen Kampfes müde, seinen Abschied nahm und in Ernst Reincke, der schon ein Dutzend Jahre als Lehrer für Mathematik und Physik am Realgymnasium tätig war, den geeigneten Nachfolger fand.²) "Als Sohn der Stadt (geboren am 30. Sept. 1856 in Malchin) war er mit den örtlichen Verhältnissen vertraut. Gleichbleibende innere Freundlichkeit, ernsthaftes wissenschaftliches Streben, unendliche Liebe zu seiner Schule waren ihm eigen. Allen die ihn persönlich gekannt und mit ihm zusammen gearbeitet haben, ist die Erinnerung an den Menschen und Vorgesetzten Reincke lebendig geblieben. Geschickt verstand er es, Klippen, die er oft genug auf seinem Wege vorfand, zu umfahren. Ein Mann von innerer Klarheit, ein Lehrer von hoher Begabung, wußte er seine Schüler zu fesseln; er trat ihnen auch menschlich näher, war Freund und Führer zugleich. Sie sprachen über ihn Worte der Verehrung, Bewunderung und Dankbarkeit. Trotz aller Arbeitslast blieb er seinen Amtsgenossen ein gleichbleibender, liebevoller Berater. Für seine Vaterstadt hat er sich dauernd in mannigfaltiger Weise bemüht; aus dem damaligen öffentlichen Leben in Malchin war Ernst Reincke

<sup>1)</sup> Wer Sinn für Humor hat, der möge nachlesen, was Dr. Würffel, der als Oberlehrer am Realgymnasium 1881 — 97 tätig war, in seinen Erinnerungen an Malchin im Malchiner Generalanzeiger vom 29. Sept. 1929 und im Nachrichtenblatt der Chemnitzer Höheren Mädchenbildungsanstalt vom März 1928 humorvoll schildert.

<sup>&</sup>lt;sup>2</sup>) Aus naheliegenden Gründen gebe ich als sein Sohn einem früheren Chronisten das Wort.



Kollegium des Realgymnasiums 1906 stehend v. l. n. r.: Wiegert, Schultz, Dahncke, Römer, Glamann sitzend: Junkelmann, Hamdorff, Reincke, Seeck, Allwardt

nicht wegzudenken. Schnell gelang es ihm, den Zusammenhang zwischen Stadt und Schule, der unter Reimann sehr gestört war, wiederherzustellen; vor allem das Vertrauen der Einwohner zur Höheren Schule wieder zu gewinnen. Die Schülerzahl, die Ostern 1898, als er die Leitung übernahm, auf 84 zurückgegangen war, hob sich allmählich wieder bis zu seinem letzten Dienstjahr 1913/14; sie erreichte vor dem ersten Weltkrieg mit 178 mehr als den doppelten Bestand. Die Malchiner freuten sich trotz der Lasten, welche die Schule der Stadt auferlegte, ihres Realgymnasiums und ihres Leiters, der mit ihnen lebte. Die früher oft nur schwache Einheit des Lehrkörpers bot unter ihm ein erfreuliches Bild, es ging wesentlich friedlicher als ehedem zu. Da erkrankte am Ende des Schuljahres 1913/14 Direktor Reincke und starb Charfreitag, 10. April 1914. Am Ostermontag, 13. d. Monats, begleiteten ihn Lehrerkollegium, die anwesenden Schüler, aber auch viele, die aus der Ferne herbeigeeilt waren, unter strahlendem Frühlingssonnenschein zur letzten Ruhestätte."

Eines der wichtigsten äußeren Ereignisse unter Reinckes Direktorat war die am 15. Oktober 1907 erfolgte Einweihung eines großen Anbaues, der neben mehreren Räumen für die naturwissenschaftlichen Fächer wenigstens eine teilweise Trennung der beiden Tertien ermöglichte. Die restliche Trennung sowie die der bisher noch ganz zusammengelegten Sekunden wurde mit dem Schul-

jahr 1910 ermöglicht, als die Stadtverwaltung zwei neue Lehrerstellen bewilligte. — Einen letzten schweren Kampf um seine gesamte Existenz mußte das Malchiner Realgymnasium noch im Jahre 1905 bestehen. Die Stadtverwaltung glaubte wegen der schlechten Finanzlage der Stadt die Kosten für den zweiten Neusprachler nicht aufbringen zu können, man behalf sich mit Seminar- und Probekandidaten (heute Referendare und Assessoren), die naturgemäß dauernd wechselten. Die Regierung drohte, wenn die "ordnungsmäßige" Besetzung der Stelle nicht baldigst erfolge, werde sie keinen Vertreter mehr zu den Reifeprüfungen schicken. Während der Bürgermeister Steinkopf in Schwerin verhandelte, taten sich mehrere Männer der Stadt zusammen, um die erforderlichen Mittel durch private Spendenzeichnungen aufzubringen. Allen voran eilte der damalige Senator (spätere Bürgermeister) Faull von Haus zu Haus. Als er durch den Draht dem Ministerium melden konnte, daß durch allgemeine Opferwilligkeit jährlich laufend fast 6000 Mark aufgebracht würden, war der Bestand des Realgymnasiums gesichert.

Während nach Reinckes Tod zunächst vertretungsweise die Leitung des Realgymnasiums in den Händen ProfessorGlamannslag, sollte nach Wahl durch den Magistrat und das Kuratorium vom Winterhalbjahr ab Dr. Walter Geiersbach, damals Oberlehrer in Saarbrücken (geb. 22. 3. 1881 in Bad Oeynhausen) die Leitung des Realgymnasiums übernehmen. Aber das Geschick wollte es nicht, daß er die Schule betrat, zu deren Leitung er ausersehen war. Er fiel am 7. September 1914 in Frankreich. Seine Pläne für die Malchiner Höhere Schule haben sich erst in den 20er und 30er Jahren durch Dr. Borgmann und Dr. Bibeljé verwirklichen lassen.

### Die Kriegs- und Nachkriegszeit

Von 1914 — 16 mußte Professor Glamann vertretungsweise weiter die Leitung der Anstalt behalten. Der Krieg schlug der Schule schwere Wunden; ihr neuer Direktor Dr. Geiersbach, drei Lehrer und 89 Schüler und frühere Schüler sind auf dem Felde der Ehre geblieben. Die Zahl der Schüler sank erheblich. Ein Teil der Lehrer wurde eingezogen, Behörden und Kriegsgesellschaften zogen Lehrer und Schüler der oberen Klassen zu statistischen Erhebungen heran, Sammlungen der verschiedensten Arten benötigten Schüler als Sammler. Die Lücken, die im Wissen der Schüler entstanden, waren noch nach Jahren spürbar.

Am 1. Juli 1916 erhielt das Realgymnasium einen neuen Direktor in Dr. Heinrich Borgmann vom Gymnasium Berlin-Friedenau (geb. 26. 12. 1880) mit der Lehrbefähigung im Französischen, Deutschen und Lateinischen. Auf Borgmanns Anregung gingen zwei Maßnahmen zurück, die für die folgende Zeit bedeutungsvoll geworden sind und die Entwicklung der Anstalt stark beeinflußt haben:

Seit Ostern 1922 durften besonders begabte Mädchen das Realgymnasium besuchen. Ihre Anzahl betrug im ersten Jahr 14 unter einer Gesamtzahl von 170 Zöglingen und stieg dann weiter an im Laufe der Jahre. Die ersten 14 entstammten zum größten Teil der Heuck'schen Privatmädchenschule, die den Inflationsjahren erlag.

Unter Borgmann begann 1923 die Umgestaltung des Realgymnasiums in ein Reformrealgymnasium, die 1932 unter Bibeljé beendet war. Fortan beginnt in Sexta das Englische, in Quarta das Französische, in Untertertia das Lateinische.

Das Jahr 1923 brachte noch eine weitere wichtige Veränderung für das nunmehrige Reformrealgymnasium. Durch das Gesetz über die Verstaatlichung der anerkannten höheren Lehranstalten Mecklenburgs wurde auch die Malchiner Schule vom Staat übernommen. Die Malchiner Bürger verzichteten nur mit Bedauern auf die selbständige Verwaltung ihrer blühenden höheren Lehranstalt, die seit Jahrzehnten ihr besonderer Stolz gewesen war und für die sie manches Opfer gebracht hatten. Während durch das neue Gesetz die Schulaufsicht und die persönlichen Ausgaben, d. h. die Gehälter und Ruhestandsbezüge des Lehrerkollegiums auf den Staat übergingen, verblieben der Stadt die sachlichen Leistungen, d. h. die Unterhaltung des Gebäudes, der Büchereien, der Sammlungen und Lehrmittel, die Kosten für Heizung, Beleuchtung sowie die Gehaltszahlung für den Schulwart.

Der schon erwähnte ältere Chronist urteilt über Borgmanns Direktorium: "Ein Rückblick zeigt, daß sich nach den schweren Kriegsjahren das Realgymnasium unter seiner Leitung wieder hob - langsam aber stetig. . . . Dr. Borgmann war ein tüchtiger und scharfer Schulleiter; war er politisch ein überzeugter Demokrat . . ., so war er als Direktor krasser Autokrat. Er griff rücksichtslos durch, wo er Mängel sah. Mit der Einheit zwischen Kollegium und Direktor war es nicht so bestellt wie unter Ernst Reincke. Zu den älteren Lehrkräften stand Dr. Borgmann in verhülltem, ja offenem Gegensatz." Es kamen die Jahre, in denen die Bevölkerung Malchins, auch die Lehrer und die älteren Schüler von den Wogen der Politik stärker und stärker erfaßt wurden. Hatte anfangs zwischen Borgmann und den Malchiner Bürgern, die ihre Kinder auf die höhere Schule schickten, ein freundliches Verhältnis bestanden, so schwand dies mehr und mehr, als Borgmann immer stärker "nach links" tendierende Neigungen zeigte. Borgmann besaß nicht Reinckes Diplomatie und ausgleichende ruhige Art. Und der gewissenhafte Chronist muß berichten, daß die "Feindseligkeiten" offen ausbrachen, als bei irgendeiner Veranstaltung ein kleiner Schüler eine schwarz-weiß-rote Fahne schwenkte und Borgmann sich, unbeherrscht wie er eben leider häufig war, dazu hinreißen ließ, diesen hart zu ohrfeigen. Die besonnenen Malchiner Bürger jener Jahre, die ihre Kinder auf die höhere Schule schickten, lehnten zwar einerseits Hitlers Hakenkreuz ab, andererseits hatten sie wenig übrig für die schwarz-rot-goldenen Farben der Weimarer Republik, geschweige denn für das "rot" der Internationale. Sie liebten und ehrten ihre schwarz-weiß-rote Fahne, unter der sie aufgewachsen waren und ehrenvoll im Weltkrieg gekämpft hatten. Sie standen gegen Dr. Borgmann. So war es eine kluge Maßnahme des Schweriner Ministeriums, daß es, bevor die Verhältnisse unhaltbar wurden, auf dem Verwaltungswege eingriff und Dr. Borgmann an das Warener Reformrealgymnasium versetzte. Es braucht kaum betont zu werden, daß eine so eingestellte Persönlichkeit wie die Borgmanns nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten keine persona grata mehr war. Er wurde im Herbst 1933 abgebaut und verzog alsbald aus Waren. Von seinem weiteren Schicksal ist dem Chronisten nur bekannt, daß er Karfreitag 1946 in Freiburg i. Br. durch Freitod aus dem Leben gegangen ist.

### Die Blütezeit der Malchiner höheren Lehranstalt unter Dr. Bibeljé 1928-38

Mit Dr. Bibeljé, der am 11. Juni 1887 in Grabow geboren war, wurde wieder ein Mecklenburger mit der Leitung der Malchiner höheren Schule beauftragt. Er kam vom Schweriner Realgymnasium nach Malchin, seine Studienfächer waren die neueren Sprachen. Mit ihm begann eine neue Blütezeit des Malchiner Reform-Realgymnasiums. Sie tat sich schon rein äußerlich dadurch kund, daß die Schülerzahl in dem Jahrzehnt von Bibeljés Direktorat fast auf den doppelten



Realgymnasium Malchin Seitenansicht: links das alte Gebäude, rechts der Anbau von 1907 mit dem später davor angelegten Steingarten

Stand des Jahres 1927 stieg. Sie betrug im Jahre 1938, als dieser verdiente Schulleiter von Malchin scheiden mußte, 372, darunter fast 100 Mädchen, und erreichte damit ihren Höchststand bis zum Jahre 1945. Die Schulen in Dargun und Stavenhagen mit ihrem weiten ländlichen Einzugsgebiet erwiesen sich als ausgezeichnete Zubringerschulen, sie paßten auf Bibeljés Anregung hin ihren Lehrplan weitgehend dem des Malchiner Realgymnasiums an. Die erfreuliche Entwicklung der Schule forderte gebieterisch weitere Räume. Trotz der Not dieser Zeit – es waren die Jahre der Geldknappheit, der Gehaltskürzungen, der Notverordnungen des Reichskanzlers Brüning - wurden am 13. August 1931 in einem weiteren Anbau an der Wallstraße vier große, helle luftige Klassen eingeweiht, die die Malchiner Stadtverwaltung in wirklich großzügiger Weise der Schule darbrachte. Bibeljé hatte schon im Herbst 1928 den völlig getrennten Unterricht in den Abschlußklassen durchführen können, es gab also von nun an eine gesonderte Unter- und Oberprima. Vielleicht war dies alles die Folge davon, daß sich unter Bibeljé wieder ein besseres Schulklima, eine engere Verbindung des Schullebens mit der Offentlichkeit anbahnte. Wir hören von einer Fülle von Schulfesten, an denen außer den Eltern auch diejenigen Malchiner Bürger in großer Zahl teilnahmen, die ihr Interesse an dem Leben ihrer Schule bekundeten. Für die Malchiner Bürger war es wieder "ihre" Schule.

Im Jahre 1932 wurde die Altschülerschaft neu gegründet, nachdem ein erster Versuch im Jahre 1911 ohne Bedeutung geblieben war. Alt- und Neuschüler beteiligten sich rege an dem Heimattreffen aller Mecklenburger im Jahre 1933 und ganz besonders an den Feierlichkeiten vom 8.—10. Oktober 1936, als es galt, 700 Jahre Malchin und 70 Jahre höhere Schule festlich zu begehen.

Nach 1933 machte sich natürlich auch an unserer Anstalt der Einfluß des Nationalsozialismus geltend. Eines der ersten Opfer waren die althergebrachten farbigen Schülermützen, die die Realgymnasiasten viele Jahre hindurch mit Stolz getragen hatten. Sie waren den Schülern nicht ein Zeichen von Dünkelhaftigkeit und Überheblichkeit oder noch Schlimmerem gewesen; sie waren einfach ein Zeichen einer schönen Gemeinsamkeit, im übrigen saßen der Bürgersohn, der Arbeitersohn und der Adlige auf derselben Schulbank, nur die für den Besuch einer höheren Schule erforderliche Begabung mußte vorhanden sein als unersetzliche Voraussetzung. Freistellen sorgten dafür, daß auch der Unbemittelte seinen Weg durch die höhere Schule machen konnte.

Bibeljé, ein unerschrockener Frontkämpfer des Weltkrieges hatte es nicht leicht, sein Schulschiff nach 1933 durch all die vielen neu auftretenden Klippen zu steuern. 1937 bekam unter ihm noch die Anstalt in der Oberschule für Jungen die Form, die ihr seitdem verblieben ist. Nun gabelten sich die Klassen der Oberstufe in einen sprachlichen und in einen mathematisch-naturwissenschaftlichen Zug.

Als 1938 ein Wechsel in der politischen Leitung der Stadt eintrat, verlor auch die Schule ihren verdienstvollen Leiter. Bibeljé wurde nach Differenzen mit den neuen Gewalten nach Rostock versetzt, um dort die Leitung einer Oberschule für Mädchen, des früheren Oberlyzeums, zu übernehmen. Sein Fortgang wurde von Schülern, Lehrerkollegium und Einwohnern der Stadt in gleicher Weise bedauert.

Die Malchiner Oberschule für Jungen unter Dettmers (1938-42) und Dr. Buhles (1942-45) Leitung Der zweite Weltkrieg

Zum Nachfolger Dr. Bibeljés bestimmte der Schweriner Dezernent für das höhere Schulwesen, Ministerialrat Dr. Franz Weber, ein gebürtiger Malchiner und früherer Schüler unserer Anstalt, Ulrich Dettmer (geb. 12. Sept. 1900). Dieser besaß die Lehrbefähigung im Deutschen, Französischen und in Propädeutik. Zunächst mit der Leitung der Oberschule betraut, wurde er am 1. Januar 1940 zum Oberstudiendirektor ernannt. Es liegt eine gewisse Tragik um ihn und sein Ende. Ursprünglich wohl wie so mancher andere von den Verhältnissen der Weimarer Republik abgestoßen, war er aus idealen Gründen der NSDAP beigetreten. Doch fand er auch als Kreisleiter nicht, was er suchte, und wünschte, in den Schuldienst zurückzutreten. Er war hauptsächlich ein Mann der Verwaltung. Der Kunst der Menschenkenntnis und Menschenbehandlung scheint er ebenso wie seinerzeit Borgmann bar gewesen zu sein. So erregte er bald bei allen Stellen Anstoß. Sicherlich hat er sich bemüht, nationalsozialistisches Ideengut an der Schule durchzusetzen; daß er bewußt Unrecht getan hat, ist dem Chronisten nicht zu Gehör gekommen.

Es ist eine Ironie, daß ausgerechnet geringfügige Differenzen in der Verwaltung zwischen Dettmer und dem neuen nationalsozialistischen Bürgermeister Schirrmeyer das Ministerium veranlaßten, ihn an die Lehrerinnen-Bildungsanstalt nach Neukloster zu versetzen. Er hatte dort noch größere Schwierigkeiten mit dem, meist aus Damen bestehenden, Kollegium fertig zu werden. Gegen Ende des Krieges wurde er zum Volkssturm eingezogen und ist, soweit es dem Chronisten bekannt geworden, beim Einsatz verschollen.

Sein nicht leichtes Erbe in Malchin mußte Dr. Paul Buhle aus Schwerin antreten. Er war dort am 17. Februar 1883 geboren und hatte die Lehrbefähigung

in Deutsch, Französisch, Englisch. Sein eigentliches Lebenswerk war die Gründung einer privaten Realschule in Schwerin 1911. Nach dreijährigem Bestehen erlangte diese Ostern 1914 die staatliche Anerkennung, wurde 1923 verstaatlicht und von Ostern 1928 bis 1931 zur Oberrealschule ausgebaut. Anläßlich seines 80. Geburtstages am 17. Februar 1963, den Dr. Buhle in Schwerin beging, widmete einer seiner früheren Schweriner Schüler ihm im "Demokrat" einen längeren Artikel, in dem er die hervorragende Persönlichkeit des Jubilars und die besondere Eigenart der von ihm geleiteten Schule würdigte.

Oberstudiendirektor Dr. Buhle mußte wegen Meinungsverschiedenheiten mit Parteidienststellen die Stätte seiner Lebensarbeit aufgeben, als er zur Leitung der Malchiner Oberschule Ostern 1942 berufen wurde. Drei Jahre, bis zum 30. April 1945, hat er die Leitung der Oberschule innegehabt. Er knüpfte an die besten Zeiten unter Bibeljé an, und es gelang ihm trotz aller immer größer werdenden kriegsbedingten Schwierigkeiten, den unerfreulichen Zustand zwischen Schule und Stadtverwaltung wieder zu bessern, die Zucht in der Schülerschaft wiederherzustellen und aufrechtzuerhalten. Sein großes pädagogisches Geschick, seine gleichbleibende Ruhe und Erfahrung gewannen ihm schnell die Zuneigung der Schüler und das Vertrauen der Elternschaft.

Viel einschneidender und schwerer als die Zeit von 1914 – 1918 wirkte der zweite Weltkrieg von Anfang an auf das Schulleben ein. Die größten Schwierigkeiten entstanden dadurch, daß von Anfang an die Mitglieder des Lehrkörpers in immer größerer Zahl zum Heeresdienst einberufen wurden. Ersatz kam und ging wieder, neuer Ersatz, neuer Wechsel! Dazu Kohlennot schon im ersten Kriegswinter. Beschränkung des Unterrichts auf täglich 2 Stunden oder voller Ausfall. Der Unterricht fand teilweise in den Räumen des Landratsamtes oder des Rathauses statt. 1942 wurde das Gebäude der Oberschule als Lazarett eingerichtet, die Oberschule zog nach dem Rektor-Bülch-Platz um, da Verwaltung und Unterricht der Oberschule in ein Gebäude der Grundschule verlegt wurde. Am 1. September 1942 zu Beginn des Schuljahres 1942/43 zwölf volbesetzte Klassen und nur elf Räume! Ende August 1943 findet der Kreisarzt bei der Untersuchung der Schüler der Klassen 5-8 auf Tauglichkeit für den Luftwaffendienst alle tauglich! Ein Teil von ihnen kommt nach Delmenhorst in Oldenburg. Die meisten werden 1944 in Lübeck eingesetzt, wo sie von einem Malchiner Studienrat betreut werden. Sie und eine weitere Gruppe aus dem nächst jüngeren Jahrgang (Klasse 5a und 5b) wechseln mehrfach Standorte und Betreuung. Nach langen Verhandlungen gelingt es im Januar 1945 der Geschicklichkeit Buhles, die Luftwaffenhelfer nach Malchin zurückzuholen, ein Teil wird noch zum Wehrdienst eingezogen. Zwischen den Herbstferien und Weihnachten 1944 kam die Mehrzahl der Oberprimanerinnen in den Reichsarbeitsdienst; die jüngste, aus gesundheitlichen Gründen vorzeitig daraus entlassen, kann am 23. März 1945 als letzte Abiturientin vor dem Zusammenbruch die Reifeprüfung ablegen.

Seit dem Jahre 1941 nahm die Zahl der Schüler in auffallender Weise zu. Die Gründe sind darin zu suchen, daß aus luftkriegsgefährdeten Gebieten Eltern ihre Kinder in das ruhige Malchin schickten und später viele Flüchtlingskinder in die Malchiner Oberschule eingeschult wurden. Im April 1945 wurden von der Oberschule Malchin und ihren Zweigstellen in Neukalen, Dargun und Stavenhagen rund 480 Schüler(innen) betreut.

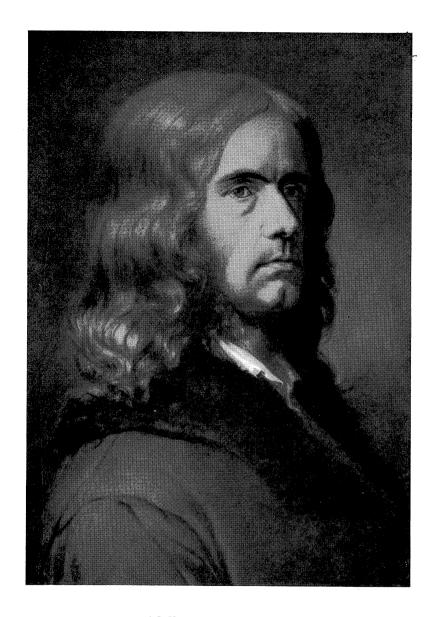
Im Januar 1945 mußte die Schule auch das Gebäude auf dem Rektor-Bülch-Platz räumen, weil die Wehrmacht es als Reservelazarett beanspruchte. Behelfs-



Heinrich von Morungen

(1213 in Leipzig erwähnt, † 1222.) Idealbildnis aus der nach dem Züricher Ratsherrn Rüdiger Manesse benannten Handschrift, die zu mittelhochdeutschen Liedern von 140 Dichtern 138 Miniaturen enthält. Die Handschrift entstand um 1320 in Zürich, sie wird in Heidelberg aufbewahrt.

Aus: Gedenktage des mitteldeutschen Raumes, gesamtdeutsches Kalendarum für 1963, Verlag Wolfgang Weidlich, Frankfurt am Main.



Adalbert von Chamisso

(1781 Schloß Boncourt, flüchtete mit seinen Eltern aus Frankreich zur Zeit der französischen Revolution nach Berlin, starb dort 1838.) Von besonderem Gewicht erscheint heute sein Gedicht "Schloß Boncourt". Olbild von Robert Reinick 1831. Chamisso war ebenso als Dichter wie als Naturforscher bedeutsam.

Aus: Gedenktage des mitteldeutschen Raumes, gesamtdeutsches Kalendarum für 1963, Verlag Wolfgang Weidlich, Frankfurt am Main.

mäßig fand einige Tage hindurch der Unterricht im Gebäude der Mittelschule in der Schweriner Straße statt. Als auch diese Lösung aufgegeben werden mußte, blieb Dr. Buhle nur übrig, in einer Reihe von Privathäusern einzelne Klassen unterzubringen. Ein ordnungsgemäßer Unterricht wurde immer unmöglicher. Schon im Februar fuhren die Schulzüge so unregelmäßig und mit so ungünstigen Zeiten, daß die vielen Fahrschüler aus Dargun, Neukalen, Stavenhagen nicht mehr nach Malchin zum Schulbesuch kommen konnten. Buhle half sich und den ihm anvertrauten Kindern, indem er in den genannten Orten Zweigstellen in Privathäusern einrichtete und erfahrenen Kollegen die örtliche Leitung übergab. Der Unterricht wurde teils von Lehrkräften erteilt, die an diesen Orten wohnten, teils fuhren oder gingen Lehrkräfte aus Malchin zu Fuß, um wenigstens dem dringendsten Unterrichtsbedürfnis abzuhelfen. Aus dem benachbarten großen Dorf Gielow kamen die Schüler auch im Winter 1944/45 zum Unterricht nach Malchin. Wegen der großen Unsicherheit im Hainholz bildeten sich für den Hin- und Rückweg Kolonnen unter Führung älterer Schüler. Von einem normalen ordnungsmäßigen Unterricht konnte keine Rede mehr sein. Am 28. April fanden die letzten Unterrichtsstunden statt.

\_ \* \_

Bewußt ist in dieser Darstellung der Geschichte des Malchiner Realgymnasiums von Statistik abgesehen, weil die Leser sicherlich mehr Interesse am inneren Leben der Schule als an trockenen Zahlen haben werden.

Es sei nun auch der Entwicklung der körperlichen Ertüchtigung gedacht, da die Malchiner höhere Schule sich keineswegs auf die geistige Schulung beschränkte. In den ersten Jahrzehnten ihres Bestehens fand allerdings nur ein bescheidener Turnunterricht im Sommer statt, erst von 1906 ab nimmt die Schule auch das Winterturnen auf. 1910/11 bringt die große Wende. Der neue Turnlehrer Otto Meyer, versteht es, bei den Jungen Begeisterung für das Turnen zu erwecken, die neue seit 11. November 1911 zur Verfügung stehende Turnhalle stellt, auch bei schlechtem Wetter, Ort und Geräte zur Verfügung. Sport jeglicher Art, besonders das Fußballspiel, wird innerhalb und außerhalb der Schule betrieben. Wettspiele mit Mannschaften anderer mecklenburgischer Städte locken auch manche Malchiner Bürger herbei und veranlassen sie, ein Scherflein für die Unkosten zu spenden. Der tatkräftigen Förderung durch Oberlehrer Römer verdankt das Rudern seinen Eingang in die Schule. 1911 ermöglichten die Spenden Malchiner Bürger und amerikanischer Freunde die Gründung eines Schülerruderklubs mit eigenem Bootshaus und Boot; Römer wurde der erste Protektor des Klubs. Keinen Winkel des Malchiner und Kummerower Sees hat es gegeben, der die Flagge des Schülerruderklubs nicht gesehen hätte. Unvergeßlich sind die Wochenendfahrten nach Demmin und die Treffen mit der dortigen Ruderriege. — Tiefe Trauer erfüllte alle, als, nach einem Gegenbesuch, Demminer Schüler trotz Warnung durch die Malchiner Ruderfreunde und den Hafenmeister bei Sturm auf dem Kummerower See die Segel setzten und nach Kentern den Tod fanden.

Höhepunkt des turnerisch-sportlichen Lebens war das Turnfest. Am Vormittag und Frühnachmittag wurde um die "Siegesschleife" gerungen. Am Spätnachmittag und Abend bildete dann ein Tanz den Abschluß.

In "Turnreisen" — wir würden heute "Wanderfahrten" sagen — für die unteren Klassen eintägig, für die mittleren und oberen Klassen zwei- bis dreitägig — lernten die Malchiner die engere und weitere Heimat kennen.

Vom Jahre 1912 ab dauerten diese Wanderfahrten zwei bis vier Wochen (!) und standen meist unter der Leitung des verdienstvollen Turnlehrers Otto Meyer. 1928 fand die letzte große Fahrt statt, die nach Köln, Mainz, Frankfurt/Main, Leipzig und Berlin führte.

Aus der großen Fülle anderer Veranstaltungen sei nur einer einzigen Einrichtung gedacht. Das mecklenburgische Justizministerium, mit dem bis 1919 das Unterrichtswesen verbunden war, lud Jahr für Jahr die Gymnasien und Realgymnasien zweimal zum Besuch von Aufführungen im Schweriner Hoftheater ein.

Seit 1945 wird das im Jahr 1866 gegründete Realgymnasium als Oberschule für Jungen und Mädchen in den alten Räumen weitergeführt.



Im Schloßgarten von Neustrelitz

#### Neudrusedom

#### 2. Folge

# Erinnerungen von Niklas Nothnagel \*

## Topographisches

Wenn N. N. sich recht erinnert, ließ er die erste Folge seiner Erinnerungen mit einer andeutungsweisen Landschaftsschilderung enden: der Erwähnung der Ruhestätte des letzten Herrschers über Neudrusedoms Land, welche sich auf einer kleinen Insel eben des Sees befand, an dessen Ufer das Stammschloß seiner Vorfahren lag. Dieser Umstand gibt ihm nun das Stichwort, über die hauptstädtische Topographie zu sprechen, weil nämlich auch Neudrusedoms Stadtgebiet mit stehenden Gewässern im Zusammenhang stand. Eines davon, ein See von mehreren Kilometern Länge, bespülte seine westliche Grenze, welche außer einem bescheidenen Industrieareal durch den Park des großherzoglichen Schlosses und seine Vorländereien, sowie ein weiteres parkartiges Gehege gebildet wurde. Das Bemerkenswerteste an dem erwähnten See war, daß er nicht nach der Residenzstadt, sondern nach einem ebenfalls daran gelegenen Dorf benannt war, welches sich freilich vor Neudrusedom des Primates seiner Lage rühmen konnte. Der Verfasser ist sich bei der Aufzeichnung dieser Seiten der merkwürdigen Tatsache bewußt geworden, nie in seinem Leben jenes so nah gelegene Dorf betreten zu haben, obwohl er als Knabe zahlreiche Male den See teils zu Fuß, teils zu Fahrrad umrundete. Denn ebenso merkwürdigerweise lag es auch nicht direkt an diesem. sondern seine Häuserreihe begann erst in einiger Entfernung vom Ufer, an welchem der Rundweg entlang führte. Mag sein, daß in früheren Zeiten der See größer gewesen war oder die Einwohner auch damals schon keine Lust verspürt hatten, sich unmittelbar an seinem verschilften Rande niederzulassen. Auch die Bergung seines Fischreichtums geschah vom Neudrusedomer Uferanteil aus. Dieser schloß ferner einen regelrechten Hafen in seinen Bereich ein, der nicht eben häufig von Lastkähnen frequentiert wurde, welche dort ihre Ladung an Landeserzeugnissen umschlugen, in der Hauptsache Getreide und Ziegelsteine. Es ist wohl überflüssig zu sagen, daß auch der Wassersport - sowohl aktiver wie passiver Art (womit das Rudern und das Segeln gemeint sind) - auf seinen Fluten ausgeübt wurde. Wie aus der Bemerkung über den Handelsverkehr zu Wasser zu entnehmen, hatte der See durch einen Kanal Verbindung mit einem anderen größeren und von dort aus über ein System von Wasserwegen verschiedener Art sogar Zugang zum Meer. Eine Möglichkeit indes, die nur von einigen Besitzern größerer Segelboote wahrgenommen wurde.

Eine Eigentümlichkeit der landschaftlichen Situation Neudrusedoms bestand darin, daß es kaum eine erwähnenswerte eigene Feldmark besaß. Die Plätze der keineswegs reizlosen Umgebung, an denen N. N. in seinen Knabenjahren mit den Kameraden vor allem in den schönen Jahreszeiten, also von Frühjahr bis Herbst, sein Wesen trieb, waren alle im Besitz der älteren Nachbarstadt. Eine Tatsache, die den vaterstädtischen Stolz wohl empfindlich beschattete, auf der anderen Seite jedoch das Gute hatte, daß bei zuweilen verübten Schadenshandlungen das Ahndungsrecht beim Altdrusedomer Magistrat lag, dessen Ordnungshüter meist weit entfernt waren. Aber das nur zum geringen Teil ackerbaulich genutzte Gelände diente noch einer weiteren Körperschaft Neudrusedoms — wenn

man so sagen darf – zur Nutzung, und zwar auf Grund nicht näher bekannter, aber gewiß friedfertiger Abmachungen zwischen den beiden Orten.

Das war die städtische Kuhherde, ein mit den Jahren immer mehr zusammenschmelzendes Kontingent der nützlichen Vierbeiner. Ihren morgendlichen Aufbruch hat N. N. nie erlebt, da er sich wahrscheinlich an einem Punkte formierte, der von seinem Behausungsviertel einigermaßen entfernt lag. Desto mehr ist ihm noch ihr mittäglicher Weidezug und vor allem der abendliche Heimgang in lebhafter Erinnerung. Die Bezeichnung "städtische" Herde ist wohl nicht ganz richtig, denn es muß eine Gemeinschaft der Kuhhalter gewesen sein, die ihren milch- und fleischgebenden Besitz auch einem wahrscheinlich aus einer privaten Kasse bezahlten "Kuhschäfer" zur Behütung überließen. Dieser Herr trug dementsprechend auch keine Uniform, die ihn etwa als Beamten ausweisen konnte. Daran änderte auch eine spätere Regierungsform nichts, die sonst so gern auch friedlichen Beschäftigungen nachgehende Bürger in eine "gleichschaltende" Tracht zwängte. Der Kuhschäfer, die hochdeutsche Fassung übrigens der agronomischmundartlichen Bezeichnung "Kauschäper" (die logisch richtige Anrede "Kuhhirt" hätte er sicher als Beleidigung empfunden), war ein Mann in schon reifen Jahren, der mit einem verwetterten Schlapphut, festen Stiefeln und einem derben Krückstock ausgerüstet war. Seinen Tagesproviant trug er in einer umfänglichen Ledertasche bei sich. Die Arbeit des Hütens, also des Leitens zu den mehr oder weniger ergiebigen Gräsungsstellen, teilte er sich, gleich seinen Fachkollegen von der eigentlichen Schäferei, mit ein oder zwei Hunden, die einer ehestens noch als Spitz zu bezeichnenden, Fremden gegenüber wenig umgänglichen Rasse angehörten. Es waren mittelgroße Tiere mit braunweiß geflecktem und etwas lockigem Fell, die in der Regel auf den Namen "Flocki" hörten. Diese umkreisten unermüdlich, zeitweise mit heiserem Gebell, das auch ihnen anvertraute Rindvieh, welches gemächlich Gras rupfend und wiederkäuend seines Weges zog. Ebenso gemächlich folgte ihnen ihr Herr und Meister, dessen Beschäftigung dabei natürlich eine andere war: er strickte Strümpfe, aus der dicken grauen Wolle, wie sie die Männer des Landvolkes als Fußbekleidung ehedem liebten. Von einer Lohnbeschäftigung war dabei wohl nicht zu reden, es geschah völlig zum Zwecke der Selbstversorgung. Vielleicht, daß er auch keine Frau hatte, die solches für ihn tat.

Der sommerabendliche Rücktrieb der Herde glich jedesmal einem Triumphzug der Viehwirtschaft, wenn diese, in eine von der tiefstehenden Sonne durchschienenen Staubwolke gehüllt, am Beschauer vorbeiströmte. Er erfolgte über die sogenannte Kuhtrift, einem unbefestigten Fahrweg, der parallel zum Seeufer an der Außenseite des Schloßgeheges, der schon erwähnten Fortführung des eigentlichen Parkes, entlang führte. Der weitere Weg lief dann an der westlichen Begrenzung des Schloßparkes hin, welche durch eine dichte, mit einem Stakettzaun verstärkte Hecke gebildet wurde, die dergestalt verhinderte, daß sich die Kühe störend unter die im Park Lustwandelnden mischten, von weiteren Schäden ganz abgesehen. Dafür nützten sie die erlaubte Wegfreiheit ausgiebig aus, um sich von den Produkten ihrer Weidetätigkeit zu trennen. Diese waren schier unübersehbar und machten ein Überschreiten der Straße nach ihrem Durchzug für lange Zeit äußerst riskant. Die des Weges kommenden Bürger pflegten deshalb mit einem solchen Vorhaben solange zu warten, bis ihnen von arglosen Sommergästen ein gefahrloser Übergang getreten worden war. Verdenken konnte man es übrigens den Kühen nicht, denn irgendwie mußten sie ja das Gewicht ihrer milchschweren Euter kompensieren. Trotzdem war es nicht recht einzusehen, warum sie ihre letzten Andenken auf die Fußsteige des angrenzenden

Stadtteils deponierten, wo der Zug sich auflöste. Alle gingen nämlich nach Erreichen einer bestimmten Straßenteilung einzeln oder in kleinen Gruppen ihrer eigenen Wege, der Kuhschäfer mit seinen Hunden und die Kühe. Denn sie wußten alle, wo sie wohnten und es war eigentlich nur eine Formsache, wenn einige der letzteren von ihren Besitzern abgeholt wurden. Bei einem dieser Abholer soll seiner Merkwürdigkeit wegen ein wenig verweilt werden, zumal er auch ein zeitweiliger Schulkamerad N. N.'s gewesen war. Er war aber nicht der Besitzer der beiden schwarzweiß gefleckten Rinder, sondern unternahm den abendlichen Abholgang nur in Vertretung seines Vaters, eines biederen Handwerksmeisters, der weiter hinauf in N. N.'s Straße wohnte. In welchen Schulklassen ihm Erwin T. Gesellschaft leistete, ist N. N. nicht mehr im Gedächtnis. Er war ein durchaus gutmütiger Knabe und ragte kaum auffällig über den jahrgangsmäßigen Bildungspegel hinaus, unterschritt ihn aber auch nicht sehr merkbar. So hatte er sich auf diese Weise bis zur Quarta des Realgymnasiums fortentwickelt, wo jedoch seine Fähigkeitsgrenze anscheinend erreicht war. Der Grund seines von Tragik umschatteten Schulabganges war aber ein anderer.

Die Feierabendfunktion eines "Kuhadjutanten" übte er schon damals aus und er hatte dadurch unter seinen Klassenkameraden sogar ein gewisses Ansehen. Wie die gleichaltrigen Genossen mit einem Holzsäbel in der Hand sich als Angehörige einer imaginären Streitmacht fühlten, lebte auch Erwin gelegentlich in einer militärischen Traumwelt. Er lebte aber diese Welt gewissermaßen im Alleingang, wenn er die Kühe seines Vaters heim begleitete, und der Stecken in seiner Hand, den er wie einen Tambourstab handhabte, sollte ihn als Leiter eines Musikzuges ausweisen. Die Tonfolgen seines Orchesters deutete er dabei durch rhythmisches Zischen durch die Zähne an. Den Erwachsenen mochte das schon damals sonderbar vorgekommen sein, die Kameraden sahen allenfalls etwas Komisches darin, daß Kühe den angeführten Heereszug personifizierten. Eines Tages passierte Erwin während der Unterrichtsstunde etwas sehr Menschliches, was ob des in seinem Lebensalter reichlich Ungewöhnlichen in der Klasse jubelnde Heiterkeit, beim Lehrer dagegen eine ebenso lautstarke Entrüstung auslöste. Jedenfalls konnte der von dem Vorfall offensichtlich selbst Überraschte auf Befragen keine hinreichende Erklärung geben. Mag sein, daß er, in seine Träume versponnen, an seine abendlichen Untergebenen gedacht hatte. Gleichviel, seines Bleibens an der Anstalt war darauf nicht länger. Die anfänglich noch vorhandene Verbindung Erwins mit seinen früheren Gefährten verflachte im Laufe der Jahre immer mehr, zumal er fernerhin nur noch als Beauftragter seines Vaters in Erscheinung trat. Seine Geistesverfassung schien gleichfalls nicht nur dieselbe geblieben, sondern offenbar sogar in langsam rückläufiger Entwicklung begriffen zu sein. So oft N. N. an die lange Wohnzeit in jener Straße zurückdenkt, taucht unweigerlich auch Erwin mit den Kühen seines Vaters, zischend sein imaginäres Musikkorps dirigierend, aus der Erinnerung auf. Soviel über die Kühe im allgemeinen und Erwin T. im besonderen.

Von einem weiteren See soll noch die Rede sein, der zwar erheblich kleiner als der zuerst erwähnte, dafür aber innerhalb des nördlichen Stadtrandviertels gelegen war. Er hatte eine ovale Gestalt und verfügte über eine steil abfallende und beträchtliche Tiefe, was ihn als eines der in jenen Gegenden anzutreffenden eiszeitlichen Relikte kenntlich machte. Diese Wasserverhältnisse prädestinierten ihn zur Pflegestätte des sommerlichen Schwimmsports, zu welchem Zwecke eine mit allen Wettbewerbseinrichtungen versehene, ursprünglich für die großherzogliche Streitmacht errichtete Anstalt bereitlag. In N. N.'s Knabenjahren befand sich

dieselbe natürlich völlig in "zivilisiertem" Zustande. Die schwimmpädagogischen Belange nahm geraume Zeit ein Mann wahr, dessen sich aus dem Polnischen ableitender Name merkwürdigerweise soviel wie "Pferdeknecht" bedeutete. Ein hübsch angelegter Promenadenweg ermöglichte es, den teilweise von einem bewaldeten hohen Ufer eingefaßten See in einer guten halben Stunde gemächlich zu umrunden. Außer besagtem Uferteil, an dem sich eine Anzahl wohlhabender Bürger angebaut hatte, lagen ferner ziemlich gleichmäßig verteilt drei Anwesen, welche verschiedenen, überwiegend sogar industriellen Zwecken dienten. Auf dem kleinsten der drei Komplexe stand eine Konservenfabrik, ihr schräg gegenüber an der entferntesten Uferecke, übrigens unweit des Schwimmbades, erstreckten sich, von einer hohen Ziegelsteinmauer umgeben, die rußigen Hallen der städtischen Gasanstalt, welcher damals die Erhellung der Bürgerstuben oblag. Ungefähr gleich weit von den beiden anderen entfernt und auch etwas vom Seeufer zurück lag ein langes hohes, hellverputztes und vielfenstriges Gebäude, dessen darin ausgeübte Tätigkeit eine gewisse Parallele zur Zweckbestimmung des vorher genannten Unternehmens darstellte, freilich auf geistiges Gebiet verlagert. Es war die mit dem Namen ihres längst verblichenen großherzoglichen Stifters versehene höhere Knabenschule, von deren dauernden und zeitweiligen Besuchern noch an anderer Stelle die Rede sein wird. Den See, der in späteren Jahren, wie es sich für eine der Verschönerung dienende Anlage gehörte, mit den obligaten Schwänen besetzt war, berührten die verschiedenen Vorhaben an seinem Ufer nur unwesentlich, will man von dem Erguß einiger Abwässer und dem lärmenden Treiben der Badenden zur Sommerszeit in seinen Fluten absehen. Die Fama, eine Quelle übrigens, auf die N. N. noch des öfteren zurückzugreifen genötigt sein wird, berichtete ferner, daß den Badefreuden auch zu anderen als den üblichen Zeiten gefrönt wurde, in erster Linie natürlich von den Anwohnern. So sei einmal ein solcher, von einer ihm nicht in passender Weise anverwandten Dame begleitet, bei schwachem Mondlicht auf dem Gelände der Badeanstalt angetroffen worden. Wobei die Bekleidung des Paares den zweifellos nicht vorhandenen Einlaßkarten entsprochen hätte. Gewiß ist es nicht Sache des Verfassers, nachträglich aufzuklären, was den anonymen Berichter bewog, sich damals just zur selben Zeit an jenem Platz aufzuhalten, oder ein Urteil etwa über die gewählte Badetracht abzugeben. Man sieht jedenfalls, daß der idyllische See keineswegs auch einer heimlichen Romantik ermangelte.

An dieser Stelle dünkt N. N. die Zeit gekommen, ein wenig vom Schloßgehege zu erzählen. Wie erinnerlich, lag dieses am westlichen Stadtrand und begann etwa zehn Spazierminuten vom Schloßpark und den verschiedenen, noch zum Schloßkomplex gehörenden Gebäuden entfernt. Von der Stadt aus "hinterm Schloß" gelegen, war es schon ein eigenes Viertel, welches die Bedienstetenhäuser, den Marstall, die lange Reihe der Remisen, nicht zu vergessen das kleine Elektrizitätswerk, das Theater und die Gewächshäuser der Schloßgärtnerei, umfaßte. In architektonischer Hinsicht am reizvollsten war ein im Rokokostil in die Häuserzeile eingefügter kleiner Saalbau, der jahrelang als Schulraum genutzt, später jedoch einem musisch-produktiveren Zweck als Proben- und Konzertraum des Theaters diente. Seine Errichtung ging übrigens auf denselben Kammerherrn zurück, der auch das entferntere Schloßgehege angelegt hatte. An ihn erinnerte noch ein kleiner, halbvergessener Brunnen an einem Randwege, dessen dünner Wasserstrahl schon lange versiegt war. Im gleichen Zustandes des Verfalles befanden sich einige steinerne Estraden mit ebensolchen Bänken, an welchen der Besucher des von wucherndem Unterholz und alten Bäumen bestandenen Reviers vorüberkam. Am Eingange dieses idyllischen Naturparks stand das sogenannte "Borkenhäuschen", ein aus Backsteinen aufgeführter Unterschlupf, der diesen Namen zur Erinnerung an einen wirklich nur im wesentlichen aus dem angegebenen Material errichteten Vorgänger führte. Das besagte Häuschen war der übliche Endpunkt für solche Spaziergänger, die sich über den Schloßpark hinaus ergehen wollten. Weiter zu gehen, also das Schloßgehege zu durchstreifen, blieb den ausgesprochenen Wanderern und ernsthaften Naturfreunden vorbehalten. Das war eine Gattung der das Schloßgehege Frequentierenden. Besonders zur Nachmittagszeit durchschwärmte ein anderes Besucheraufgebot den Bezirk: die phantasiebegabten Nachgestalter ihrer Knabenbuchabenteuer, meist zu Fuß und nur dann mit Fahrrädern unterwegs, wenn es galt, gefährliche Automobilexpeditionen durch den Urwald darzustellen. Als angenommene feindliche Macht in diesen Spielen — das Radfahren war natürlich auf den Spazierwegen verboten – fungierte der jeweilige städtische Ordnungshüter, eine dunkelblaue, rot vorgestoßene Mütze und einen Knotenstock als Abzeichen tragend. Es gab zwei dieser Aufseher, welche den inoffiziellen Titel "Panner" führten. Der eine hatte als besonderes Kennzeichen einen beachtlichen Schnauzbart, dem anderen wiederum fehlte der rechte Arm. Beider einsilbiger Name begann außerdem mit einem M und der Verfasser kann sich nicht entsinnen, die Herren, ob Sommer, ob Winter, anders als in einem dicken Überrock gesehen zu haben. Zu Abend kehrte dann allmählich Ruhe und Frieden in diesen Breiten ein und auch der diensthabende Panner konnte wieder an seinen häuslichen Herd zurückkehren. Der dritte Andrang von Besuchern begann erst lange nach ihrer offiziellen Dienstzeit. Überhaupt war die nunmehr zuweilen aufkommende Unruhe anderer Art und in etwa erforderlichen Fällen Ordnung zu schaffen war nicht ihres Amtes. Schließlich unterlagen die zarten zwischenmenschlichen Beziehungen besonderen Gesetzmäßigkeiten und im allgemeinen pflegten dabei auch keine öffentlichen Interessen gekränkt zu werden.

Aber nicht nur bemerkenswerte Plätze in Neudrusedoms naher Umgebung, auch einige charakteristische Gestalten in ihr hätten einen gebührenden Anspruch darauf, in eine topographische Schilderung aufgenommen zu werden.

Da gab es einen emeritierten Major des ersten Krieges, der sich unweit des Südzipfels des großen Sees auf einer Anhöhe niedergelassen hatte. Das Anwesen wurde von einem weithin sichtbaren Windmotor überragt, der mit seinem stählernen Gittermast gewissermaßen den Bergfried der Ritterburg darstellte. In Wahrheit diente jedoch jenes unschöne Gebilde dazu, die Bewässerung der zahlreichen Obstbäume sicherzustellen, von deren Ertrag der "Burgherr" lebte. Daher rührte auch der ihm, obgleich bürgerlichen Geblütes, vom Volksmund beigelegte Name "Apfelbaron". Wodurch er allerdings die Aufmerksamkeit besonders der jugendlichen Einwohner Neudrusedoms erregte, war sein Transportmittel, mit dem er die Erzeugnisse seines Obstgutes zur Stadt brachte. Natürlich fuhr er ein Kraftfahrzeug, aber eines von einer schon damals aussterbenden Gattung: eine "Cyclonette". Das "Wirbelstürmchen", wie man den Markennamen sinngemäß verdeutschen könnte, war ein dreirädriges Gefährt, dessen Motor frei über dem in der Mitte angeordneten Vorderrade saß. Die Fahrtechnik erforderte daher einiges Geschick, wobei es allerdings nicht zu unterscheiden war, ob die Nervosität des "Apfelbarons" hiermit zusammenhing oder der Ausfluß seines offenbar cholerischen Temperamentes war, wenn er die staunend umdrängende Schuljugend beim Besteigen und Starten seiner Fahrgelegenheit mit wütenden Gesten zur Seite scheuchte. Die besonderen Fahreigenschaften sollten ihm sogar einmal zum Verhängnis werden, als er im vereisten Winter seiner Gewohnheit nach forsch um eine Straßenecke steuerte und sein Wirbelstürmchen dabei "über Stag ging", wie der Seemann sagt, und Kapitän samt Ladung außenbords. Auch dies war ein Ereignis, dem nicht beigewohnt zu haben N. N. lange für ein Manko seiner Lebenserfahrung hielt. Er konnte es sich aber nach den Berichten ganz gut in seiner Vorstellung rekonstruieren, den mit flatterndem Havelock und gesträubtem Spitzbart durch die Luft schwebenden Major R., auf dem Kopf die kinnriemenbefestigte Schirmmütze, dabei von einigen Korbladungen rotbackiger Äpfel überschüttet. Es soll aber keiner einen ernstlichen Schaden davon getragen haben, der Verunglückte nicht und auch nicht die Cyclonette mit den Apfelkörben.

Eine andere sagenhafte Gestalt aus der nahen Umgegend war Herr K., allgemein nur "Hühner-K." genannt. Dieser auf das bekannte Hausgeflügel Bezug nehmende Beiname rührte von folgender Geschichte her. In früheren Jahren bewirtschaftete K. ein Ausflugslokol am Stadtrand, wo er anstelle der Milch seinen Gästen ein Ei in den Kaffee zu quirlen pflegte, denn an diesen war der großen Hühnerschar wegen kein Mangel. Aber er war schon lange nicht mehr der Wirt dort und möglicherweise lag es daran, daß er aufgeben mußte. Denn sicher waren seine Gäste es allmählich leid geworden, ihren Kaffee anstatt der Milch mit Eiern zu genießen. Nun wohnte er noch weiter irgendwo draußen, doch gleichwohl gehörte seine pittoreske Radfahrergestalt das ganze Jahr über zum Straßenbild. Mit einer im Wechsel der Jahreszeiten gleichbleibenden Gewandung, die aus einer erdbraunen Lodenjacke und Pumphosen aus dem gleichen Material bestand. Die aus letzteren herausragenden, äußerst dürren und schrägen Beine staken im Sommer in Wollstrümpfen, im Winter dagegen in einem Paar abgewetzter Ledergamaschen. Er hatte ein knochiges Gesicht mit einer Hakennase, welches ihm zusammen mit dem eisgrauen, den Mund völlig verdeckenden Schnurrbart und den gleich üppig aus den Ohren sprießenden Haarbüscheln einen raubvogelhaften Habitus verlieh. Trotz dieses für Kinder einigermaßen unheimlichen Äußeren war er die Harmlosigkeit selber. Erst später erfuhr N. N. von einem dem Reitsport ergebenen Herrn Genaueres über seine Wohnung und die hatte nun abermals etwas mit Romantik zu tun. Besagter Reitersmann wurde einmal mit seinem Gefährten im Gelände westlich der Stadt von einem Unwetter überrascht und danach trachtend, für Pferd und Reiter eine Unterkunft zu finden, sprengte man auf eine mitten in der Feldmark liegende, schmal und langgezogene Fichtenschonung zu, welche bei den in jener Gegend Bekannten den Namen "Handtuchwäldchen" führte. Inmitten dieses stieß man auf ein kleines Haus, in dem mutterseelenallein Hühner-K. angetroffen wurde. Der Hausherr, dem wohl seltenen Besuch gegenüber weder sehr erfreut noch sehr abweisend tuend, lud die beiden Herren zu sich herein. N. N.'s Gewährsmann schilderte das Innere des Häuschens als unwahrscheinlich verwahrlost, aber trotz des Wustes und der verdunkelten Fenster sei ein gewisser höfischer Zuschnitt unverkennbar gewesen. Aus K.'s reichlich verworrenen Andeutungen ging hervor, daß dieses Gebäude den Ausdruck "zweckentfremdet" kannte früher noch keiner - ehedem einer hochgestellten Persönlichkeit als sozusagenes Liebesnest gedient hatte. Wie schon gesagt, Herr K. war ein reichlich wunderlicher alter Mann und leider ist nicht überliefert, inwieweit dieser in Meditationen oder Träumen an der galanten Vergangenheit seines Domizils Anteil hatte. Es wäre wohl noch erwähnenswert, daß nicht weit vom alten Hühnerfreund entfernt auf einem ländlichen Anwesen geraume Zeit ein Mann residierte, der an der Konstruktion des Maschinengewehrs maßgeblich beteiligt war. Doch sind auch hier keine diesbezüglichen Zusammenhänge bekannt geworden.

Überhaupt ist der Verfasser inzwischen der Tatsache inne geworden, daß der vorliegende Abschnitt, obwohl dem Topographischen, also der Ortsbeschreibung gewidmet, doch in etwas reichlichem Maße "Typisches" enthält, wenn man darunter die Schilderung denkwürdiger Gestalten verstehen will. Schließlich sollte dieser Bereich des Neudrusedomer Lebens einem besonderen Kapitel vorbehalten bleiben.

Wenn vorhin vom Schloßgehege die Rede war, dürfen auch der eigentliche Schloßpark und der benachbarte Wildgarten nicht vergessen werden. Vom ersteren war schon anläßlich des Kuhtriebs kurz die Rede. Als seine gartenarchitektonische Attraktion galt die vom Schloß herabführende Hauptallee. Der ihre Mitte ausfüllende Rasenstreifen war mit Plastiken und Blumenbeeten besetzt und fiel, von einem terrassenartigen Absatz unterbrochen, in sanfter Neigung zu einem ebenen Teil ab, der etwa zwei Drittel der gesamten Länge ausmachte. Auf diesem ebenen Abschnitt wurde die Allee auch von zwei Doppelreihen schöner breitstämmiger Kastanienbäume begleitet. Aber sie hatte noch eine weitere Eigenschaft, nämlich eine scheinbar vom Standpunkt des Beschauers abhängige Längenausdehnung. Stand dieser oben vor dem Schloß und blickte zum Ende der Allee hin, so erschien ihm das dort auf einer kleinen Erhöhung den Abschluß bildende Säulentempelchen erheblich entfernt. Befand er sich dagegen umgekehrt bei diesem Bauwerk und sah zur Schloßfront zurück, so wurde er gewahr, daß er einem perspektivischen Trick aufgesessen war. Denn die vor ihm liegende Querkante des Mittelrasens war hier gut um die Hälfte kürzer als jene weiter oben, und die Baumreihen am Rande liefen gleichfalls nicht parallel sondern gegen das Ende hin etwas zusammen und täuschten damit eine längere Allee vor.

Als die Großherzöge noch herrschten, war diesen allein der Genuß der beschriebenen Perspektive vorbehalten, denn die oberen Partien des Parkes blieben für gewöhnlich den Bürgern versperrt. Beim Anbruch republikanischer Zeiten jedoch fiel mit anderen Schranken auch diese und dem gemeinen Manne war es fortan vergönnt, außer in einigen anderen, ehemals nur fürstlichen Hochgefühlen ebenfalls im Anblick der optisch verlängerten Hauptallee zu schwelgen.

Viele Neudrusedomer fanden wiederum den Besuch des benachbarten Wildgartens anregender, der aber anstelle von Gartenkünsten nur mit einem reichen Bestand von Buchen aller Baumlebensalter aufwarten konnte. Er lag auf der anderen Seite des Schlosses und war über eine sogenannte Schloßfreiheit und durch ein von granitenen Podesten flankiertes Portal zu erreichen. Seine Zweckbestimmung wurde dem Besucher durch zwei auf eben diesen Podesten in liegend aufgestützter Haltung verharrenden erzenen Hirschen angezeigt. Der Genauigkeit halber sei noch zu ergänzen, daß der öffentliche Verkehr nicht durch das große Hirschportal, sondern durch eine fast gleich hohe, aber erheblich schmälere Pforte an der Seite erfolgte. Leider konnte diese wegen des an ihr installierten Selbstschließmechanismus nur von körperlich und nervlich robusten Personen. benutzt werden. Zog man nämlich mit einiger Anstrengung die Pforte auf, wurde zugleich an einer rasselnden Kette ein Eisengewicht hochgewunden, welches mit einem lauten Knall wieder heruntersauste, sobald man die ungefüge Klinke losließ. Jedoch verfolgte diese etwas umständliche Passage nicht so sehr den Zweck, den Besuchern den Einlaß als vielmehr, den ständigen Bewohnern des Wildgartens das Verlassen zu erschweren. Das war nun ein stattliches Rudel Damwild, eine Hirschrasse, welche in der Größe etwa zwischen dem Rehwild und dem gleichfalls in freier Wildbahn lebenden Rothirschen lag. Das obligate Gehörn wuchs den Damhirschen nicht als "Stangen", sondern als sogenannteSchaufeln auf dem Kopf. Von den Sommergästen, von denen nicht unbedingt waidmännische Kenntnisse zu verlangen waren, wurde dagegen nur zwischen "Rehen" und "Hirschen" unterschieden, je nachdem die fraglichen Tiere gehörnt waren oder nicht. Das im allgemeinen zahme, nur unglaublich verfressene Wild war in drei Färbungen vertreten: dunkelbraun, rotbraun mit hellen Flecken an den Seiten und weiß. Von den sonst so seltenen weißen Hirschen gab es verhältnismäßig viele im Wildgarten, ein immerhin dekoratives Resultat der Inzucht. Im Gegensatz zu ihren wild lebenden Vettern, die anläßlich der diesbezüglichen Saison ein reichlich rüpelhaftes Betragen an den Tag zu legen pflegen, waren sich die Neudrusedomer Damhirsche bei der Regelung verwandtschaftlicher Beziehungen ihrer Verpflichtung als kultivierte Parkbewohner bewußt und benahmen sich dementsprechend zurückhaltend. Allerdings konnten auch sie es nicht unterlassen, sich mittels ihrer Geweihe kleine Duelle zu liefern oder mit grunzenden Lauten zu renommieren. Aber von einem urigen Naturschauspiel war keine Rede. Dieses Treiben ging bis in den Winter hinein und kam dabei mit einer viel geräuschvolleren Veranstaltung in Konkurrenz, sofern es die Schneeverhältnisse zuließen: dem Rodelsport. Besonders in dem der Stadt zugewandten Teile des Wildgartens war ein großes abschüssiges Gelände mit einer Anzahl traditioneller Bahnen, die vom frühen Nachmittag bis zur Dunkelheit mit viel Geschrei von der Jugend und solchen, die sich noch dazu rechneten, befahren wurden. Für den beträchtlichen Widerhall sorgten die vielen hohen Bäume.

Was diesen ferner betraf, so dürfte er wohl allen Anwohnern — grenzte der Wildgarten doch an eine beiderseits bewohnte Straße — auch sonst im Gedächtnis geblieben sein. Wohl selten konnte sich ein niedergehendes Gewitter ein besseres Echo wünschen und die herbstlichen Stürme setzten sich noch lange Zeit in dem dröhnenden Rauschen der unzähligen Buchenkronen fort. Wie eigentlich auch das Getöse der Eingangspforten so recht als "Erinnerungsgeräusch" zum Wildgarten gehörte.

Für die beim Wildparkbetrieb anfallenden zahlreichen Gehörne hatte man übrigens, wie ebenfalls für die bei offiziellen Gelegenheiten erbeuteten Trophäen ihrer wilden Vettern, eine passende Verwendung. Sie dienten in zahlreichen Exemplaren als Innenschmuck von Schloßfluren, Ämtern und anderen öffentlichen Räumen. So zierte ein besonders stattliches Geweih den Türsims des Standesamtes.

Damit möchte N. N. für diesmal die Feder aus der Land legen und sich vornehmen, in der nächsten Folge sein Augenmerk auf bemerkenswerte menschliche Gestalten im alten Neudrusedom selbst zu richten.

## Ein Brief aus Südwestafrika (Tsumeb)

Sehr verehrter, lieber Herr K.!

... In unserer Stadt Tsumeb pulst das Leben, ja, man kann sagen, mehr als je zuvor. Der Bergbau ist nicht von der Witterung abhängig, nur die Weltwirtschaftslage kann manchmal zu angespannten Verhältnissen führen. So herrscht im Augenblick jedenfalls geschäftiges Treiben und viele finden hier Arbeit und Brot. Doch will ich weiter ausholen und vom Entstehen und Werden Tsumebs berichten, das seine Existenz fast nur dem Auffinden und dem Abbau von Kupfer verdankt.

Das Jahr 1851 sieht den ersten Europäer hier oben im Norden, der auf langer beschwerlicher Reise von Walvis Bay bis hier hinauf und ins Ovamboland kam und die ersten Kupfervorkommen feststelle. Doch seine Berichte lockten niemanden. Erst im Jahr 1892 macht sich eine Expedition auf, um Erzlager zu untersuchen. Sie fand Kupfer in geringer Tiefe. 1900 bricht eine weitere Expedition auf und bringt ermutigende Nachrichten nach Europa. Im gleichen Jahr wird die OMEG gegründet. Die Arbeit beginnt mit dem Feststellen der Erzkörper. Zunächst ist da der Malachithügel, an dem das Kupfer zu Tage tritt. Ein ganzer Berg von Kupfer, der wie ein Hühnerauge an der Oberfläche liegt und von dessen Existenz heute nur noch ein riesiges Erdloch zeugt. Von 1900—1903 werden 300 000 Tonnen Erz analysiert, bestehend aus zwölfprozentigem Kupfer und fünfundzwanzigprozentigem Blei. Das bringt die Gesellschaft zu dem Entschluß, eine Eisenbahn nach Swakopmund zu bauen. Walvis Bay gehörte dem Engländer, die Bahn hatte eine Spurweite von 60 cm.

In zwei Jahren ist das Projekt verwirklicht, was für die damalige Zeit mit ihren primitiven Transportmitteln eine Glanzleistung war. Nebenbei eröffnete der Bahnbau noch die Erschließung des Landes für den Farmer. 1907 beginnt der Erztransport von Tsumeb nach Swakopmund. Die Jahresproduktion betrug 24 000 Tonnen und steigerte sich bis 1913 auf 72 000 Tonnen. Der erste Weltkrieg setzte diesem Schaffen bis 1921 ein Ende. Danach nahm der Bergbau wieder einen Aufschwung und erreichte im Jahre 1931 eine Produktion von 208 700 Tonnen Erz. Die Weltwirtschaftskrise legte diese Entwicklung lahm und von 1933—1936 mußte die Grube ihre Pforten schließen. 1937 begann die Arbeit wieder, doch der zweite Weltkrieg setzte auch diesem Schaffen ein Ende. Die Grube wurde unter Zwangsverwaltung (für Feindvermögen) gestellt und nach dem Kriege einer amerikanisch-britisch-südafrikanischen Gesellschaft für 1 010 000 £ Sterling verkauft. Die auf Halde liegenden, bereits geförderten Erze reichten für diesen Betrag vollkommen aus. Seit 1947 ist die Tsumeb Corporation Ltd. mein Brotgeber, Besitzer des Bergwerkes in Tsumeb, vieler Ländereien und auch des Stadtgebietes. 1948 wurde die Produktion wieder aufgenommen, nachdem alle Schächte leergepumpt waren.

Unter der OMEG waren fast ausschließlich Deutsche angestellt. Sie kamen aus dem Siegerland mit ihren Bergbauerfahrungen und waren nur für eine bestimmte Zeit verpflichtet. Infolge des Krieges sind aber viele geblieben und arbeiten heute noch hier. Das Bevölkerungsbild hat sich gewandelt. Es leben viele Deutsche hier, aber noch mehr Südafrikaner, auch Engländer, einige Amerikaner, wenige Holländer, Portugiesen, Finnen und Ungarn. Ein buntes Völkergemisch.

Tsumeb hat seit 1947 sehr gewonnen. Der Betrieb hat sich sehr vergrößert, auch der Ort selbst. Viele Häuser wurden gebaut, eine Schule, ein Krankenhaus, ein Klubhaus mit Schwimmbad und Sportplätzen, sogar ein Park ist entstanden, was im trockenen Südwest etwas heißen will. Da aber sehr viel Wasser aus den Schächten gepumpt werden muß, kann man schon allerhand zum Wachsen bringen. Jeder besitzt seinen Garten, und so hat Tsumeb das Aussehen einer Gartenstadt. Unter diesem Namen ist sie in ganz Südwest bekannt.

Die Tsumeb Corporation hat im vergangenen Jahr begonnen, größere Projekte in Angriff zu nehmen. Da sich das Erzvorkommen nicht ausschließlich auf Kupfer beschränkt, sind verschiedene Anlagen errichtet worden oder noch in Bau, um hochpro-

zentige Konzentrate herzustellen. Die Erzvorkommen verteilen sich nach Gehalt auf vierprozentiges Kupfer, 14prozentiges Blei, fünfprozentiges Zink und 0,015prozentiges Germanium. Im Blei ist noch Silber und im Zink Cadmium enthalten. So ist Tsumeb wohl die einzige Mine auf der Erde mit so verschiedenartigen Erzvorkommen, was die die Gewinnung natürlich nicht vereinfacht.

Zunächst wird das Erz fast zu Pulver gemahlen und geht dann durch den Flotationsprozeß, wo verschiedene Erze nach Zugabe von Chemikalien sich scheiden, je nach spezifischem Gewicht und Reaktionsvermögen auf die jeweiligen Chemikalien, die zugegeben werden. Es entstehen so einzelne Erzkonzentrate, zwar noch nicht ganz rein, aber durch die höhere Konzentration schon sehr wertvoll (Kupfer-, Blei-, Zink- und Germaniumkonzentrate). Noch wird Blei, Kupfer und Zink in dieser Form verkauft, aber sobald die Hütte fertig ist, werden Kupfer und Blei hier verhüttet. Das bedeutet eine Einsparung an Transportkosten für das sonst übliche Konzentrat und einen besseren Verkaufswert für das bis auf fast 97 Prozent angereicherte Kupfer. Die Unkosten für den Bau der Hütte sind zwar hoch, werden sich aber bald bezahlt machen.

In der Hütte werden Kupfer und Blei verarbeitet werden. Die Kupferhütte wird als erste zu produzieren beginnen. Das Germaniumkonzentrat dagegen geht in eine eigene Aufbereitungsanlage, wo es im Röstofen schmort und sich danach allerlei chemischen Prozeduren unterziehen muß. Schwefelsäure und Chlor sind dabei die Helfer. Danach wird das zu 94 bis 98 Prozent reine Germanium (in Oxydform) durch Destillation gewonnen und ist fertig zum Versand. Tsumeb soll zu 70 Prozent den Bedarf an Germanium auf der Erde decken und ist neben dem Kongo der größte Produzent dieses wertvollen Stoffes.

Diese Betriebe laufen natürlich Tag und Nacht und lassen keine 4- oder 5-Tage-Woche zu. Auch wir aus der mechanischen Abteilung für Wartung und Instandhaltung sind bis Sonnabend mittag um 1 Uhr beschäftigt. Wir bekommen dafür vier Wochen Urlaub im Jahr, was uns bedeutend lieber ist und in Deutschland auch wohl angebrachter wäre. Die kurze Arbeitszeit in Deutschland treibt doch schon seltsame Blüten. Wir spüren es hier sehr deutlich, denn preislich gesehen stehen die deutschen Waren hier in einem großen Konkurrenzkampf. Sie sind oft schon teurer als englische und in der Qualität nicht besser. Unsere Gedanken gehen deshalb oft besorgt in die Heimat in der Hoffnung, daß das Wirtschaftswunder die Menschen dort drüben nicht überheblich macht und sie nicht verblendet wieder in die Tiefe stürzen läßt. Soweit wir es von hier aus beurteilen können, ist die Gewerkschaft wohl zu einem erheblichen Teil schuld an der Preisentwicklung in Deutschland. Sie ist zu amerikanisch orientiert und hat wohl oft auf Geheiß der amerikanischen Gewerkschaft gehandelt, die in der deutschen Wirtschaft eine große Gefahr für ihre Arbeiter sah. Heute scheint ihr Ziel erreicht. Die Preise haben sich angeglichen. Das Mahnen Erhards zum Maßhalten möge auf fruchtbaren Boden fallen! -

Südwest ist in der vorteilhaften Lage, Betriebe wie Tsumeb und wie die Diamantenförderstätten im Süden des Landes zu haben, die für ein hohes Steuereinkommen sorgen. So ist die Administration in der Lage, finanziell der allgemeinen Notlage zu steuern. Denn wenn der Staatssäckel auch leer wäre, wüßte niemand, wie es sonst wohl weitergehen sollte. Der Staat gewährt Kredite für die Überbrückung der Notlagen. Wann aber diese Kredite zurückgezahlt sein werden, steht in den Sternen geschrieben. Dafür sind viele gute Regenjahre nötig, die hoffentlich nicht ausbleiben.

... Ich komme noch mit einer Bitte. Wann hörten Sie das letzte Mal von Hermann H.? Er hat mir seit über einem Jahr nicht mehr geantwortet. Ich weiß nicht, ob ich's noch mal versuchen soll.

Nun sollen diese Zeilen auf eine weite Reise gehen. Sie bringen Ihnen alle guten Wünsche und herzliche Grüße von Ihrem

Hans Lösch.

## Bücher und Buchbesprechungen

Bodendenkmalpflege in Mecklenburg. Jahrbuch 1961. Herausgegeben vom Museum für Ur- und Frühgeschichte Schwerin durch Ewald Schuldt. Petermänken-Verlag Schwerin (1962). 316 Seiten.

Der neue Band bringt einige Aufsätze über größere Untersuchungen und eine Fülle von Informationen über kleinere Ausgrabungen und Neufunde. Besonders wichtig sind die beiden am Anfang stehenden Arbeiten von W. Bastian und E. Schuldt, in denen bei sorgsamer Dokumentation über das jungsteinzeitliche Flachgräberfeld vom Tannenwerder im Ostorfer See bei Schwerin berichtet wird. Während sich Bastian mit den älteren Untersuchungen seit 1877 befaßt, legt Schuldt seine bei der abschließenden Ausgrabung im Jahre 1961 gewonnenen Resultate vor. Schon seit langem hat dieses durch seine Beigaben und den Bestattungsritus auffällige Gräberfeld besonderes Interesse erregt, da es aus den Rahmen der sonst im norddeutschen Flachland üblichen megalithischen Bestattungsweise herausfällt. Die Toten sind fast ausschließlich in Strecklage ohne jeden Steinschutz beigesetzt, die älteren Bestattungen offenbar in Ost-West, die jüngeren dagegen in West-Ost. In dem kalkhaltigen Boden haben sich nicht nur die Skelette sondern auch die reichen Beigaben an Geräten und der Schmuck aus Knochen und Geweih vorzüglich erhalten, wodurch die Bedeutung des Fundplatzes noch besonders erhöht wird. Zu nennen sind pickelartige "zweiflügelige" Geräte, ein verziertes weberschiffähnliches Stück, Pfrieme, Scheiben und Angelhaken. Der Schmuck aus Hirsch- und Canidenzähnen wurde in mehreren Fällen in aufschlußreicher Lage angetroffen, so daß gefolgert werden kann, daß die Zähne um die Hüfte fransenartig angeordnet getragen wurden, andere dürften als Besatz von Kopfbedeckungen gedient haben und schließlich wurden Arm-, Hand- und Fußringe aus Zähnen beobachtet. Ein Grab enthielt allein 383 durchlochte Zähne, unter denen drei am linken Handgelenk angetroffenen Zähne vom Braunbären auffallen. Weiterhin sind Wildschweinhauer, Hornzapfen von Rindern, Canidenkrallen und -zehenglieder und schließlich auch Bernsteinperlen der üblichen, sonst aus Megalithgräbern bekannten Art zu nennen. Die Beigaben werden ergänzt durch Steingeräte in Form von Sätzen von Flintpfeilspitzen - den Toten sind demnach die gefüllten Köcher mitgegeben worden - durch Messerklingen und einige Beile, darunter auch eines aus Schiefer; hinzu kommen wenige Gefäße.

Die besondere Bedeutung, die den beiden Aufsätzen Interesse auch im größeren Rahmen sichert, liegt darin, daß hier erstmalig in Norddeutschland ein verhältnismäßig großer Friedhof einer Menschengruppe weitgehend untersucht werden konnte, die fast bis zum Ende der jüngeren Steinzeit ihren Lebensunterhalt als Jäger, Sammler und Fischer bestritten zu haben scheint. Damit wird das Fortleben mesolithischer Bevölkerungsgruppen, deren kulturelles Inventar zwar durch neolithische Elemente angereichert war, eindrucksvoll fürs Neolithikum belegt. Durch die Ähnlichkeit in Ritus und Ausstattung dieser Gräber mit solchen auf Gotland und in der Altmark wird die noch große Ausdehnung des in der Jungsteinzeit in viele Einzelgruppen aufgespaltenen und sehr unterschiedlich umgeformten ursprünglich weitgehend einheitlichen mesolithischen Substrats angedeutet, das sich unter besonders günstigen Umweltsbedingungen — wie sie auf der Insel im Ostorfer See offenbar gegeben waren — neben den neolithischen Pflanzern und Viehzüchtern erhalten konnte.

Die folgenden beiden Aufsätze betreffen Untersuchungen, die in früher zu Brandenburg und Vorpommern gehörigen Gebieten ausgeführt worden sind. Hervorzuheben ist der Bericht von U. Schoknecht, in dem über die Ausgrabung eines Grabhügels bei Buchholz, Kr. Templin, referiert wird, weil hier nach Vorlage einiger bemerkenswerter Befunde erstmalig Zahlenangaben über die in diesem Gebiet vorhandenen z. T. beachtlich großen Hügelgräberfelder gemacht werden, die bisher nur den Landeskundigen bekannt waren und noch ganz der Erforschung harren. Man kann nur hoffen, daß es den tatkräftigen Denkmalpflegern gelingt, die Versäumnisse der Vergangenheit wettzumachen.

Unter den restlichen Beiträgen wird der über die im Röggeliner See, Kr. Gadebusch, festgestellte Kemlade — eine eigenartige im Wasser am Seerande im hohen Mittelalter pfahlbauartig errichtete Verteidigungsanlage, von der mehrere Beispiele in Mecklenburg untersucht worden sind — durch die mit dieser Denkmälergruppe verknüpften Probleme die Mittelalter-Archäologie der Nachbargebiete besonders anregen.

In den den Band beschließenden kurzen Fundberichten ist wieder eine Fülle von Neufunden mit guten Abbildungen veröffentlicht. Man findet aus fast allen Perioden bemerkenswertes Material, das auf diese Weise für die Zukunft gesichert und auch dem durch die politischen Verhältnisse an der Bereisung der Museen in Mecklenburg gehinderten Forscher zugänglich wird.

Abschließend kann man E. Schuldt und seinen Mitarbeitern an diesem Bande nur danken für die Vorlage des allen Anforderungen entsprechenden vorzüglich dokumentierten wissenschaftlichen Materials. Besonders anzuerkennen ist, daß selbst neueste Grabungen unter Verzicht auf wissenschaftliche Spezialstudien, die so häufig schon die Bekanntgabe bedeutender Fundkomplexe auf lange Zeit verzögert haben, umgehend veröffentlicht werden. Der Rezensent möchte der Hoffnung Ausdruck geben, daß die früher stiefmütterlich betreuten und in den vergangenen Jahren denkmalpflegerisch noch wenig erschlossenen sehr fundreichen Gebiete im ehemaligen Vorpommern und im nördlichen Brandenburg in Zukunft stärker berücksichtigt und durch gezielte Ausgrabungen erforscht werden können.

Gedenktage des mitteldeutschen Raumes. Ein gesamtdeutsches Kalendarium für 1963, Verlag Wolfgang Weidlich, Frankfurt am Main, 118 S., 6,— DM.

Seit vielen Jahren hat sich der Verlag Weidlich einer großen und verdienstvollen Aufgabe gewidmet, der Herausgabe von Burgen, Schlössern, Herrensitzen, Domen, Kirchen, Klöstern, Rathäusern und Hochschulen im Bild, in erster Linie aus deutschen Ländern, aber wir finden auch die Schweiz, Italien, Frankreich und das Baltikum berücksichtigt. In jedem Band werden 96 Bauwerke ausführlich beschrieben und nach alten Stichen und Vorlagen aus dem 18. und 19. Jahrhundert abgebildet. Es soll nicht nur altes, wertvolles Kulturgut auf diese Weise erhalten bleiben, sondern auch das Verständnis zur Kunst dieser Zeit gefördert werden. Die Autoren geben eine Einführung in die Geschichte der einzelnen Länder und durch die Einzelbeschreibungen einen Einblick in die baulichen Verhältnisse. Besonders begrüßenswert erscheint es uns, daß durch diese Ausgaben viele zerstörte Bauwerke der Nachwelt und der Allgemeinheit erhalten und zugeführt werden. Die Bände umfassen etwa 230 bis 250 Seiten mit 96 bis 100 Abbildungen und einer Karte. Der Band in Leinen kostet 16,80 DM, in Leder 30,- DM. Ein landesgeschichtlicher Abriß, Namen- und Quellenregister ergänzen jeden Band. Die Reihe wird laufend fortgesetzt. — Dieser Verlag Weidlich hat nun auch das oben angeführte kleine Werk herausgebracht, das in der Form eines Kalendariums uns auf verdiente und berühmte deutsche Männer und Bauten in Wort und Bild hinweist und verschiedentlich durch Literaturangaben den Weg zur weiteren Kenntnis zeigt. Wir haben in Heft 38 schon das Konterfei der Brüder Grimm und von Wieland wiedergegeben. In diesem Heft veröffentlichen wir durch die Güte des Weidlich-Verlages die schönen und ausdrucksvollen Bilder von Johann Gottfried Seume (Spaziergang nach Syrakus), Heinrich von Cotta, den Forstwissenschaftler, der in Tharandt die Forstvermessungsanstalt in die Forstakademie umwandelte und außerdem führender Geologe und Mineraloge war, den Dichter Adalbert von Chamisso und Heinrich von Morungen. Der 1646 in Leipzig geborene Philosoph Gottfried Wilhelm Freiherr von Leibniz veröffentlicht 17jährig (!) seine erste Schrift "De principio individui". Er erscheint in der Wiedergabe eines Gemäldes. August Hermann Francke, dem großen Theologen und Pädagogen, begegnen wir im Kupferstich. Schlösser, Burgen und Kirchen, das Gefallenen-Ehrenmal von Ernst Barlach in Köln sprechen von der Mannigfaltigkeit des Inhalts. Ein Irrtum ist aber wohl die Verlegung des Lucinsees nach Neubrandenburg. Das kann aber den Wert des schönen kleinen Werkes nicht beeinträchtigen. P.



Herzog Adolf Friedrich in Togo 1960

Rudolf Junack: Adolf Friedrich Herzog zu Mecklenburg, Leben und Wirken, Verlag Krüger u. Nienstedt, Hamburg, 74 S.

Für Mecklenburger ist Herzog Adolf Friedrich seit vielen Jahrzehnten ein ganz klarer Begriff. In allen Schichten nannte man ihn einfach den "Afrikaner", und jeder wußte dann, wer gemeint war, und seine Gestalt und Persönlichkeit lagen klar vor seinem Auge. Er war der bekannte Rennreiter, nach dem schweren Sturz einer der ersten Vertreter des Automobilsports, aber seine eigentlichen Verdienste liegen in der Erforschung großer Teile Afrikas, die, das fühlte er, das Schicksal ihm als besondere Lebensaufgabe zugewiesen hatte, und daher ließ er sich darin auch nicht beirren und wies andere ihm eröffnete Möglichkeiten zurück. Seine beiden Bücher "Ins Innerste Afrikas" und "Vom Kongo zum Niger und Nil" dürfen wir als bekannt voraussetzen. Nur wenige aber werden wissen, daß die wissenschaftliche Auswertung der von ihm durchgeführten Expeditionen, die topographischen, geologischen, zoologischen, botanischen und anthropologisch-ethnographischen Ergebnisse über 50 Bände betragen. - Im Jahre 1960 ging die Nachricht durch die Weltpresse, daß die Bewohner der ehemaligen deutschen Kolonie Togo Herzog Adolf Friedrich, ihren alten Gouverneur vor dem ersten Weltkriege, zur Feier der Unabhängigkeitserklärung eingeladen hatten und ihn mit großer Freude, ja, Begeisterung empfingen. Es erübrigt sich, dem noch ein weiteres Wort hinzuzufügen. - Wer sich in Kürze ein übersichtliches Bild vom Leben und Wirken des nunmehr Neunzigjährigen verschaffen will, dem sei das Büchlein von Rudolf Junack mit seiner klaren Einteilung und den vielen Photos warm empfohlen.

Prof. Dr. Friedrich Behn, ein alter Mecklenburger, bis zum 1. 12. 1962. Ordinarius für Prähistorie an der Universität Leipzig, seitdem im Ruhestand in Mainz, hat kürzlich die Geschichtsinteressenten wieder mit einem neuen Werk seiner Muse überrascht. Sein Buch, das 114 Seiten Text, 88 Bildtafeln (meist Neuaufnahmen) und einen ausgezeichnet orientierenden Anhang für tiefer Schürfende enthält, trägt den Titel "Vorgeschichtliche Welt" und kostet 36,— DM. Der Altmeister der deutschen Prähistorie schildert hier das Leben der jagenden oder

fischenden "Eiszeitmenschen", der ältesten Ackerbauern und Viehzüchter, der Bronzeund Eisenzeitleute bis an den Anfang der sogenannten "historischen Zeit". Das anschaulich geschriebene und liebevoll ausgestattete Werk ist im Verlage von Cotta in
Stuttgart erschienen und gehört in die bekannte Buchreihe: "Große Kulturen
der Frühzeit", die ebenfalls in diesen Verlag übergegangen sind. Wer das
damals mit der Entdeckung der eiszeitlichen Höhlen (Altamira!) wieder erwachte
Interesse an der grauen, Jahrtausende umfassenden Vorwelt teilt, wird viel Freude
und Nutzen aus den Behnschen Forschungsergebnissen gewinnen. Der Mecklenburger
Leser wird sich bei der Lektüre dieses Buches an die prähistorischen Reliquien seines
Landes (Hünengräber, Tarnower Steintanz, Kesselwagen von Peckatel usw.) und der
geschichtlichen Rolle erinnern, die gerade Mecklenburg etwa in der älteren Bronzezeit
neben anderen Ostseeländern gespielt hat.

Da Prof. Behn alter Caroliner ist, wird sein neues Werk besonderes Interesse in unseren Kreisen finden.

Die Schr.

Hans Borlisch: Kleine Geschichte der evangelischen Kirchenmusik, Verlag Merseburger, Berlin 1961, 48 S., 2,40 DM.

Mit diesem kleinen Band hat der Neustrelitzer Kirchenmusikdirektor H. Borlisch zweifellos eine schon lange bestehende Lücke ausgefüllt. Gerade die interessierten Laien und Chorsänger, die sich einen Überblick über die Entwicklung der Kirchenmusik verschaffen möchten, werden das Büchlein begrüßen. B. gibt zuerst einen kurz gefaßten Abriß der Musica sacra in der vorreformatorischen Zeit. In einem späteren Kapitel hören wir etwas über die ersten Orgeln, die im 2. Jahrhundert v. Chr. schon entwickelt werden. 757 erhielt Pipin der Kleine von dem byzantinischen Kaiser Konstantin eine Orgel geschenkt, und 826 wurde unter Ludwig dem Frommen eine Orgel in Aachen gebaut. Die erste erhaltene Orgelkomposition stammt aus England aus dem 14. Jahrhundert. Der uns allen bekannte Musiker Georg Philipp Telemann (1681-1767), Zeitgenosse von Joh. S. Bach, schrieb mit zwölf Jahren seine erste Oper, wurde mit 21 Jahren Organist in Leipzig. Der Umfang seines Lebenswerkes ist unvorstellbar groß: zwölf Jahrgänge Kirchenkantaten, 44 Passionen, 35 Oratorien, 40 Opern, 600 Orchesterstücke wie Suiten, Sinfonien, Konzerte, Kammermusik usw. Wir führen gerade ihn an, um zu zeigen, was neben Bach und Händel noch geschaffen wurde. - Bachs musikalischer Stil kannte keinen Unterschied zwischen geistlich und weltlich. Ihm diente jede Musik zum Lobe Gottes; man kann sie denn auch nicht schwelgerisch genießen, sondern muß sich um ihr Verständnis bemühen. (Dies sei besonders denen gesagt, die erklären: Bach verstehe ich nicht.) — Es folgt eine Übersicht über den Gemeindegesang von der Aufklärung bis zur Neuzeit und zuletzt hören wir von den Großen innerhalb der neuen Kirchenmusik: Hugo Distler ((1908-1942), Ernst Pepping (geb. 1902); der frühere Organist in Neubrandenburg Eberhard Wenzel (geb. 1896), jetzt (seit 1951) Direktor der Kirchenmusikschule in Halle, wird manchem Mecklenburger noch bekannt sein. Zu den Jüngsten gehört u. a. Johannes Driessler (geb. 1921).

Von Werturteilen, besonders über die neue Kirchenmusik, sieht H. Borlisch bewußt ab, um den Leser und Lernenden nicht in eine bestimmte Richtung zu führen. Zwei Seiten Literaturhinweise geben dem Weiterstrebenden die Möglichkeit, sich zu orientieren. — Vom Gesichtspunkt des Zieles aus ist dieses Büchlein ein verdienstvolles Werk.

Thomas Mann: Briefe 1937—1947, hrg. von Erika Mann, S. Fischer Verlag, 1936, 736 S., 32,— DM.

P.

Es ist sehr zweifelhaft, wie weit man in die intimen Bereiche eines Künstlers, also auch eines Dichters, eindringen darf, um das eigentliche, geistige Bild seiner Persönlichkeit nicht zu stören oder gar zu zerstören. Das letzte Urteil über ihn fällt doch immer sein Schaffen, sein Werk. Aber eine Ausnahme in dieser Hinsicht bilden seit jeher die Briefe, die er, durchweg mit ihm Ebenbürtigen oder doch auf höherer Stufe Stehenden, gewechselt hat. So ist es der Fall bei Goethe, Schiller, Humboldt und so wird es auch

bei Thomas Mann sein. Daher dürfen wir diesen neuen Briefband, der mit großer Umsicht und Peinlichkeit von Erika Mann hergestellt ist und in dem wir auch zwei Briefe unseres Caroliners Dr. Friedrich Rosenthal finden, warm begrüßen. Auf Einzelheiten einzugehen, verbietet uns der Raum, aber wir wollen doch wenigstens auf den ersten, sechs Seiten langen Brief hinweisen, den Thomas Mann an den Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität Bonn zu Neujahr 1937 geschrieben hat, die ihm einst die Würde eines Ehrendoktors verlieh und sie ihm dann wieder nehmen mußte.

Ekhart Berckenhagen: Deutsche Gärten vor 1800, Bernhard Patzer-Verlag, Hannover-Berlin-Sarstedt 1962. 72 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, Kunstdruckpapier, Leinen DM 18,—.

Wem von uns ist es nicht schon so ergangen, daß er auf einer weit in das Land hineinspähenden alten hochgelegenen Burg stand und sich das Leben auf der einsamen Höhe vor Hunderten von Jahren vorstellte? Und kam dann nicht immer der schweifende Gedanke auch auf den Burggarten, in dem Burgherr und Burgfrau sich mit ihrer Familie und ihren Vertrauten ergötzten und erholten und die schönen Jahrenszeiten an sich vorüberziehen ließen? Und haben wir nicht alle schon die herrlichen Gärten der Schlösser in München, Salzburg, Potsdam, Kassel und vielen anderen voller Wonne in uns aufgenommen? Wie uns doch die Gartenkunst der Renaissance- und Barockzeit in ihren Bann schlägt, so als wäre in den ewig unruhigen Zeiten bei ihr ein Ruhepunkt, eine letzte Geborgenheit zu finden gewesen, die auch heute noch auf uns ausstrahlt, wenn wir uns im Park von Mirabell ergehen! – Und da haben wir nun dieses schöne Buch von Dr. Ekhart Berckenhagen, das uns auch in der Wohn- und Studierstube eine stille Stunde der Schönheit und der Vertiefung in die Zeit der alten Gartenkunst schenken will, ein Buch, das aufgebaut ist auf eingehendem Quellenstudium und daher auch dem, der höhere Anforderungen stellt, einen Gewinn schafft. - Auf den ersten Seiten erhalten wir einen Überblick vom Klostergarten bis zum Park der Rokokozeit. Wir hören davon, wie schon in frühester Zeit die Dichter im "Parzival", im "Rosenroman", im "Decamerone" die Gärten besingen und beschreiben. Dann folgen die 27 liebevoll und sorgfältig behandelten Gärten. Man spürt auf jeder Seite die auf eingehendem Studium basierende Vertrartheit des Verfassers mit seinem Stoff, ja wir möchten sagen, seine Verschmelzung mit der Schönheit seiner Aufgabe, die in seine Feder zugleich eine feine und edle Art der Darstellung fließen läßt. So werden gerade wir Mecklenburger, die wir zu einem großen Teil von Kindheit an mit den Schloßgärten von Neustrelitz, Schwerin, Ludwigslust aufgewachsen sind oder sie doch kennengelernt haben und die wir alle Rheinsberg und Sanssouci lieben, dem Werk Ekhart Berckenhagens mit besonderer Aufgeschlossenheit begegnen.

Klaus Groth, De Heisterkrog. Die Fehrs-Gilde in 2 Hamburg-Wellingsbüttel, Waldingstraße 39, hat das Versepos von Klaus Groth: "De Heisterkrog" neu herausgegeben (brosch. 2,— DM, geb. 3,— DM). Wir empfehlen dies Büchlein allen Freunden des Plattdeutschen. Mit gütiger Erlaubnis der Fehrs-Gilde drucken wir das Nachwort des Herausgebers ab.

#### En Wort achteran.

De "Heisterkrog" is grote Dichtung. Dat waar Tied, se mal wedder ut't Bökerschapp ruttonehmen. Wo lebennig steiht de Michelimark von Bredstedt dar, wi seht em, wi hört em, as he fröher west is, nu lang vergaan, un wi sünd doch merrn darmang. Un de Marsch, wo levt se in all ehr Grotheit. Dat is ja so, dat de Dichter nich blots von butento beschrieven deit, wa dennich de Saken sind, he weet ok uttodrükken, wat in se leven deit, un wa se uns' Seel in't Depste anröhren köönt. Un so is dat mit de Minschen, de dar op un in den Heisterkrog leven dot: wi seht se, wi lehrt se kennen un wi ahnt, wat dar kamen mutt an Schuld un Schicksal. So belevt wi allens mit, un as dat Hart von den Dichter de Welt begripen un dörchdringen deit, so kriegt de Welt för uns sülwen en annern Anblick.

Klaus Groth is an'n 24. April 1819 in Heid (Dithmarschen) barn. Na sien Scholtied (1834) weer he eerst Schriwer, güng 1828 op dat Seminar na Tondern un waar 1841 Lehrer in sin Heimatstadt. Awers em dreev dat wider: 1847 reis he na Fehmarn, wahn do bi sin Fründ Leonhard Selle, un hier hett he ganz för sik arbeidt un sin Gedichtbok, den "Quickborn", schreven. 1853 güng he na Kiel. He kreeg en Stipendium för en Reis dörch Dütschland; in Bonn, wo he längere Tied bleev, hett de Universität em den Ehrendoktor geben. 1857 keem he wedder na Kiel trügg, war hier Privatdozent an de Universität un kreeg 1866 den Titel Professor. In Kiel hett he bet an sinen Dood leevt, 1. Juni 1899.

Groth hett den "Heisterkroog" 1869/70 schreben. Siet 1853 keem de "Quickborn" mit sin Gedichten alle paar Jahr nee herut. De "Heisterkroog" un dat anner Versepos "Rotgetermeister Lamp un sin Dochder" un ok de Vertelln, vun de wi een vun de schönsten, "Min Jungsparadies", rutbröcht hebbt, sünd wenig leest warn. Um so nödiger ist dat, dat disse schönen Dichtungen hier wedder an't Licht kamt.

Christian Boeck

Micheline Maurel: Un camp très ordinaire. Préface de François Mauriac de l'Académie Française. Les Editions de Minuit, Paris, 1957.

Die deutsche Übersetzung ist erschienen unter dem Titel "Kein Ort für Tränen", Bericht aus einem Frauenlager von Micheline Maurel, Verlag Claassen, Hamburg, 1960, 140 S., 9,80 DM, z. Z. vergriffen.

Die Verfasserin schildert das Leben in dem Frauen-Konzentrationslager in Neubrandenburg von 1943—1945, das eine Filiale von Ravensbrück war. Es befanden sich darin Russinnen, Ukrainerinnen, Polinnen, Tschechinnen, Jugoslawinnen und Französinnen, im ganzen etwa 2000 Frauen. Ihr Leben ist schwer, schrecklich, grausam. Viele, sehr viele müssen sterben, wie andere Tausende und Abertausende in solchen Lagern sterben mußten. Sollten wir uns nicht ihrer erinnern, gerade auch derer, die auf mecklenburgischem Boden dieses furchtbare Leid und diese Leiden tragen mußten? —Wenn ein François Mauriac des Vorwort schreibt, dürfen wir ohne Bedenken annehmen, daß das Buch seine besonderen Werte besitzt. Auf den letzten fünf Seiten bricht dann auch in einer Art Anrufung (une sorte d'invocation) die ganze seelische Größe von Micheline Maurel durch, die trotz allem, was sie erlebt hat, nicht zur Vergeltung aufruft, — eine solche Grausamkeit kann durch nichts vergolten, durch nichts gelöscht werden —, sondern zur Besinnung. Vielleicht finden wir in einem der nächsten Hefte den Raum, diese ihre Worte nachzudrucken.

"Jeder Tadel, jeder Spott, den der Kunstrichter mit dem kritisierten Buch in der Hand gut machen kann, ist dem Kunstrichter erlaubt . . . Aber sobald der Kunstrichter verrät, daß er von seinem Autor mehr weiß, als ihm die Schriften desselben sagen können; sobald er sich aus dieser näheren Kenntnis des geringsten nachteiligen Zuges wider ihn bedient: — sogleich wird sein Tadel persönliche Beleidigung. Er hört auf, ein Kunstrichter zu sein und wird — das verächtlichste, was ein vernünftiges Geschöpf werden kann, — Klätscher, Anschwärzer, Pasquillant." —

# Uns' plattdütsch Eck

Sünn geht ünner in'n Sump, morgen rägen't dat't so plumpt.

(Mecklenburgische Regen- und Gewitterregeln) gesammelt in der Mirower und Wesenberger Gegend.

Von Walter Gotsmann

Wenn der Rundfunk meldet, daß sich irgendwo ein Tief gebildet hat und langsam oder schnell näher kommt, so registrieren alle Meßgeräte Zunahme der Luftfeuchtigkeit, Abnahme des Luftdrucks und eine mehr oder weniger starke Luftelektrizität. Wir erfahren damit die Ursache der Wetterumbildung und ihre Äußerungen in der Atmosphäre. Wenige Feststellungen sind es, die die Wissenschaft uns meldet.

Unsere ländlichen Wetterpropheten kennen diese letzten Gründe nicht, aber sie sehen und fühlen mit ihren wachen Sinnen, wie alle lebenden und toten Dinge ihrer Umgebung, ja sie selber, langsam durchdrungen werden von dieser Veränderung im Luftraum. Und da sich im Laufe der Zeit ergeben hat, daß die vielfältigen Anzeichen, die stets in gleicher Form und gleicher Folge auftreten, Regen oder Gewitter nach sich ziehen, so weiß man, woran man ist, wenn Großvater anfängt, von seinem "Reißmichtüchtig" zu sprechen und "Tant'n" das Jucken in ihren "Leichdörnern" nicht mehr aushält.

Auch Mutter merkt beim Wirtschaften in Haus und Küche, daß anderes Wetter bevorsteht. Aus dem Schornstein fällt "Rohts" (Ruß), am Kochtopf brennt das "Schwarze" in kleinen Funken, es riecht auch stark, wenn man es abfegt. Der Speck im "Wiem" schwitzt Wassertropfen. Das Salz im Napf wird naß. Feuchte Wände "schlagen aus". Man hört den Wind im Ofen stoßweise heulen. Die Türen klappern hin und wieder. Der Rauch will nicht aus dem Schornstein, schlägt nieder und hat einen unangenehmen Geruch. In Großmutters Stube dagegen ist Wohlgeruch. "Grössing" hat nämlich "Mäösch", getrockneten Waldmeister, an der Tür hängen, und der beginnt zu duften. Draußen vor dem Hauseingang zieht sich der aus "Knirk" (Wachholder) gebundene Fußabkratzer, der beid dem sonnigen Wetter ganz krumm geworden war, wieder gerade. Der Hund wird aus der Stube gejagt, denn sein Fell "riecht". Da es ihm stark im Magen kullert, geht er zur Rasenkante und frißt Gras. Auch der Katze ist nicht ganz behaglich; sie niest, putzt an sich herum, geht ebenfalls zum Rasen und kaut an einem Grashalm.

Am Mittagstisch prophezeit der Bauer: "Binnen drei Tagen gibt es Regen, am Himmel zogen heute vormittag Lämmerwolken herauf." Sein Arbeiter fragt ihn, ob er gestern nicht schon den "Adamsbaum" (Windstrahlen) gesehen hätte und abends den Hof um den Mond. Am Nachmittag werden neue Schlechtwetterzeichen beobachtet. Die Gänse baden mit viel Getue und kriegen das "Unterschießen", Hühner und Tauben putzen sich und ziehen fortwährend die Federn durch den Schnabel. Der Hahn fliegt auf einen Zaunpfosten und kräht übermäßig laut. Abends wollen die Hühner nicht zu "Wiem", sie gehen immer wieder in alle Ecken des Hofes und suchen Futter.

Der Arbeiter erzählt beim Abendbrot, daß der Kuckuck im Bruchgehölz viel "gelacht" habe und die Krähen sich zusammengeschart hätten und wie wild

durcheinander geflogen wären. Außerdem zeigt er auf die Wolkenbank am Westhimmel und sagt:

"Sünn geht ünner in'n Sump, morgen rägen't, dat't so plumpt."

Das Mädchen hat den "Vogel Bülow" (Pirol), der sich sonst im Walde aufhält, in den Gärten gehört. Irgendwo ruft der Laubfrosch: "Natt, natt!" Von der Bruchwiese herüber tönt das "Kolüht, kolüht" des "Regenvogels" (Brachvogel). Der Telefondraht summt, die Eisenbahn ist laut zu hören. Nachts rumoren die Mäuse auf dem Boden und pfeifen laut.

Als am nächsten Morgen um vier Uhr zum Füttern geweckt wird, ist der ganze östliche Himmel ein glühendes Morgenrot. Der Bauer weiß Bescheid: "Morgenrot — Dreckfloot." Die Sonne kommt wohl hinter dem Wald hervor, scheint grell, verliert aber ihr Leuchten. Es ist kein Tau gefallen. Die Vögel im Garten sind merkwürdig still. Nur der Zaunkönig fliegt viel hin und her, singt aufgeregt und hastig, und der Buchfink ruft eintönig seinen Regenruf: "Sirp, sirp, sirp." Andere Vögel sitzen und putzen ihr Gefieder. Die Schwalben fliegen niedrig über dem Erdboden dahin. Die Kreuzspinne hat ihr Netz zerrissen und sitzt versteckt in einer Ecke. Schnecken kriechen überall auf dem Gartensteig, und die Regenwürmer ("Daumaden") haben viele Hümpel hinterlassen.

Beim Pflügen erscheinen dem Bauern alle fernen Gebäude, Waldtteile und Einzelbäume merkwürdig klar und näher herangerückt. Am Feldrand hält die blaue Wegwarte (Wilde Cichorie) ihre Blüten immer noch geschlossen, ebenfalls das kleine Ackergauchheil. Mutter beobachtet Gleiches an den Tulpen im Garten, der Förster dasselbe am Sauerklee im Walde.

Der Himmel bezieht sich mehr und mehr. Graue "Wassersäcke" zeigen sich, und halber Vormittag setzt ein leichter "Fisselregen" ein. Wäre bis um elf Uhr kein Regen gekommen, so hätte das Wetter sich wohl noch so "durchgescheuert." Hätte es gleich am Morgen geregnet, so wäre Aussicht auf Besserung am Nachmittag gewesen, denn: "Frühe Gäste gehen auch früh." Vom Mittagsregen heißt es: "Mittagsgäste bleiben bis zum Abend", vom Regen am Nachmittag: "Nachmittagsgäste bleiben gern zur Nacht." Die Bauersfrau beobachtet die Hühner. Gehen sie trotz des Regens auf dem Hofe herum, so regnet es sich ein, verkriechen sie sich, so gibt es nur ein kurzes Schauer. Als der Bauer ins Wetter guckt und Schwalben hoch am Himmel fliegen sieht, weiß er, daß der Regen bald vorbei sein wird. Auch Lerche und Buchfink sind derselben Meinung, denn sie beginnen noch während des Regens zu singen.

Hätte es Blasen geregnet, so würde es drei Tage lang nicht wieder aufhören. Regen am Johannistag (24. 6.) hat vier Wochen, Regen am Siebenschläfertag (27. 6.) sieben Regenwochen im Gefolge. Daß man nach Johannis reichlich Regen erwarten kann, ist eine alte Erfahrung; nötiger braucht man ihn oft in den Wochen vorher. "Vor Johanni bitt üm Rägen, naher kümmt he ungelegen" heißt es. Ganz besonders geschätzt ist ein warmer Mairegen. Die Kinder laufen dann ohne Kopfbedeckung jauchzend hinaus und wollen durch den Regen "größer" werden. "Mairegen, Mütz afnähmen!" Die Alten reden schmunzelnd vom "wasslichen" Wetter. Für den Städter bedeutet Sonnenschein immer gutes, Regen immer schlechtes Wetter. Der Bauer wertet anders:

"Märzenregen bringt keinen Segen, Aprilregen kommt gelegen. Mai kühl, Juni naß, füllen Scheuer und Faß." Vieles könnte man noch erzählen von Beobachtungen, an denen der Landmann kommende Regenzeiten sich ankündigen sieht, könnte vom Mondwechsel, vom "trocken"liegenden Mond, von seinen "nassen" Hörnern reden, von den vor dem Unwetter ins Land flüchtenden Möven, von dem Storch, der seine Jungen zudeckt, berichten — der Reichtum an Bauernweisheit will kein Ende nehmen.

\_ \* \_

Wir müssen aber noch einen Blick auf die Gewitterregeln werfen. "Heute gibt es noch ein Gewitter", so sagt man, wenn die Sonne "sticht", der Himmel "blümerant" aussieht, wenn es "schwulkig" wird und sich etwas zusammenbraut". Dann liegt etwas Eigenartiges, Reizbares in der Luft; man merkt die unsichtbare Spannung, die uns und unsere Umgebung erfaßt. Einem ist lahm in allen Knochen, man mag sich nicht rühren. Der eine sagt, ihm sei so beklommen, der andere spricht vom "Läkrigsein".

Am Bienenschauer darf man sich nicht sehen lassen, sonst hat man bald ein paar Stiche weg. Die Bienen fliegen aufgeregt hin und her, machen kurze Flüge und kehren in großen Scharen zurück. Der Hütejunge hat seine Not: die Kühe bekommen das "Birsen", haben den "Bieswurm", weil sie von den Bremsen und Fliegen so gepiesakt werden, daß nur eine Rettung möglich ist: den Schwanz hoch und losklabastert nach Hause, in den schützenden Stall. Auch Mutter, die in der Stube Zeug flickt, wird von zudringlichen Fliegen belästigt; sie stechen "durch die Strümpfe". Der Hund kratzt sich dauernd: die Flöhe sind wild geworden.

Nur der Angler an der Rohrecke freut sich, denn die Barsche beißen, als hätten sie acht Tage nichts zu fressen gekriegt! Draußen auf dem Felde rechnet der Arbeiter nach, wie lange er noch pflügen kann, denn er beobachtet, daß die Sonne einen "Bart" hat, "Wasser zieht". Ihm tun seine Pferde leid. Immerzu schütteln sie mit den Köpfen und schlagen mit den Schwänzen, weil die "Blinden Fliegen" nicht loszuwerden sind, obgleich er mit seiner Peitsche nach ihnen schlägt. Der Schäfer prophezeite gestern schon das kommende Gewitter, denn seine Herde war plötzlich übermütig geworden. Lämmer, Jährlinge, Böcke tanzten und sprangen auf allen Vieren zugleich und stießen mit den Köpfen zusammen, daß es knallte.

Gewöhnlich ist das Gewitter im Umsehen da, der Himmel hat sich bezogen, der erste Donner grollt. Heftiger Wind kommt über die Felder dahergefegt, und große Tropfen leiten den Gewitterregen ein. Bauer und Arbeiter lassen die Feldarbeit und suchen einen schützenden Unterschlupf. Aber aufpassen! Nicht unter den falschen Baum stellen!

"Eichen — weichen, Fichten — flüchten, Weiden — meiden, Buchen — suchen!"

Wenn das Unwetter sich verzogen hat und die Sonne grell hinter den Wolken hervorkommt, die Luft aber stickig und wasserwarm bleibt, so gilt die Regel: "Schient de Sünn up'n natten Steen, giw't bald wedder een."

Ein Regenbogen am Vormittag ist ein Zeichen dafür, daß die Gewitterstimmung anhält. Ein Regenbogen am Abend verspricht Wetterbesserung.

Gewitter reinigt die Luft. Ein jeder kennt die köstliche Frische nach einem tüchtigen Gewitterregen. Wie sagt doch Onkel Bräsig? "Was is das nach das Gewitter vor ein Wollgeruch! Die ganze Luft is voll Asmusfäre!" Mitunter drückt sich ein Gewitter auch seitwärts vorbei. "Es kann nicht über den See kommen", sagen die Leute. Der alte Fischerglaube spricht davon, daß das Gewitter erst dann herüberkäme, wenn die Wolken ebensoviel Wasser enthalten als der See. Sieht man abends in weiter Ferne "Wetterleuchten", so sagt der Volksmund: "Das Wetter kühlt sich ab."

Es könnte noch manches erzählt werden über Zusammenhänge zwischen Gewitter und Obst, über Anzeichen für Gewitterjahre. Es wäre auch eine dankbare Aufgabe, die Wahrheit der angeführten Regeln zu prüfen und zu begründen, denn jeder Beobachtung liegen interessante Zusammenhänge zugrunde. Vielleicht versucht der Leser einmal selber, die Erklärungen zu finden. Eigenes Suchen schafft Achtung vor dem Reichtum ländlicher Volksweisheit und bringt die Erkenntnis: der Bauer hat unendlich viel beobachtet. Er verfügt über eine allseitig mit dem Leben verbundene Naturkunde, die wertvoller ist, als alles angelernte Buchwissen. Laßt uns dafür sorgen, daß dieser Schatznicht verloren geht!

#### Bericht von den beiden Altschülertreffen 1963 in Lübeck

Am 18. 5. trafen sich die Caroliner und Lyzeistinnen nach längerer Pause wieder und zwar im Hause der Gesellschaft zur Beförderung Gemeinnütziger Tätigkeit zu Lübeck. Zum ersten Male waren auch die Neubrandenburger und Schönberger Altschüler hinzugekommen. Der Abend verlief in sehr angeregter Unterhaltung, die in der Hauptsache von den Schönbergern bestritten wurde, da diese sehr zahlreich erschienen waren.

Am 2. 11. fand das 2. Treffen dieses Jahres im Hotel International gegenüber dem Hauptbahnhof statt. Außer den sehr zahlreich erschienenen Carolinern und Lyzeistinnen waren wiederum einige Neubrandenburger, Schönberger, Warener und 3 Herren des Pädagogiums Putbus erschienen.

Insgesamt konnten über 80 Anwesende begrüßt werden, unter denen sich auch S. H. Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg befand. Einige Teilnehmer waren aus Hamburg, Heide und sogar aus Bonn zu dem Treffen gekommen.

Mit viel Beifall wurde die Lichtbildvorführung von Reinhard Gotsmann bedacht. Er zeigte Bilder von Neustrelitz, die er alle selber aufgenommen hatte, und auch Bilder von Neubrandenburg, die Herr Schmidt, Bruder des noch vielen unvergessenen Organisten und Musiklehrers am Carolinum Traugott Schmidt, zur Verfügung gestellt hatte. Der bekannte Reuterrezitator Hameister trug ein kurzes Kapitel aus "Ut de Franzosentid" vor. Ferner ergriffen das Wort zu frohen und ernsten Ausführungen unser lieber Ehrenfried Bahlcke (Schnurz), Herr Rüdiger, Herr Risch und Herr Dr. Pantel. So verlief der Abend recht unterhaltsam, leider aber auch viel zu schnell, doch sicherlich zur Zufriedenheit aller.

Das nächste Treffen ist für etwa die gleiche Zeit im Herbst nächsten Jahres geplant. Diesbezügliche Rückfragen sind an Michel Ludewig, Lübeck, Steinrader Weg 26, zu richten.

### Oltspraken Wüür

- 70a. Frugensarbeit is woll behenn', oever nimmt kein Enn'.
- 71. Schönheit vergeiht un Doegt besteiht.
- 72. Enen Doot sünd wi unsen Herrgott man schüllig.
- 73. Umsünst is nix, nich ins de Doot; de kost't dat Läven.
- 74. De Fru kann mihr dörch de lütt Döör unt'n Huus' rutdrägen, as de Mann dörch de grot Döör inföhrn kann.
- 75. Ein sall nich apen Döörn inrönnen.
- 76. Langen Draht, fule Naht.
- 77. De sik nich in'n Dreck smitt, bruukt sik ok nich werrer upsammeln.
- 78. De driest is, kricht tweimal wat.
- 79. Itt, wat goor is, drink, wat kloor is, snack, wat wohr is!
- 80. Kruse Hoor, krusen Sinn, stickt de Düvel dremal in.
- 81. Wenn de Wiwer waschen un backen, hebbt se den Düvel in'n Nacken.
- 82. Dor geiht väl Tid in'n Düüstern hen (Kommt Zeit, kommt Rat).
- 83. Hunnen un Eddellüüd maakt kenn Döör achter sik to.
- 84. Wo ihrer doran, wo ihrer dorvan.
- 85. Wat een bören kann, föllt twe nich to Last.
- 86. Wat een alleen kann, dor bruukt de anner em nich bi in'n Weg stahn.
- 87. Een kann nich allens un all koent nich eens.
- 88. Not un Oller maakt eensam.
- 89. Ihrlich wohrt upt längst, wiel dat 't nich afnütt't.
- 90. Vör de Hochtid eit se, na de Hochtid kleit se.
- 91. Elkeen sin Moeg (chacun à son goût).
- 92. Eenmal mööt 't dat ierste Mal wän (= wäsen).
- 93. Bäter eenmal doon as teinmal seggen.
- 94. Wat 'n nich ännern kann, nimmt 'n gedüllig an.
- 95. De sik will redlich nähren, mööt väl flicken un wenig tehren.
- 96. Besinnen is't best bi'n Minschen, dat hett he vör'n Asel vörut.
- 97. De sik nich satt äten kann, kann sik ok nich satt licken.
- 98. Man mööt allens äten, man nich allens weten. 99. Wo höger de Boom, wo schworer de Fall.
- 100. Ficheln maakt Fründschop, Wohrheit Fiendschop.
- 101. De Flitigen loopt sik doot, un de Fulen släpt sik doot.
- 102. 'n Voß ahn Nück is 'n selden Glück.
- 103. De sik tüschen Mann un Fru stickt, de klemmt sik tüschen Döör un Angel.
- 104. Falsche Frünn' un lege Snuten, de blievt bäter buten.
- 105. Nix liehrt sik lichter as Fuulheit.
- 106. As de Woor, as dat Geld.
- 107. Kopp glatt un Fööt glatt is de best Bruutschatt.
- 108. Twe Gloven up enen Poel, dor is een to väl.
- 109. Gnarrn Wagen föhrt an'n längsten.
- 110. Wonäm de Meßwagen nich henkümmt, dor hüürt Gotts Sägen up.
- 111. De bi'n Goden sitten geiht, steiht ok bi'n Goden werrer up.
- 112. Jedereen dat goot to maken, is'n Kunst, de nüms kann.
- 113. Längst Läven, längst Good.
- 114. Dat is nich all gottloff, dor is ok gottleider mit.

## Vermischte Beiträge

# Ein Brief, der ihn nicht mehr erreichte

Rostock, den 29. 8. 1963 Liskowstraße 33

Herrn Konrad Seidel, Oldenburg/Holstein Mein lieber Zilum!

Oder wirst Du mich wegen dieser jugendfrischen Anrede auch im Carolinum hochnehmen, wie es Dir erging, als Du aus der Kindheit die Wahrheit erzähltest? Also: reichlich lange haben wir nichts voneinander gehört. Ich war Ende August 5 Tage in Neustrelitz, um Wolf, 11, und Veronika, 10 Jahre alt, von meinen 10 Enkelkindern die Stätten meiner frohen Kindheit zu zeigen. Wir kamen morgens nach 9 Uhr von Rostock aus an, und um 11 Uhr waren wir bereits im Glambecker See! Der ist ja wirklich herrlich zum Baden. Und da wieder ein hoher Turm bei der Badeanstalt ist, ich glaube 10 m hoch, so waren alle Erinnerungen wach an Deine Spring- und Schwimmkünste, und ich konnte Dich meinen Enkelkindern als großes Vorbild hinstellen. Ich behauptete, Du hättest glatt einen Kopfsprung vom 10-m-Turm gemacht. Sie waren nämlich ängstlich, und der Junge, der schwimmen kann, ist doch nicht vom 5-m-Brett gesprungen. Das Mädel hat sich noch nicht freigeschwommen. Dir müssen eigentlich die Ohren geklungen haben in der Zeit vom 23. bis 28. August, ich habe den Kindern viel von Deinen Künsten erzählt.

Über Deinen Taucherbericht im Carolinum habe ich mich seinerzeit gefreut. Wenn wir nach langen Jahren wieder miteinander sprechen, so sollte das in Anknüpfung und im Geiste der Kindheit geschehen, die uns fürs Leben verbunden hat, wie Du es getan hast. Daß mancher leider im Alter die Sprache der Kindheit nicht mehr versteht, wo sie ihm endlich einmal im Leben entgegenklingt, das ist nur zu bedauern. Von Duddel Schmutzler hörte ich, daß Du in den letzten Jahren auch in Neustrelitz warst. Ich bin jedes Jahr dort gewesen, aber alte Mitschüler sind nicht mehr da, und es ist recht schwierig, dort unterzukommen. Verwandte habe ich dort auch nicht mehr. So geht eine Zeit äußerlich zu Ende, innerlich ist es entgegengesetzt: ich meine, im Innern wird die Erinnerung an die Kindheit, die Jahrzehnte hindurch vielleicht geruht hat, wieder ganz lebendig und Lebenskraft spendend. — Auf dem Zierker See, in dem jetzt das Baden wegen Verunreinigung verboten ist (die Fische sind bei dem kalten Winter erfroren, sagte man mir) haben wir täglich gerudert, so daß die Kinder glücklich waren, es zu lernen.

In der Augustastraße hörte ich im Geiste Deinen Pfiff: "Hier habe ich so manches liebe Mal mit meiner Laute gesessen . . " mit dem Du allen kleinen Mädels die Köpfe verdrehtest, so, daß sie sich nach Dir hindrehten. Ich konnte den Pfiff lange nicht so melodisch gut wie Du, und da drehten sich nicht alle Köpfe, wenn ich pfiff. Aber schön wars doch damals in der Bahnhofsgegend.

Daß ich seit Jahren an zwei Stöcken laufe, muß ich Dir wohl auch mitteilen. Hüftgelenkveränderungen, Abnutzungen. Dadurch, daß ich jeden Morgen Freiübungen mache, wie ich sie einst als Soldat gelernt habe, kann ich doch noch gut gehen ohne Schmerzen zu haben. So bin ich noch wieder nach Weisdin gegangen, 6 km, und habe dort im Langen See gebadet, dann mit dem Bus zurück. Ich wohne sehr harmonisch mit meiner jüngsten Tochter und Mann und Klaus 7, Astrid 5, Hansjörg 3 Jahre alt, zusammen.

Und nun, mein alter Zilum, laß von Dir hören.

Dich grüßt in alter Freundschaft

Dein Willi Cordua

#### Geboren

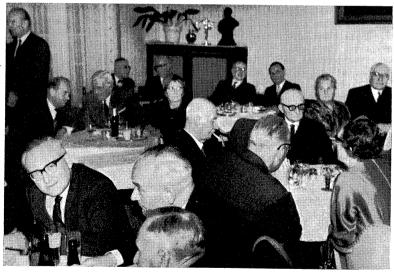
Dr. med. Uwe Graffstädt und Frau Regina geb. Böhmel, Berlin, ein Sohn (Volker). — Dr. med. Walter Rust und Frau Jutta geb. Krage, Lübeck, eine Tochter Ulrike (2. Kind). — Gisela Geyer geb. Frese, Wilhelmshaven, Neuender Apotheke, ein Mädchen (2. Kind). — Günther Holst ein Sohn, Werner Holst eine Tochter. Beide sind Enkel von Studienrat Nahmmacher. — Annegret Engelhardt geb. Bischof und Jürgen Engelhardt, Kiel, ein Sohn (Jobst). — Hannelore Joannides geb. Lehmann, Canada, eine Tochter (Sylvia).

#### Verlobt

Elisabeth Bahlcke, Tochter von Landwirtschaftsrat i. R. Ehrenfried Bahlcke, Hermannsburg, mit Hans Fey.

### Examina, Beförderungen pp.

Stud.-Ass. Hartmut Stolze, Ahlen/Westf., wurde zum Studienrat ernannt. — Der Germanist Professor Dr. Hans Joachim Gernentz, Rostock (vgl. Carolinum Nr. 37, S. 53 ff), wurde zum ordentlichen Professor an der Universität Rostock befördert. Er erhielt einen Ruf an die Warschauer Universität für die Dauer von zwei Jahren. - Regierungs- und Baurat Dipl.-Ing. Günter Tramm, Köln, wurde zum Oberregierungsbaurat beim Wasserwirtschaftsamt I Düsseldorf ernannt (die Anschrift bleibt unverändert Köln/Rhein, Hansaring 98a). — Cand. jur. Ingeborg Heitmann, Tochter des Landessozialgerichtsrats Peter Heitmann, bestand vor dem Oberlandesgericht in Schleswig das Referendarexamen. - Dr. med. Horst Rosenhainer arbeitet zur Zeit als Assistenzarzt am Paulinenhospital in Stuttgart. – Apotheker Christian Bourjau und Frau Hanna, Neumünster, feierten am 18. Oktober 1963 ihre Silberhochzeit. - Forstassessor Claus Frese ist seit 1. April 1962 Forstmeister in 354 Korbach/Waldeck, Heerstraße 13. - Henning Frese wurde vor längerer Zeit zum Major befördert und wohnt jetzt in 29 Oldenburg, Emilie-Oltmann-Straße 8 I. – Günther Holst ist Assistent am englischen Institut der Universität Halle; Klaus Holst studiert Bergbau an der Akademie in Freiberg/Sa. - Dr. phil. Gerhard Schönbeck, Heidelberg, bestand vor längerer Zeit das philologische Staatsexamen mit gut.



Auf dem Treffen in Lübeck am 2. November 1963 In der Mitte die beiden neunzigjährigen: Herzog Adolf Friedrich und unser ältester Caroliner Albert Stecher

### Sehr geehrter Herr Cordua!

. . . . . .

Es wird mir sehr schwer, diesen Brief an Sie zu schreiben. Mein Vater, Konrad Seidel, dem Sie einen so lieben Brief geschrieben haben, ist am 29. August, einen Tag nach seinem 75. Geburtstag, verstorben. Er hat Ihre Zeilen nicht mehr gelesen. Wiesehr hätte er sich wohl darüber gefreut, hatte er doch häufig in letzter Zeit noch zu meiner Mutter und mir von Ihnen gesprochen und gesagt, wo Sie wohl leben mögen. Mein Vater hatte vor 2 Jahren einen schweren Herzinfarkt verbunden mit einem Schlaganfall, der ihm auf die Augen geschlagen war, so daß er nur sehr schlecht sehen konnte. Auch mit seinem Spazierengehen war es schon recht beschwerlich. Die Arzte hatten ihn seinerzeit aufgegeben und bezeichneten es als ein Wunder, daß er die schwere Krankheit doch noch überstanden hatte . . .

Ich möchte Ihnen, sehr geehrter Herr Cordua, nun recht herzlich für Ihre lieben Zeilen danken, mein Vater kann es ja leider nicht mehr. Ja, wie hing er an seiner geliebten Heimat, wie oft sagte er zu uns, daß er so gerne noch einmal durch die herrlichen Wälder streifen möchte. Es war ihm nicht mehr vergönnt. 1958 ist mein Vater mit meiner Mutter das letzte Mal in Neustrelitz gewesen. 1957 hatte er seine linke Niere operativ entfernen lassen müssen, er hat also auch viel durchgemacht.

Ihre Gisela Philipp und Erna Seidel

Sehr verehrte, liebe Frau Erna Seidel und Frau Gisela Philipp!

Ich danke Ihnen sehr für Ihren Brief, den zu schreiben Ihnen so schwer fallen mußte. Mir haben Sie aber durch Ihre liebevollen Worte über den Mann und Vater zum Verständnis seines wahren Wesens verholfen und dazu ihm noch eine kleine Strecke zu folgen auf dem Wege in das neue Leben hinein. Spüre ich doch aus Ihren Worten, wie der Vater Liebe gesät hat in die Herzen seiner Nächsten. Und wenn alles Irdische der Erde zurückgegeben werden muß, so bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe. — Die Liebe ist so stark, daß sie mit hinübergeht in die Welt des Geistes und dort helfend weiterwirkt . . . Ich hatte meinen alten Freund jahrzehntelang nicht mehr gesehen, und so steht sein Bild noch immer vor mir als das des schneidigsten Turners, Schwimmers, Springers, als eine Sportfigur, die mich stets an das Lebensideal der alten Griechen erinnert hat. Da kommt es für mich überraschend, daß ich einsehen muß, wie die Jahre auch seinen gesunden Leib zerbrochen haben. Nun haben Sie mir berichtet von seinem letzten Lebensabschnitt. Im Alter von 75 Jahren ist es nicht verwunderlich, wenn der physische Leib zerbricht. Es löst sich, befreit sich dann der ewige Wesenskern aus dem kranken Erdenleibe, welcher der Erde zurückgegeben wird . . .

Eine Verbindung mit Ihrem lieben Vater war für mich immer da. Wie eigenartig ist es doch, daß ich niemals soviel an ihn gedacht habe, von ihm gesprochen habe, ihn meinen Enkelkindern als Vorbild hingestellt habe, wie gerade in den letzten Tagen seines Erdenlebens. Das ersehen Sie aus meinem Brief an ihn. Und den Brief habe ich aufgeschrieben an dem Tage, an welchem er den Schritt über die Schwelle hinaus getan hat. Ich habe diesen Schritt nicht in wachem Bewußtsein miterleben können. Er machte sich mir im Geiste bemerkbar, nur verstand ich nicht seine Not, in der sich die Seele löste vom kranken Leibe . . .

"Gebt den Toten Heimatrecht", sagte der Dichter, und das wollen wir unserm guten Konrad Seidel geben im Wissen darum, daß er bei uns ist zu jeder Stunde, in der wir in Liebe seiner gedenken . . .

Willi Cordua

#### Geburtstage

Maria Rehm geb. Siewerth, feierte am 14. August 1963 ihren 75. Geburtstag. Sie beging ihn mit einer Reise im eigenen Wagen durch Holland, Belgien, Frankreich, Luxemburg, Schweiz, Osterreich, Lichtenstein und Bayern, zusammen mit einer Freundin, aber als alleinige Fahrerin während der 6 Wochen langen Fahrt. Zugleich konnte sie das Jubiläum feiern, 35 Jahre ohne Unfall gefahren zu sein. Viele werden sich daran erinnern, daß sie 1958 das erste Treffen der Lyzeistinnen ins Leben rief. — Staatsarchivrat Dr. Paul Steinmann beging im Dezember 1963 seinen 75. Geburtstag. Wir danken ihm auch an dieser Stelle für seine unermüdliche Forscherarbeit und wünschen ihm, daß er noch manches Jahr in körperlicher und geistiger Frische seinem für alle Mecklenburger so verdienstvollen Werk nachgehen kann. -Am 10. Oktober 1963 war es Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg vergönnt, den 90. Geburtstag in voller Rüstigkeit zu erleben. Weit über die Grenzen Deutschlands hinaus wurde er durch seine Forschungsreisen, als Leiter der Expeditionen und durch seine beiden Bücher "Ins innerste Afrika" und "Vom Kongo zum Niger und Nil" als der "Afrikaner" bekannt und berühmt. Sein Anteil an der Erforschung des Schwarzen Kontinents" trug ihm die Würde eines Ehrendoktors der Universität Rostock ein. Die botanische und zoologische Ausbeute, die topographischen, geologischen und anthropologisch-ethnographischen Ergebnisse sind in mehr als 50 Bänden niedergelegt. 1912 wurde Herzog Adolf Friedrich Gouverneur von Togo. Als dieses Gebiet 1960 die Unabhängigkeit gewann, lud die neue Regierung den Herzog als Ehrengast zu den Unabhängigkeitsfeiern ein. Ein schönes Zeichen für den Geist, in dem er das ihm anvertraute Land verwaltet hatte. - Wie wir erst jetzt erfahren, konnte Dr. Hans-Henning Pantel am 27. Oktober 1962 seinen 50. Geburtstag feiern. Er ist unseren Lesern durch seine wiederholten Beiträge, insbesondere über die mecklenburgische Familie Cordua, gut bekannt. - Forstmeister Max Frese beging in Wiesbaden am 6. November 1963 seinen 85. Geburtstag. – Studienrat i. R. Karl Nahmmacher, Neustrelitz, wurde am 30. Oktober 89 Jahre alt. - Frau Werner Rust, Hamburg, konnte im Herbt 1963 ihren 80. Geburtstag im Kreise der ganzen großen Familie, die in Bad Orb zusammengekommen war, feiern. — Am 19. Februar 1964 begeht Oberingenieur i. R. Heinrich S t e f f e n in Stuttgart-Bad Cannstatt seinen 80. Geburtstag. — Auch Ludolf Schultz-Vorheide, Gaubischofsheim b. Mainz, wird am 8. April 1964, und Werner Rust, Hamburg, am 20. April 1964 den 80. Geburtstag feiern. - Prokurist i. R. Curt Unterstein, Vater unseres gef. Abiturienten Axel Unterstein, wurde am 25. Oktober 80 Jahre.

#### Gestorben

Der Verfasser des Aufsatzes im Carolinum Nr. 38 "Aus Land Stargard in die weite Welt", S. 90 ff, ist im hohen Alter von 84 Jahren am 19. August 1963 gestorben. Wir dürfen daher das Drei-Sterne-Geheimnis wohl lüften. Es ist der alte Caroliner (Realprogymnasium) Korvettenkapitän (Ing.) a. D. Traugott Diesing, der nur noch den ältesten Carolinern ein Begriff sein wird. Er stammte aus einer alten Försterfamilie in Meck.-Strelitz (Cölpin). Auf dem Friedhof in Lübz wurde er zur letzten Ruhe gebettet. - Am 17. September 1963 erlöste der Tod Frau Frieda Schröder, deren Gatte, der Philologe Dr. Schröder, in den ersten Jahren der Ehe verstarb, war seit 1921 in Neustrelitz ansässig und hat unendlich viele Schülergenerationen nicht nur in einer vorbildlichen Pension geleitet, sondern ist ihnen auch durch ihr reiches Wissen in allen Sprachen und auch in der Mathematik eine starke Stütze bis zum Abiturium hin gewesen. Bei einem äußerst zarten Körper besaß sie eine unerhörte Energie sowohl ihren Zöglingen gegenüber, als auch sich selbst. Von allen aber wurde sie hochgeachtet, ja verehrt. Ihr Vorbild wird noch lange weiter wirken. - Frau Charlotte Meier geb. Kühne, Melle, ist im Alter von 82 Jahren am 10. September 1963 nach einem in Güte und steter Fürsorge erfüllten Leben in Frieden heimgegangen. Das zeigt Dorothea Vahrenkamp geb. Meier, ihre Tochter, an. Wer das Haus des verstorbenen Rechtsanwalts und Notars Dr. Vahrenkamp kennen gelernt

hat, der weiß nicht nur, wie schön und reich es war an Raum und Garten und Kunst, sondern hat vor allem auch die natürliche Liebenswürdigkeit seiner Bewohner kennen gelernt, die ihm unvergessen bleiben wird. - In Neustrelitz verstarb im Alter von 88 Jahren Geheimrat Blumhagen am 4. Juli d. J. Er war der Onkel unseres Caroliners und Abiturienten Ewald Blumhagen, der im letzten Weltkrieg gefallen ist. Vielen wird seine markante Persönlichkeit noch vor Augen stehen. - Älexandra, Großherzogin von Meckl.-Strelitz, ist mit 81 Jahren heimgegangen, nachdem sie im vorigen Jahr noch ihren 80. Geburtstag im Kreise der Familie feiern konnte. Sie war Chef des Meckl. Dragoner-Regiments Nr. 18 und besuchte uns in der Ausbildung stehenden Kriegsfreiwilligen 1914 in der prächtigen hellblauen Reiteruniform. - Propst Friedrich Schmidt, lange Jahre der Propstei in Burg Stargard vorstehend, ist in Neubrandenburg gestorben. Ein bescheidener, aber vornehmer Charakter, ein gütiger und pflichtgetreuer Mensch ist mit ihm aus dem Leben gegangen. Wie still war der große Garten und das geräumige Pfarrhaus, in dem am Abend der alte Theologe seiner Lieblingslektüre oblag: Pascal! - Mit 75 Jahren ist ein alter Caroliner aus dem Leben gegangen, der dem Sextaner ebenso bekannt war wie dem Primaner: Konrad Seidel, geb. 28. 8. 1888, gest. 29. 8. 1963. Ein hervorragender Turner, Schwimmer und Schlittschuhläufer, der uns allen unerreichbar blieb; der flotteste Trommler des Musikzuges, der beim Fackelzug schon als Tertianer zu dem – dem Einsetzen des Hoboistenkorps voraufgehenden – feierlichen, ja ans Herz greifenden Locken die Trommel rühren durfte, während sein Sekundaner-Bruder die Flöte ertönen ließ, bis dann die eigentliche Musik einsetzte und der lange Zug der Fackelträger langsam in Bewegung geriet und die Primaner in vollem Wichs mit ihren Speeren die Züge anführten und leiteten. Für jeden, der das auch nur einmal aktiv miterlebt hat, ein unvergeßlicher Augenblick! - Unverwüstlich war sein Humor, selbst wenn wir vor der lateinischen oder griechischen Stunde noch büffelten, er aber die bekannten Neustrelitzer Originale nachahmte, auf der Schulbank stehend, singend, sich verrenkend. Doch er war auch ein treuer Kamerad, der stets um Hilfe bemüht war und schweigen konnte, was im Schülerleben viel zu bedeuten hatte. Im Leben stand er als Soldat und Beamter seinen Mann, im 1. Weltkrieg als Infanterist in vorderster Front, im 2. Weltkrieg als Hauptmann. Den letzten Kern seines Wesens enthüllt der Brief unseres Schulkameraden Willi Cordua, dem wir nichts mehr hinzuzufügen haben. Möge unser "Zilum", wie wir ihn alle nannten, in Frieden ruhn! -Einen über alle Maßen schmerzlichen Verlust erlitt die Familie des verstorbenen Kulturrats Otto Wegener. Sein Enkel Fritz Wenter, einziger Sohn seiner Tochter Ilse Wenter in Seefeld, Tirol, ist beim Bergsteigen zusammen mit seinem Freund tödlich abgestürzt. Er stand vor dem Abitur und berechtigte zu den größten Hoffnungen. — Rektor Dehn, Neustrelitz, ist in hohem Alter (86. J.) heimgegangen. Mit ihm ist eine allgemein geachtete Persönlichkeit aus dem Leben geschieden. Viele Jahrzehnte sind wir ihm täglich auf seinem Dienstwege begegnet und wie seinen Vorgänger in dem Rektorat der Bürgerschule, den alten Rat Bartold, kannte und ehrte ihn jung und alt. Wie Rat Bartold war auch er Theologe, aber beide fühlten sich zur Erziehung der Jugend innerlich berufen und blieben ihrem pädagogischen Amte treu. Auch er lernte die Schwere und Härte des Schicksals kennen. Von seinen drei Söhnen sind zwei im letzten Weltkrieg gefallen. — Unser Caroliner, der Bankbeamte Max K ö h l e r , Berlin-Pankow, von 10 Geschwistern der letzte Bruder, ist am 30. März 1963 im 73. Jahre seinem Herzleiden erlegen.

#### Aus Briefen

Dr. Wilhelm Gernentz: Neben den Ausführungen von Paul Steinmann — wie stets, so auch heute wieder gründlich und wissenschaftlich fundiert — hat mich ganz besonders der Aufsatz von Hermann Brunswig gefesselt. Mit dem Problem des humanistischen Bildungsideals habe ich mich Jahrzehnte hindurch eingehend befaßt. Was B. nun dazu sagt, welche Stellung er mit seinem "neuen Humanismus für alle" bezieht, das alles hat mich sehr beglückt. Möchten sich seine Ansichten in der Erziehung der jungen Generation verwirklichen. — Dr. med. Fritz Buttermann: Mein Vater (Frauenarzt Dr. med. Adolf Buttermann) hat seine Klinik den ganzen 2. Weltkrieg



Auf dem Lübecker Treffen am 2. November 1963 Konteradmiral a. D. H. Bütow mit Frau und Lotte Lange geb. Dörschner

hindurch weitergeführt und besonders in den Wirren der Auflösung 1945 noch vielen Hilfe gebracht. In den letzten Kriegstagen, am 25. 4. ist in Berlin-Dahlem noch mein Bruder Heinz als Oberleutnant gefallen, nachdem ihm wie zuvor Vater im 1. Weltkrieg das Ritterkreuz verliehen war. Mutter hat ihn nach tagelangem Suchen gefunden und nach Hause geholt. Jetzt hat der Vater seine letzte Ruhe neben seinem Jungen gefunden. (Vgl. Carolinum Nr. 36, S. 135 u. 138.) — Paul K annengießer übersandte dem Archiv des "Carolinum" ein Klassenbild der Nona 1882 und zwei Fotos aus dem Nachlaß seines verstorbenen Schwagers, des Ministerialrats Max Reinke, der am 18. November 1947 mit 72 Jahren in Schwerin starb. Weiter hatte er eine Reihe von Aufnahmen und Filmen aus Neustrelitz und seiner Umgebung und die Erinnerungen des Franzosen Bourgogne über 1812 beigefügt. Er schreibt dazu:

#### Nachlese

Ich fand noch im Verlorenen des Lebens spätes Glück, vom Schicksal einst Erkorenen blieb es am Weg zurück.

Vereinsamt, still, ein trautes Bild im unerfüllten Sein, am Wegscheid grüßend, wundermild, Erinnerungsblümelein.

Noch grüßt im Alter mich ihr Blühn in silberhellem Schein und läßt allmählich im Entfliehn im Heimweh mich allein.

Prof. F. Scheven: Wenn ich mir eine Ausstellung an dem ausgezeichneten Beitrag von Prof. Luther in Heft 37 über den "Humanismus in unserer Zeit" erlauben darf, dann würde der dahin gehen, daß das, was mir mit das Wertvollste in dem humanistischen Gymnasium gewesen ist, und was auch in der Bilderauswahl der Hefte

des "Carolinum" immer wieder hervortritt, die Formung durch die Werke der klassischen Kunst, allzu sehr am Rande steht. Aber das Hervortreten der soziologischen und politischen Fragen ist ja notwendig gegeben mit dem Bezug des Humanismus auf unsere Zeit. — Benno Pogoda: Kein Mensch kann so intensiv an die Heimat denken wie gerade der Seemann. . . . . Von meinen Mitschülern ist der Oberpostinspektor Hermann Graf aus Strelitz-Alt 1961 verstorben. Ludwig (Martin?) Maass, Exportkaufmann, besuchte mich 1930 (!) in Hamburg. Post an den Bibliothekar Hans Schmidt kam als unbestellbar zurück. Wohl verstorben . . . . Nach meinem Examen auf der Seefahrtschule in Rostock 1908 diente ich als Einjähriger bei der 1. Matr.-Division Kiel, fuhr dann als Offizier bei der Hapag, Hamburg. Ende des ersten Weltkrieges war ich Kapitän bei der Bergungsgesellschaft Odin. Auf Grund meines Kapitänspatentes, das ich 1912 in Rostock erhielt, mußte ich wieder schwimmende Untersätze besteigen und war von 1941-1945 als Spezialist für Magnet- und Kreiselkompaßanlagen der U-Boote in Norwegen, Constanza und Salamis tätig. Jetzt habe ich in meinem 3000 gm großen Garten Beschäftigung. Mein ältester Sohn besucht eine HTL, der zweite die Navigationsschule in Lübeck und der dritte ist vor kurzem als Leichtmatrose mit der "Cumberland" abgedampft. Ich bin 78 Jahre alt und war nie in meinem Leben krank. Es scheint nun nicht übertrieben, wenn ich mir einbilde, daß keiner eine so schöne Jugendzeit hatte wie wir Jungen in unserem lieben Neustrelitz. Allein schon die Vielzahl der dortigen Originale! Unsere Indianerschlachten am Mühlberg, am Bürgersee und Langensee! Welcher Neustrelitzer Junge könnte die Insel Metschmang vergessen? - Dr. Fritz Wienke: Ich habe 1953 das Abitur gemacht und im November 1959 das medizinische Staatsexamen abgelegt. Nach meiner Promotion arbeite ich jetzt schon zwei Jahre im Städtischen Krankenhaus Düsseldorf-Benrath. Meine Frau Karin geb. Ott bestand ihr Abitur in Königswinter/Rhein. Mein Bruder Hans beendete sein medizinisches Studium 1961. Er ist verheiratet mit Barbara Boese aus Berlin. . . . Zu einer Anfrage in Heft 34 betr. Elly Schroeder kann meine Mutter mitteilen, daß diese den Altstrelitzer Arzt Dr. Lolling heiratete, der im 2. Weltkrieg gefallen ist. Über Jochen Schuppenhauer, nach dessen Schicksal ebenfalls gefragt wurde, haben wir durch seine Eltern, Berlin-Neukölln, Anzengruberstr. 23, erfahren, daß er nach seinem Notabitur 1944 zum Wehrdienst eingezogen und in den letzten Kriegstagen 1945 verwundet wurde. Er ist dann trotz einer Notoperation an einer Blutvergiftung gestorben und auf dem Soldaten-Friedhof in Schleswig beigesetzt (Sterbedatum: 11. 5. 1945). — Albert Stecher: Über den Zeitpunkt der Einführung von Schülermützen am Carolinum kann ich leider nichts Eindeutiges sagen. Ich weiß nur, daß mein ältester Bruder als Tertianer - nach einem Jugendbildnis -1874 die rote Mütze getragen hat, und daß wir damals als Schüler angenommen haben, daß die Mützen der Prima, Sekunda und Tertia mit den Farben "schwarzweiß-rot" aus der Zeit der Reichsgründung herrührten und den Farben der Reichsflagge entsprachen. Im übrigen wünsche ich dem Carolinum zum Neuen Jahre von Herzen alles Gute.

> Sol revenit, Terra ridet, Per tenebras Lucem videt.

Dr. E. Urbahn: ... Ja, und dann Brunswigs Acronycta alni. Das ist eine berühmte Eule und Seltenheit. Zufällig hat meine Sammeltätigkeit so ziemlich damit begonnen. Ich besitze noch heute ein Erinnerungsstück, das ich 1896 aus einer Raupe zog, die mein Onkel hier in Zehdenick auf seinem Hof an einem Wallnußbaum gefunden hatte. Es ist eine tolle Raupe, schwarz und gelb gefleckt und an den Seiten mit sonst bei uns nie wiederkehrenden kolbigen Haaren in je einer Längsreihe besetzt, wie die Fühler eines Tagfalters ... Alni ist über ganz Europa und bis Sibirien verbreitet, aber — ohne Mischlicht oder UV immer nur schwer und einzeln zu bekommen. ... Den großartigen Vortrag von Hermann Brunswig über den Humanismus in Heft 38 habe ich gleich gelesen und gestaunt, zu welchem Philosophen sich dieser harte Seemann entwickelt hat. — Hermann Bruns wig (Argentinien):

Das Heft 39 ist wieder einmal ein besonders gut geglücktes Dokument unserer Schulgemeinschaft. Das zeigt zunächst die erfreulich hohe Summe der Spenden, das zeigen die fast aus allen Weltteilen kommenden Grüße und Erinnerungen, das zeigt vor allem aber der Inhalt, der sich immer auf hohem Niveau hält und auf Dinge erstreckt, die uns allen am Herzen liegen. Besonders möchte ich erwähnen Archivrat Steinmanns tiefschürfenden Aufsatz, Dr. Fischers Abhandlung über Malchin und daneben die beiden Naturschilderungen von Urbahn "Ostufer Müritz" und Hermann Groths "Vogelwelt am Zierker See". Andere wird anderes mehr interessieren; hier soll kein Qualitätsurteil gesprochen werden. - Ich begrüße als alter Marinemann den Verfasser von "Aus Stargard in die weite Welt" und kann ihm verraten, daß ich mir seinen Namen aus der Rangliste herausgetüftelt habe, auch Marine-Ingenieur Kurt Busch meinen Gruß als Mecklenburger Landsmann. — Hervorragend finde ich aber besonders "Neudrusedom" und bin hocherfreut, daß ein weiterer Artikel folgt. — Ich grüße Max von Wussow, den ich unter den Spendern fand. Ferner Werner Rust, Hermann Warncke nachträglich meinen Glückwunsch zum 90. Geburtstag. Ebenso an Paul Buchin, Frau Helli Cordua geb. Blank, Dr. Hans Fründt und viele andere Namen, die mir noch von meinem Elternhause her bekannt sind wie Frau Johanna Scheel, Schüder, Wesemann, Rieck, Haberland, Beckstroem. - Wer schreibt einmal etwas über die Elbkähne und die Holzflößerei durch den Kammerkanal und die Havelseen? — Zu Buchbesprechungen: Herrn Franz Engel, Archivdirektor, teile ich mit, daß ich eine Karte von Mecklenburg habe, betitelt:

Ducatus Meklenburgici, Tabula Generalis continens, Duc. Vandaliae et Meklenburg, Comitatum et Episcopatum Swerinensem, Rostockiniense e Stargardiniense excudente Dominium

Io. Baptista Homann Noribergae cum Privileg — sac. Caes. Maj.

Die Karte ist dreifarbig gehalten, in grün, gelb und rot. Eine Jahreszahl trägt sie leider nicht. Neustrelitz ist noch nicht darauf angegeben, nur Glineke. Feldberg und Fürstenberg liegen noch in "Brandenburgi partus". Falls Herr Engel glaubt, daß es für ihn von Wert sein könnte, lasse ich hier eine farbige Fotokopie machen. Wahrscheinlich handelt es sich um eine Karte vor 1733, also vor der Gründung Neustrelitz. Ich werde im Heft 39 besser beurteilen können, wenn über die Schmettauschen Karten Näheres berichtet wird.

E. B.: . . . der Bildhauer Flath mit seinen germanischen Frauenbildnissen, die ins frühnordische Christentum oder ins Märchen gehören! Sie begleiten geradezu das Gedenken an die Brüder Grimm, an diese klugen, schönen, deutschen Menschen. Und ist nicht auch das Volkskundliche darauf abgestimmt? . . . Besonders aufmerksam wurde ich auf das "Lägenblatt", das der Verfasser des Artikels "Bullerjahn un Röhlkentee" als "heilendes Blatt" verstanden wissen will. Es ist unser breitblättriger Wegerich", der noch in meiner Kindheit zum "Anwenden", d. h. zaubrisch gesundmachen, verwendet wurde. - Sehr gefiel mir der Artikel "Das Herz der Artemis geweiht". - Dr. Bergert: Die Worte über die Kleinschreibung in H. 37 sind mir als Germanisten aus dem Herzen gesprochen. Ich beglückwünsche das Carolinum dazu. – S. Zander: Das Carolinum veröffentlicht Anregungen, die großen Buchstaben abzuschaffen. Man sollte sich einmal die Mühe machen, einige Seiten unserer Klassiker nur mit kleinen Buchstaben abzuschreiben, um zu erkennen, welche Sinnlosigkeiten und Unverständlichkeiten dabei herauskommen. (Frage der Redaktion: Und wie verstehen die Engländer ihren Shakespeare und die Franzosen ihren Molière? Verstehen wir Stefan George nicht, dessen Gedichte sogar in Schulbüchern klein gedruckt werden?) — Dr. W. Gernentz: Ich stimme der Ansicht des "Carolinum" über die Rechtschreibung restlos bei. Es ist vom wissenschaftlichen Gesichtspunkt aus ein Nonsens, sich an die seinerzeit von einigen Grammatikern ziemlich willkürlich durchgeführte Großschreibung zu klammern.



Studienrat i. R. J. H. Klempien, Oberst d. R. Hauptmann, Dr. Pantel bei einem Zusammensein in Itzehoe

Dr. Theodor S o n n e m a n n (Staatssekretär a. D.): Mit besonderem Interesse habe ich in Heft 38 des "Carolinum" die ausgezeichnete Darstellung zum 30. März 1913 mit vielen mir neuen Fakten über die großartige Haltung des mecklenburgisch-strelitzschen Herrscherhauses gelesen. Mit ebensolchem Genuß aber die Rede von Hermann Brunswig zur Wandlung des humanistischen Bildungsideals. Brunswig war übrigens 1918 auf SMS Schlesien mein Seekadettenoffizier und steht mir als eine besonders markante Persönlichkeit unverändert vor Augen. . . . Ich möchte das "Carolinum" herzlich beglückwünschen zu diesem Heft, das eine bemerkenswerte kulturelle Leistung darstellt. — Hans Meese: Ganz hervorragend finde ich Hermann Brunswigs "Wandlung des humanistischen Bildungsideals". Ich bedaure, daß er aus der Reihe unserer Mitarbeiter ausscheiden will. . . . Wertvoll ist auch Walter Gotsmanns Vertellers "Bullerjahn un Röhlkentee". Ich habe lange nach plattdeutschen Namen für unsere (hochdeutsch und lateinisch) so bekannten Pflanzen gesucht und bin erfreut, wenigstens die im Strelitzschen üblichen Namen meiner Liste einfügen zu können. . . . "Neudrusedom" von Niklas Nothnagel habe ich mit Interesse gelesen und lächeln müssen, als ich das bekannte Wort unserer "Pythia" las. Aber auch das andere geflügelte Wort von ihr soll nicht vergessen werden: "Hinfällig sind alle matten Meinungen!" — Dr. B. Trittelvitz: Werke von Otto Flath in Heft 38 beeindrucken sehr. Vorgeschichte von Malchin las ich mit Interesse. Aber den Artikel über den alten Archivar habe ich der Familie vorgelesen, denn wir feierten gerade die Verlobung meiner Enkelin mit einem jungen Archivar. So hat das "Carolinum" unsere Feier verschönt und vergeistigt. Vom 5. bis 10. August hielt ich die plattdeutschen Morgen-Andachten im NDR. - Horst Börjesson: Als Student der Germanistik und Geschichte bin ich an Heimatgeschichte interessiert. Die Zeitschrift "Das Carolinum" ist mir schon des öfteren in Bibliographien begegnet, ohne daß ich sie bisher genauer lokalisieren konnte. - Walter Rieck: Ich finde die Kleinschrift scheußlich. Wann kommt ein Gegenartikel?

Gemäß den auf dem Marburger Treffen 1962 gefaßten Beschlüssen wird der Jahresbeitrag ab 1964 wie folgt erhöht: Für Caroliner auf 15,— DM, für den Ring der Freunde auf 12,— DM. In dem Beitrag ist die kostenlose und portofreie Lieferung des "Carolinum, Blätter für Kultur und Heimat" eingeschlossen. Postscheckkont o: Walter Blank, Kiel 1, Hamburg 21 80 06 für Carolinum.

In Briefen ist die vollständige Anschrift im Briefkopf unbedingt erforderlich.

Am 28, und 29, September 1963 fanden die Mecklenburgischen Landesmusiktage wieder in Neustrelitz statt. Voraus ging ihnen ebendort die Woche der Kirchenmusik vom 23. bis 27. September. Die Gesamtleitung hatte Kirchenmusikdirektor Hans Borlisch. Während dieser Zeit fanden im ganzen Kirchenkreis Stargard Abendmusiken in Neubrandenburg, Burg Stargard, Woldegk, Friedland, Feldberg, Strelitz-Alt, Wesenberg und Fürstenberg stätt. In Neustrelitz selbst wurde abends in Borwinheim in der Schloßkirche und vor allem in der Stadtkirche musiziert. Werke der alten geliebten Meister wie Bach, Buxtehude, Pachelbel, Telemann kamen zu Gehör, aber auch die Neueren: Wenzel (von Neubrandenburg her noch vielen bekannt), Distler, Pepping. Am Sonntag, dem 29. September, predigten in der Schloßkirche der jetzige Landessuperintendent Bosinski, in der Stadtkirche Landesbischof D. Dr. Beste und in der St.-Georgen-Kirche, Strelitz-Alt, Landessuperintendent Alstein, Ludwigslust. - Den Schluß der Musiktage bildete am Sonntag um 15.30 Uhr eine Festliche Musik mit Werken von Händel. — Von einem zufälligen Treffen sandten Grüße Harald Banse, Willi Cordua, Hans Fründt, Ilse Banse, E. Fründt, W. Kirchner, Ulrich Becker, — Als Tauschgabe erhielt das Archiv des "Carolinum" von der Universitätsbibliothek Greifswald die Festschrift der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald zur Ostseewoche, Jg. XII, 1963, Heft 3. - Von der Universitätsbibliothek Rostock Heft 1, 2 und 3 der Wissenschaftlichen Zeitschrift der Universität Rostock. In Heft 2 ist besonders erwähnenswert eine Bibliographie von Professor Dr. Rudolf Helm, zusammengestellt nach zwei aus Anlaß des 90. Geburtstages von Rudolf Helm unabhängig voneinander in Rostock und Westberlin entstandenen Bibliographien. Die Verfasser waren Martha Lüneburg (Institut für klassische Philologie Rostock) und Jürgen Wiesner (Seminar für klassische Philologie Westberlin). — Von der Universitäts-bibliothek Leipzig: Leipziger Universitätsbauten, die Neubauten seit 1945 und die Geschichte der Universitätsgebäude, hgg. von Dr. Heinz Füssler, 1961, VEB Bibliographisches Institut Leipzig, 218 S. mit vielen vorzüglichen Bildwiedergaben. Der historische Teil "Die Universitätsgebäude von 1409 bis ins 17. Jahrhundert" ist von Dr. Erich Franke verfaßt. — Am 10. Oktober 1963 konnte Dipl.-Ingenieur Dr. Johannes S c h w e n g l e r in Travemünde seinen 85. Geburtstag bei bester Gesundheit feiern. Dr. Schwengler war jahrelang Dozent am Technikum Strelitz, später Referent im Reichsluftfahrtministerium und ist durch seine wissenschaftlichen Forschungen und Arbeiten weit über die Fachwelt hinaus bekannt geworden (vgl. Das Carolinum Nr. 31, 1960, S. 85: Johannes Schwengler, Das Technikum Strelitz). — Am 28. März 1963 fand die Jahresmitgliederversammlung der Fritz-Reuter-Gesellschaft e. V. in Lübeck im Bildersaal der Gemeinnützigen Gesellschaft statt. Einige Veränderungen im Präsidium und im Beirat wurden durch die Niederlegung ihres Amtes durch Friedrich Griese und Paul Langmaak (Verzug aus Lübeck) erforderlich. Zum Präsidenten wurde Christian Jenssen, Vorsitzer des Eutiner Dichterkreises gewählt, der Reuterrezitator Ernst Hameister wurde zum Ehrenvorsitzenden ernannt. In den Beirat wurden hinzugewählt Verleger Scheffler (Lübeck) und Frau Groth. Den Festvortrag hielt Christian Jenssen über das Thema: "Fritz Reuter, ein Meister der Erinnerungserzählung". — Der alte Vorstand wurde einstimmig wiedergewählt: Die geschäftsführenden Herren Rechtsanwalt Felke, Alfred Höffer, Otto Hamkens und die Beisitzer Dr. H. Constantin Blanck und Günther Wiencke. — Am Sonntag, dem 27. Oktober 1963 wurde durch den Rundfunk 7.30 Uhr eine Morgenfeier aus der Stadtkirche Neustrelitz übertragen, die sehr klar und schön auch bei uns ankam. Es wirkten mit der Neustrelitzer Kirchenchor, mehrere Solisten, KMD Hans Borlisch als Leiter und Organist. Im Mittelpunkt stand die Predigt. - Die Rezension über die von Staatsarchivdirektor Dr. Engel, Bückeburg, herausgegebenen mecklenburgischen Schmettaukarten, die schon im Druck vorlag, wurde von dem Rezensenten zurückgezogen, da sich inzwischen noch einige wichtige Gesichtspunkte ergeben hatten deren Berücksichtigung erforderlich erscheint. Wir vertrösten die vielen Interessenten daher auf Heft 40. - Eine Reihe von Fragen konnte noch nicht beantwortet werden, da weder Kraft noch Raum ausreichte. - Prof. Dr. Hans Plendlvon der Florida State University, USA, besuchte im Oktober 1963 den Herausgeber, um mit ihm Erinnerungen auszutauschen und auch die Art des vorgesehenen Beitrages über Aufgaben und experimentelle Methoden der Kernphysik zu besprechen. Beim Abschied überreichte er als Gastgeschenk einen von ihm selbst hergestellten durchsichtigen runden Plastikblock, der von einem F.S.U.-Beschleuniger mit drei Millionen Volt Elektronen bestrahlt wurde. Die im Block sichtbar gewordene Zeichnung, genannt die Lichtenberg-Figur, zeigt den Weg an, der von den eingefangenen Elektronen durchlaufen wurde, als sie entladen wurden.